

FINGERHUT

2021

Epilog

Im Leben eines Menschen ist kein Ereignis so entscheidend, wie jenes, in dem man seinen Verstand, das durch Erfahrung erbaute Konstrukt identitärer Logik, einzubüßen glaubt.

Angenommen, man laufe einen Pfad und komme an eine Weggabelung; der eine Weg führte nach rechts, der andere nach links. Folgte man nun dem linken Weg und komme nach einer Weile an eben jene Weggabelung, sagt mir mein Verstand: Der Abzweig leitete auf einen Kreis – nun stehe ich wieder hier.

Das Gleiche wäre übrigens festzustellen, folgte man anschließend – und das ist zu betonen – dem anderen Weg und finde an jene Wegkreuzung abermals zurück. Nun wüsste ich wenigstens, dass ich in einer Sackgasse stehe, und derjenige als Schelm zu verwünschen ist, der das Wegkreuz aufgestellt.

Ginge ich denn zurück und gelangte an eben jene verflixte Wegkreuzung zum dritten Male, sollte mir spätestens jetzt auffallen, dass etwas nicht stimmen, d. h. mit meinem sensorischen Eindruck nicht richtig sein kann.

Mein Verstand rät mir zu prüfen, ob es denn tatsächlich dasselbe Wegkreuz ist. Die Erinnerung an Einzelheiten sagt Ja.

Verstand rät weiter mich zu vergewissern, dass ich denselben Weg zurückgegangen, der mich zum Wegkreuz hingeführt. Meine strapazierte Erinnerung widerspricht auch diesmal nicht.

— Was ich damit sagen will? Dass man Geschehnissen teilhaftig werden kann, die so bizarr sind, dass sie weder glaubwürdig noch übertrieben wirklichkeitsfern sind; Geschehnisse, deren Eindrücke an der Klarheit des eigenen Verstandes zweifeln lassen; und das Unmögliche doch zu akzeptieren bereit ist. Denn aus Erfahrung wird Erinnerung. Und Erinnerung ist Wirklichkeit.

Der Verstand am Abgrund

Es gibt Dinge, die können nicht gut sein, egal wie wohlwollend man sie betrachten mag. Ein Beispiel aus der Natur ist ein unbeaufsichtigtes Feuer. Aber es gibt auch Beispiele aus der Welt des menschlichen Verhaltens. Mein Beruf zählt dazu.

Ich wage diese kühnen Gedanken, während ich in ein Flugzeug eingepfercht bin, weitab von meinem Chef, der selbstverständlich seinen Sitzplatz in der Ersten Klasse, vorn im Flugzeug, hat. Es fehlt mir an Bedauern, unter das gemeine Volk gemischt worden zu sein; denn es birgt den Vorzug in sich, mit seinen Gedanken allein zu sein; zu spüren, dass man ein menschliches Individuum mit eigenen Absichten und Träumen ist.

Als ich mich vor fünf Jahren in die Dienste dieses Mannes stellte, erschien es mir wie das große Los: Gegen gutes Geld ein paar Termine organisieren, hier und da mitschreiben oder dolmetschen. Dazu Reisen auf mittlerweile alle Kontinente außer dem Gefrorenen.

Derweil stellte ich fest, dass zweierlei Dinge, die wie eines arbeiteten, mein Leben formten, geradezu erstickten:

Zunächst einmal sind es die zahlreichen Reisen, auf die ich meinen Chef beinahe ohne Ausnahme zu begleiten habe. Es sind derer so viele, dass ich früh zu fragen begann (freilich still), weshalb die kurzen Plaudereien mit Geschäftspartnern nicht ebenso gut telefonisch beizubringen seien. Schmunzelnd erinnerte ich mich an die paar Mal, da trafen wir einen Geschäftspartner in einem New Yorker Café und saßen am Nachmittag schon im Flieger zurück nach Europa. Welch immenser Stress für die Nerven, für den Körper, von der Umwelt ganz zu schweigen. Aber es war nicht meine Art mich zu beschweren. Chef sprach, ich tat. Mit der Zeit muss er mich für sein persönliches Notizbuch gehalten haben.

Neben der Notwendigkeit ließ mich auch deren Anzahl ins Grübeln kommen, ob das Reisen des Mannes (und damit meine) eine Lebensaufgabe sey. Fürwahr: es lässt keinen Raum für eigene Familie oder Hobbys; Urlaub muss hart erkämpft werden und wird nur, das mag für manche befremdlich sein, mit bösen und Enttäuschung ausdrückenden Worten bewilligt. Letztlich ist kein Mensch dafür gemacht, ohne feste Bleibe zu sein, ohne Ankerpunkt in Vergangenheit, Ferne oder Zukunft. Damals versicherte ich mir alle Tage, dass ich die-

sem Berufszweig nicht ewig wolle folgen können. Sich an zwei Orten gleichzeitig aufzuhalten, ist keines Menschen Stärke.

Zum Zweiten steht da mein Chef, so despotisch und selbstüchtig, wie er meiner moralischen Gesinnung nur widersprechen kann. Auch wenn ich erst später auf sein Wesen eingehen will, so sey doch jetzt schon festgestellt, dass er einen jener Anker in meinem Leben bildete, von denen ich Sätze zuvor gesprochen. Ein Anker deswegen, weil er mir täglich gegenübersteht; weil ich ihn bereits Tage nach meiner Anstellung durchschaut und mich an ihn gewöhnt habe, wenschon er mich unermüdlich mit seiner Abscheulichkeit zu überraschen vermag. Nicht aus diesem Grund allein wird das hier Gelesene vorrangig von ihm, nicht von mir, handeln. Nicht, weil er es verdient, dass seine Geschichte erzählt wird. Sondern, weil all die Gestorbenen von seinen Entscheidungen zu erfahren haben.

Und so endete unser gemeinsamer Weg.

Es war kurz vor Mitternacht, als wir uns auf dem Rückweg von Portugal nach Toronto befanden. Obschon mir das an Bord servierte Abendessen, wie so oft, noch schwer im Magen lag, arbeitete ich an der Reinschrift des Protokolls, das ich diesmal selbst und im Geschehen anfertigen durfte. Nicht selten warte ich im Vorzimmer, bis Chef seine Plauderei mit Geschäftspartnern beendet hat. Wenn er mir dann anschließend, nach Zigarre stinkend, gegenübertritt und ich die Augen von seinem uringelben Schnauzer abzuwenden versuche, wirft er mir Erinnerungsfetzen zu, die er Protokoll nennt und die ich zu sauberer Mitschrift zu übersetzen habe. Der Lückenhaftigkeit seiner Erinnerungen geschuldet, bedient er sich meiner Fähigkeit zu Ausschweiferei und präzisiertem Ausdrucksstil, um das Wesentliche in Konsens einzubetten. Es war, als würde man einem *ghostwriter* eine Überschrift vorgeben, und ihm den Rest überlassen. Umso mehr freute ich mich, diesmal über eigene Notizen zu verfügen, um sie ordentlich abzuschreiben. Denn das entsprach meinem beruflichen Ordnungssinn.

Der müde Blick aus dem Fenster bestätigte mir wiederholt, dass wir fernab jeder Landmasse über dem Atlantik flogen. Dann erregte etwas meine Aufmerksamkeit.

Die vier für unseren Abschnitt zuständigen Flugbegleiter diskutierten aufgeregt. Dass sie sich gegenseitig auf die Lautstärke ihrer Worte hinzuweisen bemühten, fand ich bemerkenswert. Einer von ihnen hatte das Bordtelefon unter dem Ohr; offenbar mit dem Cockpit in Kontakt stehend.

Das Flüstern verfehlte; Wortfragmente drangen in mein Ohr, womöglich dem einzigen nicht schlafenden Fluggast der Kabine. Da beriet man sich, ob die Passagiere wegen der „Angelegenheit“ unmittelbar informiert werden sollten, oder erst dann, wenn man Genaueres wisse. Die Vier verloren dabei auch augenscheinlich ihre Professionalität: Einer schüttelte nervös den Kopf, ein Zweiter legte ihm die Hand auf die Schulter, die sogleich fortgestoßen ward. Nun wachte ich zur Gänze, als würde ich nach zehn Stunden Schlaf in die Mittagssonne blinzeln.

Was darauf folgte, ließ nicht lange auf sich warten: Ein weiteres Crew-Mitglied trat zwischen die Redenden, griff wortlos den Hörer und hielt einen Moment, seine Worte bedenkend, inne. Dann machte er eine Durchsage:

„Werte Fluggäste. Der Kapitän bittet mich Sie über folgende Situation zu unterrichten: Wir sehen uns momentan außer Stande, am Zielflughafen in Toronto zu landen.“

Er pausierte und schluckte. Derweil erwachten die Angerufenen aus ihrem Schlaf.

„Zurzeit gibt es am Zielflughafen ... technische Probleme, die uns eine Landung unmöglich machen. Wir werden stattdessen auf eine Landebahn in Milwaukee ausweichen. Seien Sie unbesorgt – unsere Tanks für Reserve-Treibstoff erlauben uns derartige Umwege im Notfall. Momentan können wir noch nicht sagen, mit welcher Verspätung Sie zu rechnen haben, oder wie der Weiterflug organisiert werden wird. Der Kapitän steht mit dem Flughafen Milwaukee in ständigem Kontakt. — Ich wiederhole ...“

Und er wiederholte. Das war auch für mich neu, und schon ratterten in meinem pflichtbewussten Adjutanten-Geist die Rädchen, um von dort eine Verbindung nach Toronto, unserem eigentlichen Ziel, zu ermitteln. Welche Folge-Termine mussten deswegen abgesagt werden? Welche Hotel-Reservierung würden wir nicht einhalten können? Probleme mit dem Mietwagen?

Plötzlich wurden meine Gedanken durch ein Raunen aus der Ersten Klasse unterbrochen, und eine Stimme schrie, so penetrant, dass man ihren Klang selbst auf einem Jahrmarkt nicht würde überhören können:

„Was?“, und schon rollte ich meine Augen, denn ich ahnte, was jetzt kommen würde:

„Coresta!“, schallte es durch die Länge des Flugzeugs. Und wäre das nicht peinlich genug, gab ich mich durch Aufstehen zu erkennen, und folgte dem Ruf des Alpha.

Im Grunde suchte auch er nur nach Antworten, so wie es jeder Mensch zu tun gewillt ist, der in Unkenntnis belassen wird. Doch wie er es tat, darin unterschied er sich von allen anderen Passagieren. Und in seiner Aufgebrachtheit verhielt er sich so, als würde sich die Bedeutung des ganzen Fluges lediglich nach ihm und seinen Terminen richten. Unnötig zu sagen, wie verlegen ich inmitten der Ersten Klasse stand, und mir anzuhören, was ich längst wusste. Nach einer viertel Stunde verlor er die Kraft und es wurde ruhiger im Flugzeug. Ich durfte auf meinen Platz zurückkehren.

Eine Stunde später drängte sich den Passagieren abermals ein Bedürfnis auf, den weiteren Verlauf des Fluges zu erfahren; und so reihte sich Frage an Frage, allen voran, ob es beim angegebenen Zielflughafen bliebe. Und die Menschen wurden in ihrer Hysterie taub für Informationen, die seit Anbeginn längst vorlagen. Mit hoher Wahrscheinlichkeit beobachtete man, und das wiederholte sich gelegentlich, dass jemand eine dieser Fragen an einen Flugbegleiter richtete; und nur Minuten später warf ein anderer Fluggast dieselbe Frage in die Kabine, obgleich er nur zwei Reihen hinter dem ersten Fragenden saß.

Mir persönlich war der Ausweichflug im Grunde gleichgültig, denn für mich würde sich an der Reise selbst nichts ändern: Ob ich nun in dem einen oder anderen Hotel eincheckte; oder an dem einen oder anderen Flughafen das Gepäck zum Taxistand beförderte ...; da niemand auf mich wartete, noch nicht einmal ein Haustier; und da auch meine Begleitung die immer selbe spröde Person ist; so bedeutete es mir keinen Unterschied.

Einmal wartete ich vor der Toilettentür. Eine Flugbegleiterin, bereits sichtlich angespannt, kam durch den Gang. Sie räusperte sich ununterbrochen, und im Scherz dachte ich bei mir, dass ihre Stimme leide, weil sie so viele Fragen zu beantworten habe. Insgeheim tat sie mir leid, denn sie war mir gar nicht so unähnlich. Viel zu oft unterscheiden sich die Menschen in nur zwei Berufungen:

Solchen, die für andere da sind; und solche, für die andere da sind.

Jedenfalls hielt ich sie an und fragte im Vertrauen, so als spräche die eine Gepeinigte zur anderen:

„Es ist ungewöhnlich, dass bei einem kanadischen Zielflughafen nicht auf einen ebenfalls kanadischen Flughafen ausgewichen wird. Können Sie mir sagen: Wurde dies dem Kapitän angewiesen, oder hat er das selbst entschieden?“

Eigentlich eine törichte Frage, die ich besser für mich behalten hätte, wie mir Sekunden später in den Sinn kam. Doch die junge, hilfsbereite Frau hatte mir aufmerksam zugehört. Sie legte ihre beruhigenden Augen auf mein Gesicht, so wie sie es gelernt, so wie sie sich in der angespannten Enge der Flugbüchse jederzeit an nervöse Fluggäste wendete. So sah sie sich in beide Richtungen des Ganges um, dass wir unter uns seien, und flüsterte:

„Wir konnten in Toronto niemanden erreichen. Der *tower* antwortet nicht. Schon seit Mitternacht. Bei zwei weiteren Flughäfen in Reichweite ist es ebenso. Milwaukee Airport war der erste, der Antwort gab, und bot uns eine Landebahn an.“

Sichtbar lag Verkniffenheit und Furcht in ihrem Gebaren, dass auch mir Angst wurde. Dann entfernte sie sich ohne ein weiteres Wort und ließ mich mit dieser mysteriösen Antwort zurück.

Zunächst wollte ich gar nicht weiter darüber nachdenken, denn ohne andere Informationen wäre jeder Rückschluss, warum Toronto und die anderen nicht antworteten, Unsinn.

War es eine atmosphärische Störung, die den Funkkontakt verhinderte? Warum nicht?! Wir leben in einer aufgeklärten Welt, in der fantasievolle Geister andauernd neue Erklärungsmöglichkeiten darüber aufstellen, welche Form unsere Galaxie hat, oder weshalb dieses oder jenes Elementarteilchen mit jenem wechselwirkt, oder auch nicht. Das hier war ja nur Funk.

Bald erfolgte über das Bordtelefon eine neue Bekanntmachung, die mich wieder nachdenken ließ:

„Werte Fluggäste, hier spricht der Kapitän. Bitte beachten Sie folgende Mitteilung bezüglich unseres Ausweichflughafens Milwaukee, Wisconsin. Auch wenn es nicht den Vorschriften entspricht, sehe ich mich doch veranlasst, Sie

über unsere Situation zu informieren. Bitte vermeiden Sie jede Panik an Bord; es gibt momentan keinen Grund zur Besorgnis.“

Ich glaubte ihm, denn immerhin war er bereit, uns entgegen seiner Vorschriften dringend erwartete Informationen zukommen zu lassen. Und imponiert hat es mir auch, denn er zeigte mit seiner Verlautbarung mehr Menschlichkeit, als man sie üblicherweise den in Masse Reisenden offenbart:

„Vor Kurzem wurden Sie darüber unterrichtet, dass wir aufgrund technischer Probleme mit dem Bodenpersonal in Toronto den Ausweichflughafen in Milwaukee ansteuern. Ich betone, dass es sich um technische Probleme handelt, die *nicht* an Bord dieses Flugzeugs auftreten. Uns wurde vom *tower* in Milwaukee eine Landebahn zugewiesen, in deren Richtung wir gerade einschwenken, wie Sie feststellen können.“

Tatsächlich hatte sich das Flugzeug leicht zur Seite geneigt und durchbrach nach weiteren drei Stunden im Sinkflug gerade die Wolkendecke, die bislang die Sicht auf den Erdboden verhindert hatte.

„Mittlerweile – und das beabsichtige ich Ihnen mitzuteilen – haben wir auch den Kontakt zum Flughafen Milwaukee verloren, ganz ähnlich, wie uns die Kommunikation mit dem *tower* in Toronto unmöglich geworden ist. In Rücksprache mit meinem Techniker sind wir der Meinung, dass es sich nicht um einen technischen Defekt unserer Funkanlage handeln kann. Die Tests wiesen jedenfalls keine Mängel aus. Wir werden also weiterhin Kurs und Sinkflug beibehalten und in Kürze landen. Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.“

Es dauerte gar nicht lange, da wurden der Passagiere Bedenken durch das einstudierte Gestikulieren der Flugbegleiter zerstreut. Tatsächlich glaube ich, dass sich die Freude über die bevorstehende Landung durchsetzte, unabhängig davon, wo sie geschehen würde. Auch ich fühlte mich von dieser Vorfreude durchwirkt, denn sie gestattete mir, die kleine Aufregung als mysteriösen Umstand, als nie wirklich gewesenes Abenteuer zu sehen, das, gleich einem Missverständnis, mit einem verlegenen Lachen zu beseitigen war.

Leider hielt das beruhigende Gefühl nur wenige Minuten, und es schien, als sey die Interpretation als Missverständnis – das Missverständnis selbst!

Sehr genau beobachtete ich unsere Annäherung an den Boden, erkannte die Straßen, die Hausreihen, den Flughafenkomplex mit seinem Geäst aus Landebahnen. (Stieg dort Rauch auf aus einem der Flughafengebäude?) Jedoch, es fehlte etwas, das ich schon bei Dutzenden Landungen zuvor gesehen hatte, nun

vermisste: Es fehlte mir an Bewegung am Boden.

Auf den Zufahrtsstraßen, die von meinem Platz aus einsehbar waren, regte sich kein einziges Fahrzeug. Der während des Überflugs veränderte Blickwinkel ergab das gleiche Bild: Kein Flugzeug parkte, kein Geleitauto verkehrte, keine Kofferschlangen, keine Tankfahrzeuge, kein Bodenpersonal.

Als ich das Aufsetzen der Räder vernahm, glaubte ich in eine Theaterkulisse einzusetzen, die nur dann Leben erfuhr, wenn es irgendwer hinter dem Vorhang beabsichtigte. Unschwer war auch die Verwunderung der Mitreisenden wahrzunehmen.

Kurz darauf klagte der Erste über ein unerreichbares Mobilfunknetz. Andere wiederum konnten wohl ihre Verwandten erreichen, doch rasch verschlug es ihnen die Sprache: Einen beobachtete ich, der saß da mit geöffnetem Mund und hörte, was er nicht glauben konnte. Als sein Gesprächspartner ihm alles erzählt hatte, drückte der Mann den Knopf an seinem Mobiltelefon und steckte es in die Jackentasche zurück. Wie es aussah, reiste er allein und so fand er zunächst keinen, dem er das Erfahrene mitteilen konnte. Auch unsere Blicke trafen sich für ein-zwei Sekunden, dann sah er verlegen aus dem Fenster, spielte mit seinem Fingerschmuck und fuhr sich aufgeregt durch den Bart. Offenbar war es ihm peinlich, da unglaublich, das Erfahrene zu teilen.

Das Flugzeug verlangsamte die Fahrt und wir rollten auf eine der freien Parkpositionen vor dem Flughafengebäude. Wie man tuschelte, war noch immer niemand zu sehen, weder auf dem Rollfeld sich bewegende Fahrzeuge noch Personal. Jeder, der die Möglichkeit hatte, starrte zum Flughafengebäude. Hinter keinem Fenster sah man einen Menschen vorbeilaufen, keine Tür ward aufgestoßen, selbst die Beleuchtung schien teilweise ausgefallen! Es war sehr früh am Morgen, die Sonne hatte den Horizont kaum verlassen.

Ein Flugzeug, angefüllt mit immer nervöser sich äußernden Menschen, hielt an, und nun war der Interpretation des Beobachteten freier Lauf gegeben: Das reichte von harmlosen Vermutungen wie „... Wohl alle im Streik?!“ (mit einem Lachen abgeschlossen) über die Folgen einer Naturkatastrophe bis hin zu ernstesten Anschuldigen, dass Terroristen den Flughafen eingenommen haben. Warum sonst sollte sich niemand zeigen? Wie passte Letzteres zu unserem Kom-

munikationsproblem mit Toronto? Und weshalb glich die Situation hier nun der in Toronto wieder so erschreckend gut?

Das eilige Abschnallen der Passagiere wurde zunächst gebremst von den sichtbar ratlosen Flugbegleitern. Jene waren in eine Diskussion vertieft, wie vorzugehen sey, wenn das Bodenpersonal fehlte, um eine Rolltreppe an die Zustiegsluke des Flugzeugs zu befördern. Der Kapitän, offenbar selbst unerwartet ideenlos, trat aus dem Cockpit und öffnete die seitliche Luke im vorderen Flugzeugdrittel, über die er nun in einen metertiefen Abgrund starrte und sich umsah. Sich dem Gegebenen müßig annehmend, beugte er sich heraus und rief lautstark, ob ihn jemand höre. In diesem Moment lauschten ihm alle Passagiere, und die Totenstille in der Kabine fand ihr Gegenstück in der Außenwelt. Während frische Luft von vorne nach hinten strömte, stellten sich auch mir die Nackenhaare auf.

Daraufhin zog der Kapitän seine Crew zusammen und beredete sich mit ihnen. Nach einigen Minuten sah er abermals hinaus, in der schwindenden Hoffnung, irgendeine beliebige Gestalt, vielleicht auch irgendeine beliebige Bewegung, sodenn sie nicht vom Wind getrieben sey, auszumachen. Er ließ sich mit einem Fingerzeig das Fernglas reichen und spähte in Richtung des *towers*, soweit ich erkennen konnte. Dann gab er das Glas an den Co-Piloten, der sich selbst überzeugen musste.

Als er zurück in die verblüfften Gesichter der Fluggäste schaute, vermochte man seine Hilflosigkeit bildlich zu fassen. Jedweder Glaube an Vernunft löste sich ihm aus dem Gesicht, und wie alte Hautschuppen rieselte sie vor ihm auf den Boden. Dabei dachte er eigentlich nur das, was wir alle dachten: Dass wir träumten oder wenigstens halluzinierten, oder alles als unerhört aufwendiger Scherz anzuerkennen sey.

„Ich nehme nicht an, dass jemand von Ihnen eine Person außerhalb des Flugzeugs gesehen hat?“ – Er schob sich seine schneidige Uniform-Mütze ins Gesicht.

„Erreichen Sie denn niemanden über Funk?“, fragte einer der Passagiere, in seiner bestehenden Verwunderung zurecht.

Der Kapitän schüttelte mit dem Kopf und tat kurzerhand das einzig Richtige, ohne ein weiteres Wort zu verlieren: Einen Schritt zurücktretend, zog er einen der farbigen Griffe und löste damit das Aufblasen der Notrutsche aus, die sich unter viel Aufmerksamkeit neben dem Flugzeug ausbreitete. Noch einmal

sah er in die Ferne, schüttelte abermals mit dem Kopf und glitt dann die Rutsche als Erster herunter, ohne dass ihn jene, die es von ihrem Sitz aus vermochten, aus den Augen ließen. Noch ein letztes Umsehen, dann rief er nach oben und die Evakuierung begann.

Instinkt

Das vertraute Flugzeug, diese Insel der Gewohnheit, auf diese Weise zu verlassen, dürfte auch für die letzten Zweifler bestätigt haben, dass etwas nicht stimmen konnte. Selbst Stubenrauch fehlten die Worte und verärgert ergab er sich den Anweisungen, auf die Rutsche zu klettern.

Der instinktive Gruppentrieb funktioniert tadellos: Kein einziger Passagier wagte sich aus dem Schatten des stehenden Flugzeugs; jedermann bemühte sich möglichst dicht beim Kapitän zu weilen und sein ‹weises› Wort zu empfangen.

Die Sonne drang höher und leitete einen sonnigen Vormittag ein. Schon jetzt drückte die trockene Luft, die so sehr im Kontrast zur gefilterten Kabinenluft stand. Lässig öffneten die Männer die obersten Hemdknöpfe und legten ihre Jacketts über den Arm. Manche fragten in dieser beklemmenden Situation sogar, was mit ihrem Gepäck im Laderaum geschehe. Der Kapitän reagierte darauf nicht; er schweifte wie ein Jäger in die Ferne, in der er einen verborgenen Hirsch im Unterholz vermutete.

Die Herde sah sich in alle Richtungen um. Ich selbst war damit beschäftigt, meine zu eng anliegenden, noch nicht eingelaufenen Schuhe mit zwei Servietten auszupolstern, die ich mir vor dem Abflug gekauft hatte. Sie drückten grauenhaft. Als ich aufschaute, fiel mir abermals derjenige Mitreisende ins Auge, den ich in der Kabine beim Telefonieren beobachtet hatte; der eine beunruhigende Nachricht wahrgenommen und noch immer nicht geteilt hatte. Entsprechend eigenartig benahm er sich.

Genau genommen wartete er abseits, unentwegt der Flughafen-Umzäunung und dem dahinterliegenden freien Feld zugekehrt. Auch darüber hatte der Kapitän bereits gesprochen: Die hohe Umfriedung, oben mit Stacheldraht versehen, ließ im Prinzip keinen anderen Weg als in Richtung Terminal zu. Und warum auch nicht?

Sobald sich der Kapitän in Bewegung setzte, folgte ihm jedermann in einer Schlange, bei sich nur das Handgepäck und eine Portion Tapferkeit. Vieles war in der Überstürzung im Flugzeug zurückgelassen worden. Tapferkeit auch.

Noch immer Totenstille, noch immer keine anderen Bewegungen als die unsrigen. Das war bemerkenswert unheimlich – wie es jeder *flashmob* und jede gut gemachte Filmkulisse vermögen. Da ich in der Reihe weit hinten lief, konnte ich alles gut beobachten. Zufällig schaute ich hinter mich, und erkannte den schon erwähnten Mann, der – anders als wir alle – in Richtung der Flughafen-Umfriedung eilte! Geradewegs auf die Stelle zu, wo der Zaun an den Parkplatz grenzt! Er hatte sich davongestohlen, ging seinen eigenen Weg. Seitdem sah ich ihn nicht wieder, er war ohnehin zu weit weg, und vorne in der Reihe betraten gerade die ersten Personen das Terminal-Gebäude.

Als ich endlich so weit war, hatte sich der Großteil der Gruppe bereits verteilt. Einige Mitreisende suchten sogleich die Telefonzellen auf. Mit einer Kontaktaufnahme war auch die Flugzeug-Crew über reservierte Telefone hinter den verlassenen Schaltern beschäftigt.

Mein Chef Stubenrauch hatte freilich nicht auf mich gewartet und war momentan außer Sicht.

Genau genommen war das Gebäude genauso leer wie der bisherige Teil des Geländes: Eine gewaltige Halle, das Dach von querverstrebten Bögen gestützt, so verlassen, als sey sie gerade gebaut und noch nicht freigegeben worden. Vielleicht lag darin die Erklärung für das fehlende Leben und die funktionslosen Festnetz-Anschlüsse?

Während man miteinander tuschelte, verzweifelt am Mobiltelefon herumdrückte, am Wasserspender oder vor den Toiletten stand, schaute ich genauer auf die Einzelheiten – eine Nebenwirkung meiner Konditionierung, das vertragliche Kleingedruckte zu verstehen.

Der einsehbare Gebäudeteil war weit weniger in Ordnung, als es zunächst den Anschein machte. Verwahrlost ist sicher das falsche Wort, aber unordentlich war es doch: Ein Pappaufsteller war umgefallen und lag orientierungslos am Boden; einige Papierstücke verteilten sich in einer Ecke, leere Verpackungen, ein Handfeger, ein Schuh. Ein Schuh?! Dann fiel meine Aufmerksamkeit

auf einen Imbiss-Stand, vor dem eine kleine Flasche zersprungen lag. Vorsichtig trat ich heran und blickte auf die Pfütze, die Scherben. Keiner der Mitreisenden war bislang hierhergekommen, jeder nur mit sich selbst beschäftigt. Freilich bemerkte auch niemand, dass ich mich entfernt hatte.

„Coresta! Wo waren Sie denn?!“, fuhr mich Stubenrauchs Stimme so schlagartig an, dass ich zusammenzuckte. Innerlich verfluchte ich ihn für diese Grobheit, schimpfte ihn stumm einen Tölpel. Aber es war auch gut, denn sein Blöken erweckte mich aus der Gedankenwelt.

„Haben Sie derweil die Firma erreicht?“

Auf seine überflüssige Frage ging ich, ohne zurückzuschauen, nicht weiter ein: „Was tun die anderen?“ Leidlos betrachtete ich dieses Unwesen, das mit verschlossenen Augen zu wandeln schien. War ich denn als einzige empfänglich für die zahlreichen Unstimmigkeiten, die mich schon jetzt zum *Weg-hier!* hätten aufrufen sollen?

Ich sah zur Gruppe. Diesmal antwortete mir Stubenrauch nicht. Erschrocken fuhr er hoch, nachdem er sich über den Imbiss-Stand gebeugt hatte. Mit einem angstverzerrten Blick durchdrangen mich seine Augen. Dann wandte er sich ab und ließ mich stehen.

Jetzt sah ich selbst hinter das Hindernis: Da lag ein lebloser Mensch auf dem Bauch! Und er sah ziemlich tot aus!

Erstaunlich, dass ich weniger erschrak als in dem Moment, da ich von hinten angesprochen wurde. Mit einem Mal wurde es mir klarer, das Wirken, das Ursachen, das große, leidige Puzzle. Denn wo ein Toter war, um den sich niemand scherte – da waren auch mehr. Und es würde bedeuten, dass auch wir uns in Gefahr befinden.

Kaum hatte ich zuende gedacht, hörte ich einen Schrei.

Eine junge Frau, in meinem Alter, kauerte entsetzt am Boden, starrte in den Gang, und es dauerte einige Sekunden, bis auch ich wahrnahm, was sie erregte: Ein Fremder torkelte auf sie zu, sichtbar um Aufrichtigkeit bemüht, aber scheinbar verwirrt, orientierungslos, ziellos. Dass er auf sie zuging, war nicht allein das Schockierende, sondern das Blut, das sein Gesicht, seinen Hals, sein helles Oberhemd befleckte.

Wenige Meter trennten die beiden, doch die Frau stand nicht auf, war zur Flucht nicht in der Lage. Der Fremde streckte dagegen seine Hände nach ihr

und fiel, als wäre er am Teppich gestolpert, einfach auf sie!

Niemand stand in ihrer Nähe, um ihr beizustehen; mehr noch, die Gruppe Mitreisender, mit der auch ich gekommen war, hatte sich entfernt und sah aus sicherer Entfernung dem Treiben zu! Ich betone diese Mutlosigkeit ohne Vorwurf, denn auch mir war es in dieser nicht alltäglichen Situation unmöglich, meine Füße vom Fleck zu bekommen. Und ob sie mich in ihre Richtung getragen hätten, weiß ich nicht.

Da gab es diesen Widerspruch zwischen Zuhilfekommen und dem sicheren Weiterbeobachten. Etwas riet mir, mich weiterhin fernzuhalten, die Frau aufzugeben, insbesondere, da der Fremde grundlos und etwas tölpelhaft auf sie einschlug, um sie offenbar ruhigzustellen. Seine Versuche, ihr ins Gesicht zu schlagen und zu beißen, wechselwirkten mit ihren abwehrenden Stößen und Tritten. Ein furchtbares, brutales Schauspiel, und es war nicht sicher, wer gewinnen würde.

Die anderen und ich vermochten kein Ende abzuwarten, nicht einmal, als der Frau Schreie verstummten. Denn im Augenwinkel sah man weitere dieser Menschen, ebenso eigenartig herumtorkelnd und zielgerichtet auf uns zugehend, nicht wenige von ihnen, es werden fünf oder sechs gewesen sein, genauso blutverschmiert wie der Erste.

Was sollte das?, stellte sich mir die Frage, und anders als die aufschreienden und zurückweichenden Mitreisenden verfiel ich in eine Art philosophische Überlegung. Als sey es in diesem Moment der Gefahr gerade angebracht, über das Weshalb nachzudenken! Schließlich floss das Blut zurück in meine Füße. Langsam bewegte ich mich auf meine Mitreisenden zu, mich ihrem kanalisiertem Strom in Richtung der Gepäckausgabe anschließend. Ich weiß noch genau, dass ich fest glaubte, es handle sich um einen Alptraum. Diese Annahme verblasste nach wenigen Sekunden, als ich meine Füße spürte, den Schweiß, den erhöhten Atem, das ständige Umsehen, den Lärm, das Getrampel, das angst-durchsetzte Stöhnen gejagter Beute.

Der Flucht-Impuls wurde nicht nur durch den Gruppentrieb motiviert, sondern auch durch die Beobachtung, dass offenbar keine Sicherheitskräfte der

anarchistischen Gewalt entgegenstrebten. Wenn es möglich war, dass an einem so großen Flughafen eine Meute blutverschmierter Chaoten ungehalten losschüttern konnten, dann stimmte etwas grundsätzlich nicht mit dem Konzept von gesellschaftlicher Ordnung. Andererseits erschienen all die Hinweise vor diesem Hintergrund umso erklärter: Der nicht antwortende *tower*, die personenleere Landebahn, der Tote hinter dem Imbiss-Stand. Nun waren wir selbst Teil dieser wilden, unkontrollierbaren Wirklichkeit geworden, und leisteten unseren Beitrag:

Die Gruppe zerlegte sich nun in kleinere Einheiten. Ein Mann setzte sich mit seinem Gepäck gegen zwei Angreifer zur Wehr, wurde schließlich überwältigt und über eine Bank gestürzt, während etwas zu Bruch ging. Eine Frau lief mit ihrem Kind an der Hand von den anderen weg, hin zu einer breiten Tür, an der sie panisch rüttelte, ohne dass sich etwas tat. Ähnlich wie die Jäger der Beute nachsetzen, verfolgten nun einzelne der vollkommen aus der Beherrschung geratenen Menschen die Abgeschüttelten, Separierten, Zurückgelassenen, ohne dass ich sehen konnte, wie es ausging.

Was ich wahrnahm, war das Menschenbild der Anstürmenden: Alles Männer, der jüngste vermutlich Mitte Zwanzig, aber auch ein Ende Fünziger war dabei, nicht ganz so schnell wie die anderen, aber nicht weniger zielstrebig. Sie alle schienen, so wie ich das in meiner Aufregung einschätzen konnte, allein dem Ziel zu folgen, sich auf einen von uns zu stürzen, ihn niederzuringen und totzuschlagen. Und waren sie damit fertig, gingen sie auf den Nächsten los. Was sollte das nur? Ist das nicht wie Tollwut?, fiel mir ein.

Eine weitere Gruppe aus drei Frauen rief unentwegt um Hilfe, ohne sich fortzubewegen. Und ohne, dass ihnen jemand zu Hilfe kam.

Ich selbst befand mich vermutlich in der klügsten Gruppe, die sich rasch voranbrachte, ohne umzusehen, ohne auszureißen oder sinnlos um Hilfe zu schreien. Wir hatten die Gefahr vernunftbezogen bewertet und befanden es für richtig, zunächst das Weite zu suchen, ehe die Situation neu bewertet werden müsse. Nichtsdestotrotz zogen auch wir an jeder Seitentür, die wir passierten. Bislang ließ sich keine öffnen.

Nach kurzer Zeit standen wir in einer weiteren großen Durchgangshalle, die den einen Gebäudekomplex mit einem anderen verband. In diesem Durchgang gab es nichts außer glatte Seitenwände, keine Türen ins Freie, keine Barrikaden. Da wir aus vorliegender Richtung eigenartig beunruhigende Laute ver-

nahmen, hielten wir an, schauten um uns und versicherten uns der Deckung. Wir hatten uns vom Ort des ersten Zusammentreffens so weit entfernt, dass niemand sonst zu sehen war. Trotzdem behielt man dumme Fragen oder panische Bemerkungen für sich. Selbst Stubenrauch stand wortlos aber mit angestrengtem Atem inmitten der Gruppe, der er brav gefolgt war.

„Dort rein, los!“, flüsterte jemand und ging voran in ein Geschenkartikel-Geschäft, in dem es Parfum, Spirituosen, Spielsachen und dergleichen zu kaufen gab. Geduckt schlichen wir ins Geschäft, verteilten uns und jeder suchte möglichst leise eine Deckung, eine verborgene Nische, einen uneinsehbaren Winkel.

Stubenrauch und ein Mann verbargen sich nebeneinander hinter einer Vitrine, hockten auf dem Boden und glotzten herum, unter anderem auf mich, die sich hinter einen Reklame-Aufsteller gezwängt hatte. Der war recht breit und bot im Gegensatz zu den anderen die Möglichkeit, im Stehen den besten Überblick zu behalten. Die anderen Acht verschanzten sich hinter dem verlassenen Tresen und in einer Wandnische, aus der sie zuvor hastig einen Tisch mit Werbeartikeln herausdrängten.

Es dauerte nicht lange, da wurde einer ungeduldig:

„Und was nun? Wir können nicht ewig hier bleiben!“

„Was war los mit denen? Sind die irre? Wo ist die Polizei?“, flüsterte eine andere.

„Ich glaube nicht, dass diese Leute irre sind“, bekundete ein weiterer aus der Deckung heraus: „Die sind außer Kontrolle, wie besessen. Es gibt Krankheiten, die so etwas auslösen können. Tollwut ist ein Beispiel.“

„Tollwut?“, fuhr Stubenrauch den Mann mit äußerster Skepsis an, als habe er behauptet, unser Erdtrabant sey von Mondaffen bewohnt: „Vielleicht überlassen wir die Diagnose einem Arzt!“

„Und derweil warten wir hier?!“, kam es beleidigt zurück. Dann ging der Nächste dazwischen: „Hören Sie auf mit dem Streiten! Der Lärm lockt sie doch an! Und überhaupt: Haben Sie Ihre Handys lautlos gestellt?!“

Ausnahmslos jeder zog sein Gerät hervor und prüfte es.

„Ob wir mit ihnen reden können?“, schlug ich vor, um die Angst abzumil-

dern. Dabei sprach ich rascher als ich dachte, denn ich meinte gewiss nicht mich.

„Wollen *Sie* etwa mit denen reden?“, brachte Stubenrauch ein und erschreckte mich mit seiner Herzlosigkeit: „Dann machen Sie mal, wir warten hier!“

Beleidigt duckte ich weg. Ich glaube, er meinte das nicht ernst. Angst hatte er, wie jeder andere auch. Er würde mich nicht hinausschicken und den Wölfen zum Fraß vorwerfen, oder? Aber selbst mir erschien diese Idee jetzt töricht. Ich hatte ja gesehen, wie brutal sich die Angreifer verhielten. Da bestand kein Zweifel, dass auch ich überfallen und getötet würde. Die große Frage stand letztlich immer noch im Raum: Wie ginge es nun weiter?

Flucht erschien naheliegend. Aber wohin? Erst einmal vom Flughafen weg, Abstand gewinnen, einen besseren Überblick. Dann könne man sich den Rettungskräften anschließen, die außerhalb des Flughafens versammelt sind. Erst dann wäre man in Sicherheit. Allerdings waren wir alle Fremde hier, niemand kannte das Gelände. Welcher wäre der kürzeste Weg nach draußen?

Vielleicht sollte man besser kämpfen? Aber womit? Vor einem Flug werden einem ja sämtliche Hilfsmittel abgenommen, von der Taschenlampe bis zum Taschenmesser. Womit könnte man sich also verteidigen, wenn so ein Wahnsinniger auf einen zustürmt? Und nicht wenige wären sicherlich außer Stande zu so einer vorsätzlichen Abwehr, denn immerhin würde es Verletzungen, wenn nicht gar den Tod des anderen bedeuten. Und wie sieht man das juristisch, sollten wir wirklich überleben und uns vor Gericht verantworten müssen? Wie moralisch wäre unsere Entscheidung, wenn sich herausstellt, dass wir einer Gruppe Kranker oder Drogenvernebelter aufgelauert und sie totgeschlagen hätten, wenschon sie sich ihrer Taten nicht bewusst waren? Persönlich neigte ich zur kontaktlosen Flucht. Wie so oft konnte man geltend machen: Erst aus der Gefahrenzone, alles Weitere später klären.

„Sicher ist, dass wir nicht in die vordere Halle und nicht in die Abfertigungshalle dort entlang gehen können. Die Verrückten waren da überall.“

„Und wenn wir Feueralarm auslösen? Die da draußen müssen doch sehen, dass hier Leute sind!“

„Das wissen die doch. Sicherlich ist bereits das gesamte Gebäude umstellt!“

„Und weshalb sieht man dann keine Polizisten hier drinnen? Keine Spezialeinheiten? In den Nachrichten und im Fernsehen zögern die doch auch nie lange mit ihrem Eingreifen!“

„Sie meinen, dass die da draußen stattdessen zusehen, was mit uns geschieht?“

„Oder ...“

„Ob wir es noch einmal mit unseren Mobiltelefonen versuchen sollen?!“

„Das tue ich ununterbrochen! Alle Nummern!“, jammerte eine junge Frau mit verzweifelter Stimme: „Das Handy ist geladen, das Konto gedeckt, ich sehe sogar zwei Balken Signalstärke. Aber sobald ich eine Nummer wähle, sagt eine Stimme, dass das Netz nicht erreichbar sey. Seitdem wir gelandet sind, versuche ich es!“

„Vielleicht sollten wir gar nichts tun, um auf uns aufmerksam zu machen“, bemerkte einer. Das entsprach auch meiner Ansicht. Wichtig war jetzt nur, unbeschadet davonzukommen, ungeachtet ob wir klären können, warum die Telefone nicht funktionieren.

Den Sprechenden unbemerkt blieb ein Mann, der an einer verborgenen Tür stand. Ich hatte ihn während seiner Entdeckung beobachtet: Auf der Suche nach einem besseren Versteck warf er einen Vorhang zurück – dahinter: eine Wartungstür mit der Aufschrift *Privat*. Selbstredend klinkte er den Griff, aber die Tür war verschlossen.

„Ich glaube, ich habe einen Ausweg gefunden!“, rief er schließlich aufgeregt und mühte sich noch emsiger an der Tür ab, gegen die er jetzt sogar trat. Die Aufgemerkten meinten es besser zu können und traten kräftig mit.

Wie ich ebenfalls erkannte, dass die Tür unsere beste Chance bedeutete, suchte ich nach etwas, womit sich die Tür aufbrechen oder aufstemmen ließe. Im Kassenbereich wendete ich mich den Regalen zu; da gab es eine Schachtel mit Schlüsseln, Briefmarken, einem Schraubenzieher. Keiner der Schlüssel passte ins Türschloss, das wurde als Erstes probiert. Jedoch, mit dem Schraubendreher wurde so lange im Türschloss herumgebogen, bis sie sich eintreten ließ. Schneller, als man bis drei zählen konnte, war das Geschäft evakuiert, ohne dass jemand wusste, wohin die Tür führte. Der junge Mann, der die Tür

entdeckt hatte, steckte das verbogene Werkzeug in die Tasche, in der Meinung, es später erneut nutzen zu können.

Da also sah ich den Ausweg vor mir: Wie bestellt. Unkompliziert und geradlinig. Aber war es wirklich ein Fluchtweg? Ein Ausgang? Oder eine gefährliche Sackgasse? Glücklicherweise greift in solchen Situationen ein angeborenes Rettungsnetz: der Instinkt; immer dann, wenn für das abwägende Nachdenken keine Zeit bleibt. Und der Instinkt lautete: folge der Herde!

Stubenrauch ordnete sich diesem Trieb vorzüglich unter. Nichts als Abscheu hatte ich für ihn übrig, wie er sich beim Betreten des dunklen Flurs schweratmig an seinen Nachbarn klammerte; doch so sehr bei Verstand, sich hinter ihm zu verdecken. Oder sollte ich sagen: Ihn schützend vor sich zu schieben?

So wenig hatte der Widerling zuletzt mit mir gesprochen, als ich ihm vor zwei Jahren durch eine – zugegeben – unpassende Bemerkung sein wichtiges Geschäftsessen verpatzte. Er gehört zu jener Sorte nachtragender Menschen, die nicht den *Moment* der Rache abwarten – um ihn dann in seiner Gesamtheit mit einem Male auszukosten –, sondern die über Wochen und Monate nörgeln, höhnen und sticheln, bis sie der Meinung sind, dass das Konto ausgeglichen sey. Das ertrug ich nun schon eine Weile, sodass mich seine folgende Bemerkung kaum verwunderte:

„Bevor wir weitergehen, sollte Sie ihre Schuhe ausziehen. Die sind zu laut.“

Nicht einmal persönlich hatte er mich angesprochen, das Ekel! Er stellte die Forderung einfach in den Raum, als wären wir einander Freunde, in Erwartung, dass ich mich angesprochen fühle. Musste das jetzt sein? Unter aller Augen?

Die anderen schauten mich verwirrt an, dann meine Schuhe. Da hatte ich den einen bereits abgelegt. Immerhin konnten sie jetzt nicht länger drücken.

Als eine der Letzten folgte ich in den Flur hinter der aufgestemmtten Tür; nicht weil mir der Mut fehlte, sondern weil man mich spürbar als entbehrlich betrachtete, durch meine Schuhe gar fahrlässig, und so unbedacht zurückließ. Alles Instinkt. Ob ich im Geschäft geblieben oder einen anderen Weg gesucht hätte – niemandem wäre das aufgefallen. Ich wäre wie eines der namenlosen Op-

fer, über das die blutrünstige Horde herfällt, und beim Anblick ihres Todeskampfes entsetzt, aber gleichgültig sagt: Furchtbar ist das! Wir können nichts tun! Möge sie leidlos gehen. – Wie war ihr Name doch gleich?

Vielleicht war das der Moment, mich in meinen Fähigkeiten zu beweisen? Aber was konnte ich schon? Geschäftsendlich? Buchhaltung? Kaffee kochen? – Ich machte mir nichts vor: Ich war nur eine Sekretärin. Gänzlich ungeeignet für so eine brutale, nervenzerfetzende Welt.

Und dann schaute ich mich um: Niemand von uns war ein Krieger! Stubenrauch schon gar nicht. Und der andere Kerl im Anzug: Ich glaube, das war ein Anwalt, so unangreifbar wie er sprach! Wir alle waren doch nur ein zufällig zusammengewürfelter Haufen, darunter keine Helden, bestenfalls Großmäuler, doch keiner besser oder schlechter als der Nächste!

Da man mich kaum beachtete, eröffnete sich mir die Gelegenheit, das Verhalten der anderen, trotz der chaotischen, außergewöhnlichen Lage und auch trotz der persönlichen Angst und Aufregung, zu studieren. Ja, ich hätte damals an anderes denken müssen – aber zum eigenen Überleben gehört auch das Lernen von anderen.

Da war dieser junge Mann, der, wie ich bereits schilderte, den Schraubenzieher einbehielt, in der Hoffnung ihn aufs Neue verwenden zu können.

— Bevor ich fortfahre, ein Wort über Namen.

Selbstverständlich kannte niemanden den nächsten in der Gruppe (mit Ausnahme von mir und Stubenrauch). Es war leicht zu erkennen, dass fast alle allein reisten, und da sind alle anderen schlichtweg Fremde. Wann auch hätte man einander vorstellig werden sollen? Man denke sich eine zufällige Menschengruppe – vielleicht diejenigen zwanzig Personen, die für die nächste Achterbahnfahrt anstehen –, und sperre sie unvorbereitet in einen Raum. Selbst, wenn man jedem systematisch die Hand reicht und immer und immer wieder seinen eigenen Vornamen vorspricht – man wird sich kaum an den Vorletzten erinnern, sobald man der nächsten Person gegenübersteht. Alles zweckfremde Höflichkeit, wie das Händeschütteln auch. Umso mehr, da es sich bei uns um eine dynamische Gruppe handelte, bei der sehr wohl im Minuten-Takt Personen abhanden (starben?) und zugewonnen werden konnten. Wer soll sich da mit Namen aufhalten?

Jedenfalls zurück zum Schraubenzieher.

Wie die meisten von uns erhellte der zierliche Mann den stockfinsteren,

nur zwei Meter breiten Korridor mit dem Display-Licht seines Smartphones (das elektrische Licht ging ja nicht), hielt alle paar Meter inne, um zu „lauschen“, und folgte weiter der Herde, nachdem enttäuscht festgestellt worden war, dass im allgemeinen Getrampel und Gedränge doch nichts zu hören ist. Ich folgte dem Schwarm nur noch.

Da plötzlich hielt er an und war über etwas gebeugt. Erst wusste ich nicht, was da Besonderes sein sollte, das uns scheue Tiere aufhielt. – Er hockte vor einem metallischen, blau lackierten Werkzeugkasten und bewunderte ihn!

„Was tust du?“, wollte jemand aus der Dunkelheit wissen und leuchtete auf ihn und den Fund. „Komm’ weiter!“

Der glückliche Finder ließ sich nicht beeindrucken und öffnete erwartungsvoll die Kiste. Wie strahlten seine Augen beim Anblick von Zangen, einem Hammer, Kabelbinder und Handschuhen, Schraubhaken und Bohrern, Zollstock und anderem Kleinkram. „Wie nützlich uns das sein kann!“, muss er gedacht haben, und griff sich kurzerhand das ganze schwere Metallding, so unhandlich, dass er in Schiefelage weiterhumpelte und alle paar Meter die tragende Hand wechseln musste. Immerhin klapperte nichts.

Zu beiden Seiten des Flures gab es Türen, stets abgeschlossen. Solange uns ein Weg geradeaus verblieb, gab es auch keinen Grund, eine davon aufzubrechen. Bald wurde die Gruppe langsamer und ruhiger. Am Ende des dunklen Korridors gab es eine breite Tür ohne Sichtfenster. Wer sollte sie als Erster öffnen? Angst hatten alle, das sah ich auch ohne Licht.

Bei einem überwog aber die Ungeduld und er trat vor. Ganz langsam klinkte er den Griff, dass bei jedem Ton die Gruppe zusammenzuckte. Mit jedem Atemzug atmete ich den Schweiß der Nächsten ein. Heiß war es im Flur ohne Lüftung, unangenehm wie in einem versperrten Raum, in dem man tagelang dieselbe Luft atmen musste.

Plötzlich fällt die Tür einen Spalt auf, und jeder sieht seine Befürchtungen verbildlicht: „Da ist Blut auf dem Boden hinter der Tür!“, flüsterte der Mutigste. Von meiner Position aus erkannte ich eine weite Halle, wohl ein Atrium, tief im Flughafen-Hauptgebäude, aber nah am Ausgang.

Die Tür wird panisch wieder zugezogen, doch nicht des Blutes wegen:

„Habt ihr das bemerkt?“, ruft jemand, „Da war doch etwas hinter der Tür, oder nicht?“

Der Mann stemmt sich mit aller Kraft an den Türgriff, dass er von der anderen Seite nicht niedergedrückt werden könne.

„Was machen wir jetzt? Wenn das einer der Wahnsinnigen ist?!“

Noch immer Panik in den Stimmen.

„Augen zu und durch!“, harscht einer, der es nicht mehr aushält. Noch bevor etwas anderes vorgeschlagen werden kann, wird die Tür aufgestoßen – ich weiß nicht, von wem – und die Gruppe rennt ins Freie. Führungslos, ziellos, in alle Richtungen verteilt.

Sowie die ersten Personen ächzend und egozentrisch herausstürzen, poltern die anderen unerwartet hinterher. Einige quieken und schrecken bei ihrem Sturz. Das alles erregt freilich die Aufmerksamkeit derjenigen, die sich in der Umgebung befanden. Und schon ging es rund:

Ich gebe zu, mich nicht an alle Einzelheiten erinnern zu können. – Wie immer, wenn es schnell geht und alles in Panik verfällt. Nicht, dass ich das schon oft in meinem Leben erlebt hätte! Einmal brannte ein Haus in unserer Straße, da war die ganze Nachbarschaft hellwach und aufgeschreckt wie ein Schwarm Hühner, denen man mit einem Knüttel hinterherjagte. Damals suchte man nur seine Angehörigen, auch wenn es eigentlich drei Häuser weiter brannte. Rannte man zu Hilfe? Suchte man Schutz? Rief man die Polizei? Ich weiß nur noch, dass alles durcheinander ging. Und als man später herumfragte, wie es eigentlich zu dem Brand gekommen sey, wusste jeder alles zu sagen, und doch gar nichts. Ich selbst hatte das Ereignis nach nur zwei Tagen weitgehend aus meinem Gedächtnis gelöscht.

Nun war ich mitten im Getümmel, und wieder einmal ging es nur um die eigene Haut. Dabei vergaß ich niemals, dass es eigentlich galt, Schutz zu suchen und Hilfe zu finden. Ich stellte mir das dergestalt vor, dass ich zu einem funktionstüchtigen Telefon komme, von dort die Polizei rufe und dann auf sie warte, bis man mich aus diesem unverständlichen Alptraum retten werde. Das Problem dabei war: Ein Telefon zu finden. Dazu hätte ich mich in Ruhe umsehen müssen. Und das ging einfach nicht.

Laut und mit furchtbaren Geräuschen schrien die Menschen durcheinander, jeder rempelte einander an, stieg über den anderen drüber, rücksichtslos, als gebe es nichts als heillose Flucht. Wohin also, wenn man ins Unbekannte

stürzt? Dort, den Gang entlang? Nein, daher kommen merkwürdige Laute. Zurück in den Flur? Wo man wie in der Falle sitzt? Raus auf die Straße, möglichst auf kurzem Weg? Dann in ein Auto und weg? Welches Auto? Sollte ich allein mein Glück versuchen, oder mich an einige stark aussehende Beschützer halten?

Innerhalb von Sekunden stand ich allein, neben mir eine Frau, die offenbar K.O. getreten worden war. Mir stellten sich die Haare auf: Ohne Umschweife erkannte ich, dass unter den Rennenden auch einige der Wahnsinnigen waren, diejenigen, die sich wie blutgierig auf die Mitglieder meiner ehemaligen Gruppe stürzten, zu Boden warfen und über sie herfielen. Erst waren da zwei oder drei, beim nächsten Hinsehen bereits fünf.

Wo war Stubenrauch? Es war mir schlichtweg gleichgültig. Er hatte nicht auf mich gewartet, warum sollte ich auf ihn warten? Die menschliche Natur trat deutlicher denn je hervor und diktierte: Rette deine eigene Haut! Das Moralische wird später geklärt!

Wer sollte überhaupt auf *mich* warten? Mein Leben lang war ich durch meine Zierlichkeit benachteiligt, wurde nur als zweckdienlich wahrgenommen, wenn gerade kein anderer da war. Hübsch wie die anderen Mädchen war ich nie. Dieses Gefühl, immer als letzter in die Mannschaft gewählt zu werden, hat sich bis in mein Berufsleben durchgehalten. Deshalb war es jetzt wenig verwunderlich, dass ich allein stand.

Und so schaute ich mich kurz um, solange ich noch nicht entdeckt worden war, fixierte eine Glastür an der langen Seite der Halle, von der ich hoffte, sie möge auf die Straße führen.

Es sey im Übrigen zu bemerken, dass all jene Zeichen, die eigentlich eine rasche Flucht ermöglichen sollten, unscheinbar geworden waren: Diese leuchtenden Markierungen für Fluchtwege, mit reflektierender Farbe aufgetragene Streifen, Pfeile, Männchen und Buchstaben, all das, was für den Ausweg beim Gebäudebrand dienlich sein sollte ... – all das war unsichtbar in meinen Augen. Der Blick schärfte sich auf die wesentlichen Dinge, nicht auf die Vorstellungen der Designer: Flur, Fliesen, Nische, Versteck, Bank, Irrer, Platz, zu viele, Tisch, Deckung, Tür, Tür, welche ist groß genug und am weitesten von aller Aktivität entfernt?

Dann hatte ich mich entschieden und lief so schnell ich konnte darauf zu. Ich schaffte es, ohne zurückzusehen, gleichwohl mir die schauderlichen Geräu-

sche und Rufe im Ohr hallten. Dass sie in diese Umgebung einer reflektierenden Kuppel abgegeben wurden, ängstigte gleichermaßen wie es mich schützte: Denn bei dem Lärm, in dem alles drunter und drüber ging, wurde auch ich unsichtbar und blieb unbemerkt.

Die große Glastür führte, wie ich dann sah, zu einem Gang, an dessen Ende eine weitere Tür den Weg blockierte. Aber immerhin erkannte ich die Hälfte eines Autos. Dort musste es also auf die Straße gehen. Kein Gedanke darüber, ob es dort nicht gefährlicher sein möge: Nein, alles war besser, als hier drin eingesperrt zu sein, auf diesem Kriegsschauplatz, von dem es für die meisten kein Entrinnen gab.

Gerade klinkte ich die erste Tür, da bekam ich einen riesigen Schrecken. Eine Person war auf mich zugestürzt, stützte sich auf meinen Rücken, keuchte und schwitzte. Es war der Schraubenzieher, der mir offenbar zur Tür gefolgt war. Wir schauten uns kurz an, nickten einander wie alte Freunde zu und stemmten die Tür dann gemeinsam auf. Geduckt bewegte ich mich zur zweiten Tür weiter, während mein Kamerad hinter der ersten Tür wartete, sie zuhielt und die Umgebung mit einem fassungslosen Gesichtsausdruck im Auge behielt.

Endlich war es auch leiser geworden, man verstand wieder seine eigenen Gedanken. So konnte ich unsere weiteren Schritte planen. Erst später fiel mir auf, dass ich in diesem Moment ebenso egozentrisch wie die anderen vorgegangen war: Kein Umsehen, kein Zurückkehren, um meinen Freunden, eigentlich Fremden, zu helfen, sie zu verteidigen, zu versorgen, die Feinde abzulenken oder sonst etwas, das sie zu mir und meinen Fluchtweg führen konnte. Aus einer Gruppe von so vielen Menschen wurde innerhalb weniger Minuten ein Paar, und ich kannte noch nicht einmal Schraubenziehers Namen. Immer noch hatte er diesen schweren Werkzeugkasten unter dem Arm.

Hinter der zweiten Tür sollte uns tatsächlich der Weg auf die Straße erwarten. Gegenwärtig war nichts zu sehen, nur etwas machte mich stutzig: Es sah so aus, als seien die Türen von außen blockiert worden. Da steckten eiserne Stifte in beiden Scharnieren, und zwei Mülleimer mit Betonfuß waren so vor die Türen geschoben, dass es absichtlich geschehen sein musste.

Und wo waren eigentlich die vielen Rettungskräfte, die das Gebäude umstellt haben sollten? Polizei, Feuerwehr und wer sonst noch dazu gehört? Kein einziges Sirenenlicht war dort, als sey nichts geschehen!

Das, was ich als Straße bezeichnete, war tatsächlich der Taxi-Stand vor

dem Flughafen-Terminal. Er lag zwischen der großen Halle und einem gegenüberliegenden Parkhaus. Von meinem Blickwinkel aus erkannte ich mehrere führerlose Taxen, davon eine mit aufstehender Tür. Es gab Fahrräder und den Van eines Krankenfahrdienstes zum Transport von Rollstuhlfahrern. Beim nüchternen Betrachten all dieser Fahrzeuge gingen mir die Gedanken zu einem möglichst unauffälligen Verschwinden durch den Kopf. Es ging nur noch um Flucht: weg hier, um jeden Preis. Selbst die Suche nach einem Telefon hatte für mich nicht länger Priorität. All das würde man später klären können, solange man nur einen gefahrlosen Platz erreicht hatte.

Da sich die vollständig gläsernen Türen nur nach außen öffnen ließen, war deren Aufstemmen, selbst mit Schraubenschlüssels Hilfe, eine heikle Angelegenheit. Denn sie dabei nicht zu zerbrechen, um uns selbst zu verletzen oder Krach zu machen, war eine Kunst. Schließlich hatten wir einen der Betonklötze so weit verschieben können, um uns durch den Spalt zu quetschen. Die rückliegenden Geräusche aus der großen Halle wurden leiser, zuletzt meinte ich nur noch eine, um Hilfe schreiende Stimme zu vernehmen. Und eben das trieb uns umso mehr an: Wenn dort nämlich niemand mehr schrie, auf wen würden sich diese Wahnsinnigen dann konzentrieren? Was waren das für Tiere?

In was für eine Wirklichkeit war ich nur geraten? Mein altes Leben mochte kaum erträglich gewesen sein – doch dieser brutale Irrsinn war nicht das, was ich mir unter einer Verbesserung vorstellte!

Für mich und meinen Begleiter war sofort klar, dass wir es mit dem Taxi versuchen wollten, an dem der flüchtende Fahrer die Tür hatte offenstehen lassen. Also schlichen wir geduckt und unter ständiger Beobachtung der auffällig ruhigen Umgebung zu dem Wagen. Der stand auf der gegenüberliegenden Straßenseite, eingeparkt zwischen zwei anderen Taxis.

Ich ging voran, öffnete die unverschlossene Fahrertür und setzte mich hinter das Lenkrad, während Schraubenschlüssel bemüht leise seinen dämlichen Werkzeugkasten auf den Beifahrersitz schob und sich daneben zwang. Derweil war ich auf der Suche nach dem Autoschlüssel, der, wie befürchtet, nicht im Schloss steckte. Momentan war das Auto also eher eine Falle denn ein Ausweg. Und so suchte Schraubenschlüssel mit, an den ausgefallensten Orten. Aber es

half nichts. Ohne Schlüssel kein Motorstart.

„Was jetzt?“, fuhr ich ihn panisch an. Zeitgleich spähten wir auf den Van, der einige Fahrzeuge weiter stand. Ob wir damit Glück haben würden?

Also schlichen wir weiter, und Schraubenschlüssel klapperte mit seiner Kiste hinter mir her. Was er damit nur wollte! Am Van angekommen, öffnete ich abermals die Fahrertür – mit einem kurzen Schrei kam ich zu Sinnen, sowie mir ein Körper entgegenfiel! Er musste ohne Anschnallgurt an der Tür gelehnt haben, und ich hatte ihn nicht bemerkt, weil ich den Kopf geduckt hielt. Der alte Mann polterte mir entgegen, fiel an meiner Schulter herab und blieb auf dem Gehsteig liegen. An seiner Uniform erkannte ich gleich, dass er zum Fahrdienst gehörte. Warum er tot war, konnte ich dagegen nicht erkennen. Blut klebte jedenfalls keines an ihm.

„Durchsuche seine Taschen!“, zischte mein Begleiter, als er sich ebenso von dem Schock erholt hatte. Und er hatte recht: Da war der Autoschlüssel. So schnell es ging, schwangen wir uns auf die Sitze und bereiteten uns auf den Start vor.

„Warte! Da sind welche von uns!“, rief er mir plötzlich zu und zeigte auf seinen Seitenspiegel. Er sprang wieder hinaus, riss die Seitentür auf und dirigierte die Leute auf die hinteren Sitze. Wie erstaunte ich, dass Stubenrauch dabei war!

Als er endlich seinen Platz gefunden hatte, keuchte er wie ein Walross. Ich glaubte, er würde jeden Moment tot umfallen! Zunächst brachte er auch kein Wort hervor, erkannte mich aber mit seinen strengen Blicken.

Bei ihm war ein Mädchen und dessen mutmaßliche Mutter sowie ein weiterer Mann in meinem Alter. Insbesondere diesem war der Schrecken ins Gesicht gezeichnet, als wäre er in einer Krypta mit Gespenstern eingesperrt gewesen. Es würde nicht viel fehlen, das sah ich, und er würde durchdrehen!

„Los jetzt!“, schrien alle durcheinander, und ich trat aufs Gaspedal, nur weg von hier.

„Kennt sich jemand in Milwaukee aus? Ich habe keine Ahnung, wohin wir fahren sollen! Zu einem Polizeirevier?“

Man stimmte allgemein zu, aber keiner wusste, welche Straße zu dem gewünschten Ziel führte. Schraubenschlüssel durchsuchte das Handschuhfach nach einem Stadtplan. Fehlanzeige. Wäre auch zu schön gewesen.

„Ich komme aus Chicago“, begann einer der Fremden, „und besuche immer

wieder meine Familie in Milwaukee.“

„Dann wissen Sie, wo wir hin müssen?“

„Nein, ich kenne mich nicht gut aus. Ich fahre meist vom Flughafen direkt zu deren Haus am Stadtrand. Wenn wir dorthin wollen, kann ich euch den Weg zeigen!“ – Seine Stimme klang jetzt sehr euphorisch. Es war wohl so, dass er das erste Mal seit Stunden Hoffnung sah. Im Übrigen war er jemand, der schon am Flughafen gewesen sein musste. Aus dem Flugzeug erkannte ich ihn jedenfalls nicht.

„Und was sollen wir da? Wie hilft uns das weiter?“, brummte Stubenrauch in seiner nörgelnden Art dazwischen. Alle Hoffnung löste sich in einem Seufzer auf: „Wir müssen zu einem Telefon! Oder an einen öffentlichen Platz! Irgendwohin, wo man sicher ist! Vielleicht ..., fahren Sie mal da lang, Coresta!“

Ich tat so, als hätte ich meinen Chef nicht gehört, als er mir mit seinem Finger vor dem Gesicht herumwedelte. Seine besserwissende Art war mir zuwider. Er tat so, wie er immer tut, wenn er zu führen meint, und eigentlich planlos und unorganisiert ist. Wie ich das hasste!

„Was ist mit Ihnen?“, keifte er abermals und sprach diesmal die Mutter an: „Haben Sie eine Idee?“

Im Rückspiegel konnte ich sehen, dass sie besorgt auf ihr Kind sah, und dann offenbarte: „Wenn Sie uns helfen wegzukommen, bringe ich Sie zu meiner Schwester aufs Land. Sie hat dort ein Haus. Da ist es vielleicht sicher!“

Offenbar befürchtete die Frau in ihrer Verzweiflung, dass wir sie und ihre Tochter einfach am Straßenrand absetzen würden! Daher meinte ich, beruhigend auf sie einwirken zu müssen:

„Niemand wird Sie wegschicken! Wir bleiben zusammen, bis das durchgestanden ist!“

Stubenrauch brummte und glotzte weiter aus dem Fenster. Für eine Sekunde wünschte ich mir, dass er es nie bis zum Van geschafft hätte.

Die Gewalt der Anarchie

Endlich verließen wir das Flughafengelände. Und obschon ein jeder in alle Richtungen aus dem Fenster spähte, konnte keine einzige Person ausgemacht werden. Eine gespenstische Stille herrschte auf der Straße, lautlos und beunru-

higend. Ich selbst ließ mich davon wenig beeindrucken, denn es erschien mir ganz logisch: Wer würde sich nicht zu Hause verkriechen, wenn die Straßen von Wahnsinnigen beherrscht werden? Und so rasch man bemerkte, dass insbesondere laute Geräusche (Schüsse, Schreie und dergleichen) die Aufmerksamkeit auf einen selbst richten, ebenso zügig würde man sein unbedachtes Treiben unterlassen, sich davonmachen und Schutz suchen. Oder nicht?

Endlich fragte ich die Mutter, in welche Richtung wir denn nun zu fahren haben. Da gestand sie ein, sie wisse es nicht genau; dass sie stets sich auf ein Navigationsgerät verlassen habe und den Anweisungen folgte, ohne sich Straßennamen oder große Kreuzungen einzuprägen. Das konnte ich nachvollziehen, auch ich schaute nie gerne auf Karten. Aber es half uns nicht weiter. Genau genommen saß niemand bei uns im Auto, der den Weg wirklich kannte. Nur den Namen der kleinen Stadt im ländlichen Nordwesten, Westby, den konnte sie uns nennen. Wenn wir bis dorthin finden sollten, dann wisse sie weiter ...

„Sehr beruhigend!“, höhnte Stubenrauch zynisch und machte sich weiter unbeliebt. Aber er hatte recht. Niemand wusste, in welche Richtung man dorthin fahren sollte, welche Schnellstraße die richtige und beste, und ob der Weg dorthin frei sey.

„Sollen wir uns nicht doch lieber auf die Suche nach anderen machen? Die Polizei finden?“, gab der junge Mann zu bedenken, der sich gleich darauf als „Gabe“ vorstellte. Schließlich gaben wir anderen auch unsere Namen bekannt: Schraubenschlüssel wurde zu „Phil“. Die Mutter hieß „Shirley“ und ihr etwa 11-jähriges Mädchen „Bella“.

Nun gut, das beschwichtigte die angespannte Stimmung im Wagen. Keiner wusste, wohin die Reise gehen sollte, und ein jeder hoffte, dass sich dieser Wahnsinn auf den Flughafen beschränkt hatte. Dennoch war es keinem von uns möglich, mit seinem Mobiltelefon auch nur irgendeine Notrufnummer anzuwählen. Mobiles Internet funktionierte ebenfalls nicht. Im Prinzip war man wieder, wie in den 90er Jahren, auf Augen, Ohren und Ortskenntnisse angewiesen. Nicht, dass ich unter anderen Umständen etwas dagegen gesagt hätte.

Also nutzten wir diese Sinne und machten das Beste daraus: Ziel war nun zunächst, den schnellsten Weg aus der Stadt zu finden, um uns anschließend mit allem anderen zu befassen. Dann trafen wir auf ein Hindernis.

Einige hundert Meter voraus erkannte man das Ende eines Staus. Stehen-

de Wagen in vier Reihen. Wir hielten hinter den letzten Wagen und sahen zunächst gar nicht, dass in keinem Auto irgendjemand saß. Sie alle waren verlassen.

Ich kurbelte das Fenster herunter und lauschte in den Wind. Nichts. Totenstille. Genauso eine Stille, die einen unerhört ängstigt, gleichwohl man sich doch täglich über den Lärm empört.

„Schnell! Sagt irgendetwas!“, fuhr ich herum, um in eine vertraute Umgebung zurückzufinden.

Wir berieten: Aussteigen oder nicht. Jedenfalls war mit unserem Wagen kein Durchkommen zu erwarten, und der Stau konnte sich ewig so weiterziehen. Es schien einleuchtend, dass man bei einem Angriff auf der Schnellstraße erst recht in Falle sitzen würde: In der Enge zwischen den stehenden Wagen, rechts und links nur der rettende Sprung aus fünfzig Metern Höhe auf Downtown Milwaukee.

So setzte ich zurück und fuhr an der letzten Abfahrt herab, die uns bald auf die Kreuzungen der Innenstadt führte, also dorthin, wo man es ganz und gar nicht sicher würde nennen können. Dieser Weg eröffnete allerdings auch eine Möglichkeit aus unserer Orientierungslosigkeit, und ich folgte einer neuen Idee.

Fortan bat ich die Insassen, nach einem Stand für Touristen Ausschau zu halten, nach einem Büchergeschäft, Zeitungskiosk oder Reisebüro. Denn dort, so dachte ich, würde man eine Karte oder wenigstens einen Stadtplan finden, an den man sich halten konnte. Alles andere war bloßes Herumirren.

Langsam, gelegentlich in Schrittgeschwindigkeit wie eine Fahranfängerin, krochen wir durch die breiten Straßen und hielten unentwegt nach anderen Menschen Ausschau, ob nun normal oder ... was auch immer. Seltsamerweise bewegte sich nirgendwo etwas. An keinem Fenster, vor keiner Tür. Kein Auto hatte einen Fahrer, überhaupt bewegte sich kein Fahrzeug. Zu rufen wagten wir nicht.

„Da!“, rief Phil und zeigte auf einen am Boden liegenden Körper unter der Bank einer Bushaltestelle. Wir kamen näher, und da lagen zwei weitere Tote, in roten Lachen. Waren sie geflohen? Wurden sie von den Wahnsinnigen niedergelassen? Wieso gab es keine Polizei? Keine Rettungswagen, oder, verdammt noch mal, keine Armee? Das erste Mal in meinem Leben rechnete ich diesem vor Schusswaffen überquellenden Land gute Chancen aus, gegen eine derartige

Bedrohung erfolgreich vorgehen zu können. Doch, wo waren die nun?

In der Ferne fallen einzelne Schüsse, dann eine kurze Salve von Schüssen, dann noch eine. Dann wieder Stille. Die Geräusche hallten aus so großer Distanz, dass sie vor uns oder hinter uns liegen konnten. Zu der generellen Orientierungslosigkeit trat nun also auch die Gewissheit, was mit *dem Rest* geschehen war. Dies konnte keine einfache Krise sein, keine *Epidemie von willenslosen Infizierten*, keine Invasion von ausländischen Aggressoren. Ufos waren auch nicht gelandet, womit hatten wir es also zu tun?

Man versetze sich in unsere Lage und verstehe unsere Ratlosigkeit: Erschöpft, verängstigt, leicht verletzt. Wohin in dieser fremden Stadt? Mit einem gestohlenen Auto? Was war eigentlich die Gefahr? Die Verrückten? Wozu waren die fähig, was sind ihre Ziele? Ich glaube, jeder im Bus wünschte sich, den Tag neu beginnen zu lassen.

Endlich. Ein Kiosk mit Ansichtskarten. Klein und verlassen stand die Bude mitten auf dem Bürgersteig, vollständig unversehrt. Ich fuhr darauf zu und hielt an. Aussteigen?

Gerade wollte ich die Tür öffnen, da hielt mich Phil am Arm. Es war, als habe er etwas gehört, und wir lauschten aus dem Fenster. Da war er allerdings der einzige. Und so stiegen wir aus, obwohl mir unwohler war als sonst: Stubenrauch, dieses Ekel, hatte verlangt, dass ich den Autoschlüssel im Schloss stecken lasse!

Eigentlich war es nicht schwer: Wir mussten nur die paar Meter über die ohnehin unbelebte Straße gehen, in den Kiosk eindringen, dort einen Stadtplan suchen. Aber wir hielten ein. Was mich betraf, zögerte ich weniger wegen der Gefahr von außen. Und wie ich befürchtete, behielt ich recht:

Kaum standen wir bei den Zeitungen und durchsuchten die Regale, da brauste der Motor auf und der Bus fuhr davon! Phil ließ alles liegen, sprintete zum Wagen, riss die Seitentür auf, und Sekunden später stoppte der Bus. Ein letztes Mal warf ich einen Blick auf die bunten Magazine, dann endlich griff ich mir einen dieser Flyer, auf dem Bustouren für Touristen eingezeichnet sind, und rannte unserem eigenen Bus hinterher.

Als ich die Fahrertür öffnete, krallte der schwitzende Stubenrauch seine Hände ins Lenkrad. Die anderen hatten ihn abhalten wollen, es aber nicht geschafft. Phil konnte im letzten Moment den Schlüssel drehen und abziehen. Als wir Stubenrauch zu Rede stellten, hörten wir das Geschwätz eines Feiglings

und Lügners: Er habe Geräusche gehört und Angst bekommen, wollte den Wagen wenden. Niemand glaubte ihm, und damit war seine luftleere Glaubwürdigkeit besiegt. Ihm sollte dies nicht zum Nachteil gereichen, da im Verlauf unserer gemeinsamen Geschichte nie jemand lange genug lebte, um seine Erfahrungen an ihn weiterzugeben. Phil jammerte stattdessen über seinen vom Sitz gefallenem Werkzeugkasten, dieses falsche, nutzlose Heiligtum, und sammelte einzelne Werkzeuge vom Fahrzeugboden auf.

Es dauerte einige Zeit, bis sich alle beruhigt hatten. Ich fuhr nur widerwillig weiter, solange ich wusste, dass dieser Verräter, mein ehemaliger Chef, hinter mir saß, und uns beinahe ums Leben gebracht hatte. Ich ärgerte mich so sehr über diesen Mistkerl, dass ich es nicht ernsthaft verbarg. Der einzige, der nicht erkannte, dass unser berufliches Verhältnis spätestens hier geendet hatte, das war er.

Bald hielt ich einige Straßen weiter an und atmete schwer hinter dem Lenkrad. Der Ärger war noch nicht vergessen, und mit unermüdlicher Aufmerksamkeit achtete ich nun darauf, dass Stubenrauch nie wieder die Kontrolle über den Wagen erhielt. Gut, die anderen kannte ich ja noch weniger, aber immerhin sahen sie ein, dass wir im selben Boot saßen und zusammenarbeiten mussten.

„Alles ok?“, ging Phil auf mich ein, der mir nun mein bester Freund war. Es erstaunt, aber die wenigen Augenblicke, die wir in einem gemeinsamen Erlebnis geteilt hatten, schweißten uns enger zusammen, als mich und meine Geschwister, die ich seit Jahren nicht gesehen hatte. Bevor ich sorgenvolle Gedanken auf das Wohlergehen meiner Familie vergab, richtete ich meine Konzentration wieder auf die gegenwärtige Lage.

Ich nickte, ohne Phil anzusehen.

„Haben wir noch genug im Tank?“

Der Klassiker, dachte ich. Aber das war nicht unser Problem:

„Noch Dreiviertel voll. Damit kommen wir ein Stück.“

Plötzlich erinnerte ich mich an den Stadtplan, den ich eingesteckt hatte. Es war wirklich ein erbärmliches Pamphlet voller nutzloser Informationen. Aber was will man mehr? Die Karte der Innenstadt wurde aufgeblättert. Ein roter Punkt markierte den Abfahrtsort des Touristenbusses. Nur wusste niemand, wo das war. Also war auch der rote Punkt nutzlos.

Einige der großen Straßen waren beschriftet, aber der Kartenausschnitt

zeigte nicht genug. Ich drehte den Plan um: Milwaukee war nun verkleinert und das gesamte Umland eingezeichnet nebst zahlreichen Markierungen für Sehenswürdigkeiten.

Shirley spähte mir über die Schulter: „Da! Da müssen wir hin!“ – Sie zeigte mit ihrem Finger auf einen Ort, der keinen Namen trug: „Da liegt Westby, jedenfalls ungefähr.“

Phil kommentierte: „Also wenn das stimmt, dann brauchen wir Stunden bis dahin, selbst über die Schnellstraßen!“

„Haben wir einen anderen Plan?“, fragte Gabe ernsthaft in die Runde.

„Zur Polizei selbstverständlich! Die müssen uns doch schützen!“, rief Stubenrauch, doch niemand wollte hören, was er sagte. Oder hatte er recht?

Der Weg war wirklich weit, eigentlich viel zu weit. Momentan schienen wir Glück zu haben, dass wir keinen weiteren Angriff abwehren mussten. Doch bis wir das elendlich entfernte Westby erreichen würden, konnte unterwegs eine Menge geschehen. Dass uns das Benzin ausgehe, war nur ein Szenario, das mir Kopfzerbrechen machte. Es musste eine naheliegendere Lösung geben.

„Weiter geht’s, schlage ich vor, so oder so aus der Stadt raus. Irgendwohin, wo wir uns auskennen und nicht in der Falle sitzen!“, berief ich mich zum Anführer.

„Genau, bis wir wissen, was da wirklich vor sich geht“, stimmte Phil zu.

„Trotzdem schaffen wir es nicht vor Einbruch der Dunkelheit aus der Innenstadt.“

„Dann fahren wir so weit es geht und suchen uns einen Unterschlupf.“

Damit war der Plan gefasst.

Wann immer wir nach Gefühl in eine Straße einbogen, große oder kleine, waren sie menschenleer. Fahrzeuge und Geschäfte unbelebt; hier und da gab es Anzeigen für Flucht. Das meint: herumliegende Taschen, offenstehende Fahrzeugtüren, einige eingeschlagene Scheiben. Plünderer?

Gabe bemerkte, dass es tatsächlich gar nicht so ungewöhnlich sey, wenn beispielsweise die Nationalgarde ein ganzes Stadtviertel geräumt hätte. In so einem Fall würden Hunderte von Soldaten die Leute heraustreiben und irgendwo sammeln. Vielleicht sollte man dort auch hin. Selbst Bella verlor kurzzeitig

ihre Furcht und schaute neugierig aus dem Fenster. Ich glaube, dass sie alles auch ein wenig mit den aufgeregten Augen eines Abenteurers sah. Ich wusste nicht, was sie schon gesehen hatte; wenn sie, wie wir anderen, dieselben Erfahrungen am Flughafen gemacht hatte, dann war nichts davon zum Spaß.

Gabe wies im gleichen Gedanken darauf hin, dass, wenn dieses Viertel unter Ausrufung des Kriegsrechts geräumt worden war, wir uns nicht beim Plündern erwischen lassen sollten. Zunächst wusste niemand etwas mit Plündern anzufangen. Wer wollte jetzt schon Fernseher klauen? Aber dann leuchtete es nach und nach allen ein: Ein Unterschlupf, Trinken und Essen für die Nacht und vielleicht die folgenden Tage.

Die Sonne war tief zwischen die überwiegend eingeschossigen Häusern gesunken. Mir wurde bewusst, dass unsere leuchtenden Scheinwerfer umso mehr auf uns aufmerksam machen würden, mehr noch als die Geräusche des einzigen rollenden Autos im Umkreis von drei Blocks. Also mussten wir irgendwo unterkommen.

Nachdem wir eine Weile gefahren waren, wurde die Gegend ländlicher. Die Häuserfassaden verschwanden, offenes Land breitete sich aus. Lange und breite Straßen durchschnitten diese Wüstenei, an der sich von Meile zu Meile einzelne Gebäude anreiheten.

Eine Zeitlang hörte ich immer wieder: „Wie wäre es mit dort?“ oder „Lasst den Wagen hier und dann könnten wir ...“ – Nichts davon war überzeugend. Von Shirley, die die meiste Zeit schwieg, behielt ich den Eindruck, dass alles gleichgültig war, solange sie nur sich und ihr Kind in Sicherheit weiß.

Letztlich stellte sich die Frage, ob wir in eines der Wohnhäuser eindringen sollten oder nicht. Wer wusste schon, welche sogenannten Einzelkämpfer sich darin verbarrikadiert hatten?

„Alles viel zu offenes Gelände hier!“, bekundete ich meine strategischen Überlegungen. Und in der Tat: Wo immer wir hier halten und aussteigen sollten – man würde uns auf weite Entfernung sehen können.

„Ein Hotel wäre gut. Die sind bestimmt geräumt worden und menschenleer. Und dort finden wir auch etwas zu Essen.“

„Wir sind an einem vorbeigefahren!“, fiel mir Gabe ins aufgeregte Wort: „Ungefähr vier Blocks zurück.“

Und so fuhren wir dorthin. Genau genommen waren es sogar zwei benachbart liegende Motels. Zahlreiche Autos standen auf den Parkplätzen. Ich bog in

die Einfahrt ein, fuhr vorsichtig an der gänzlich abgedunkelten Front entlang und stellte mich artig auf einen freien Platz in der Nähe des Eingangs. Mit laufendem Motor warteten wir eine Minute und hielten die Umgebung im Blick. Es war mittlerweile so dunkel, dass eigentlich die Straßenlaternen hätten leuchten müssen. Aber sie blieben dunkel. Die ganze Gegend schien ohne Strom zu sein. Auch das Hotel blieb finster wie eine Höhle bei Nacht.

„Wenn wir da hereinkommen, können wir die Nacht gut zubringen. Nicht weit von hier gibt es eine Auffahrt zu einer Schnellstraße. Unser Fluchtweg.“

„Na dann los!“, nörgelte der ewig miesepetrige Stubenrauch und drängelte die anderen aus dem Auto. Er schüttelte sich kurz die Glieder, dann steckte er sich, zum Erstaunen der Anwesenden, eine Zigarette an. Er tat so, als wäre nichts Besonderes geschehen. Das warf ich ihm nicht einmal vor – es mochte eine menschliche Methode sein, großen Schock zu verarbeiten.

Mittlerweile war es so dunkel, dass man kaum mehr die Hausfassade erkennen konnte. Sorgfältig verriegelte ich das Auto und steckte den Schlüssel sicher in meine Hosentasche. Dann folgte ich den anderen. Phil, der vorangegangen war, klinkte bereits zögerlich die Eingangstür. Sie öffnete! Plötzlich erstrahlte ein Licht.

Es war der Lichtkegel einer Taschenlampe. Als ich aufgeschlossen hatte, sah ich Phil mit einer solchen herumleuchten. Er behauptete, sie habe gleich am Eingang gehangen, in einer Nische neben dem Feuerlöscher.

Nur selten wird man in eine Lage geraten, da man kein Licht mehr um sich herum hat. Jedermann ist elektrische Erleuchtung zu jeder Tages- und Nachtzeit gewöhnt, und wenn es nur die Leuchtreklame ist. Selbst nachts erhellende Straßenlaternen lassen uns niemals vergessen, dass die Welt hell geboren ist, und hell sterben wird. Doch heute Nacht war eine Ausnahme. Tatsächlich konnte ich mich an keinen Lebensmoment erinnern, der so dunkel und unheimlich war. Die Nacht war mondlos, das weiß ich genau, und wenn die Taschenlampe nicht gewesen wäre – wir hätten auch bis Sonnenaufgang auf dem Boden liegen bleiben können.

So gingen wir in Kette hinter dem künstlichen Licht hinterher. Phil musste rücksichtsvoll sein, damit die Folgenden stets noch etwas würden sehen können. Bald hatten alle die Stufen bis ins Foyer genommen, Shirley ließ ihre Tochter zu keiner Sekunde von der Hand.

Wir lauschten in die Flure, doch das Motel war augenscheinlich verlassen.

„Gut, unseren Unterschlupf haben wir“, ließ ich unbemerkt abermals die Anführerin durchscheinen. Erstaunlich, wie nützlich ein sachlicher, objektiver Verstand sein konnte, der all die Jahre zuvor nur für die Organisation von Terminen und Unterlagen diente: „Ich schlage vor, ich gehe mit Phil los. Wir suchen etwas zu Essen und sind bald wieder hier. Keiner von euch bewegt sich vom Platz und ...“

„Papperlapapp!“, fiel mit Stubenrauch ins Wort. Er klang erschöpft, litt vermutlich an Durst, wie wir anderen auch, und wollte die Dinge zu seinen Gunsten voranbringen. „Leuchte mir einmal hier rüber, Junge!“, fuhr er Phil an, und der tat es. Stubenrauch wankte hinter die Rezeption und durchwühlte die Regale. Auf einmal klimperten einige Schlüssel. Bevor ich darauf hinweisen konnte, dass wir vielleicht besser zusammenbleiben sollten, hatte man die Schlüssel untereinander aufgeteilt und begab sich nun auf die dringliche Suche nach den entsprechenden Zimmernummern. Der Drang nach einem Bett und einer Toilette mag zu dieser übereilten Entscheidung beigetragen haben. Vielleicht musste ich selbst lernen, dass ich in dieser neuartigen Welt nicht immer die Zeit haben würde, über meine nächsten Schritte ausgiebig nachzudenken.

Und so verteilten wir uns entlang eines Flurs, bis hier und da die Türen zuschlugen. Mit Phil ging ich dennoch auf die Suche nach etwas Essbaren und fand in der Küche, hinter dem Speiseraum beim Foyer, Obst. Das verteilten wir in den Zimmern. Nur Stubenrauch reagierte nicht mehr auf unser Klopfen. In meiner Gutmütigkeit wünschte ich ihm trotzdem eine geruhsame Nacht. Vielleicht war es der Stress, dachte ich, der ihn so arrogant und ekelhaft hatte werden lassen.

Ich selbst bezog kein Zimmer. Aus irgendeinem Grund wollte ich im Foyer, auf einem der Sofas schlafen. Das war in der Tat seltsam, denn die offenen Fenster und die Weite des Foyers mit seinen zahlreichen Durchgängen bot keineswegs den Schutz eines abgeschlossenen kleinen Hotelzimmers. Andererseits konnte ich in die Dunkelheit nach draußen spähen und so jeden Lichts gewahr werden, das sich uns näherte. Jedoch, wann immer ich über die Lehne des Sofas lukte, schaute ich in die Finsternis.

Nicht einmal eine Kerze in einem Fenster!, dachte ich beim Blick auf die auf der gegenüberliegenden Straßenseite verteilten Wohnhäuser. Wo sind die nur alle hin? Ob das immer noch besser war als eine Horde von blutrünstigen Verrückten? Ob man die inzwischen erfolgreich bekämpft hatte und ab morgen

wieder sicher über die Straßen würde gehen können? Man müsste Nachrichten hören können, Internet oder Telefon. Dann würde man monatelang sprechen über diesen einmaligen Tag, diesen *outbreak* von Infizierten, die für einen Moment die halbe Welt in Atem gehalten hatten. Man würde trauern über die Dutzenden Toten, und mahnen. Mediziner würden ununterbrochen interviewt werden, um zu klären, warum sich diese Menschen so verhielten, und wie man Krankheiten dieser Art in Zukunft würde vermeiden können. Es würden auch die Ökoextremisten zu Wort kommen, die mit erhobenen Finger auf die Umweltverschmutzung zeigen; und selbstverständlich die religiösen Fanatiker, die diese menschliche Abnormität der Unzucht und dem Sittenverfall zuschreiben. Man würde sich gegenseitig beschuldigen, und der Disput würde, wie so oft, nie zur Ruhe finden. Glücklicherweise fanden irgendwann meine aufgewühlten und Hoffnung tragenden Gedanken Ruhe, dann schlief ich ein.

Unsanft war mein Erwachen am folgenden Morgen. Ich schreckte auf durch ein eindringliches Geräusch – dem Geräusch von einer zerberstenden Scheibe. Mein Herz klopfte sofort los: Ob jemand durch die Vordertür eingedrungen war?

Dann wieder ein Klirren. Angespannt spähte ich aus dem Fenster. Da regte sich etwas. Vorsichtig bewegte ich mich zum Haupteingang und streckte den Kopf in den hellen Morgen. Gefahr sah ich keine. Nur Torheit.

„Schlagen Sie die hier auch noch ein!“, rief Gabe zu Stubenrauch, der mit einem Metallstab in der Hand die Fensterscheiben von parkenden Autos zertrümmerte. Bevor ich fragen konnte, was das alles sollte, griff Stubenrauch, nunmehr sein schmuckes, mittlerweile etwas abgewetztes Jackett abgelegt, durch eine der Öffnungen und zog einen Kasten heraus. Einen Verbandskasten.

Ich brauchte keine Minute um zu erkennen, dass man hier mit verschlossenen Augen plünderte: Am Bordstein war bereits ein Haufen von vier Verbandskästen aufgetürmt. Wozu das alles? Glaubte irgendjemand, man wolle sich damit abschleppen?

Die beiden Männer bemerkten mein Hinzutreten und hielten inne. Stubenrauch war außer Atem und stützte sich mit zufriedem Gesichtsausdruck auf die Eisenstange. Er meinte wohl, etwas Sinnvolles getan zu haben. Mein

ernster Gesichtsausdruck sprach da anderes.

„Hör zu, Coresta“, ging Gabe beschwichtigend auf mich zu: „Wir dachten, es könne nicht schaden, wenn wir ...“

„Es ist zum Verrücktwerden!“, kam Shirley schreiend aus dem Haus gelaufen und zerzauste sich die Haare: „So ein Wahnsinn! Wieso geht das nicht?!“ – Sie ging orientierungslos umher (hatte noch nicht einmal die Plünderung wahrgenommen) und hielt ihr Mobiltelefon in die Luft, mal in diese, mal in jene Richtung. Also ob es, gleich wie beim Kompass, einen Unterschied machte.

Bella trat mit furchtbaren Augenringen neben mich und erzählte leise im Vertrauen, was sich zugetragen hatte. Ihre Mutter war demzufolge die halbe Nacht wach, um eine funktionierende Steckdose in deren Zimmer zu finden. Sie kroch auf allen Vieren herum, fluchte und lärmte, nur um sich damit abzufinden, dass das Haus keine Elektrizität vorzuweisen habe. Heute Morgen sei ihr Akku beinahe entladen, und noch immer zeige das Gerät kein Empfangsnetz. Ich seufzte. Auf so etwas hatte ich mir seit unserer Ankunft beim Flughafen keine Hoffnung gemacht. Sicherheitshalber kramte ich mein Mobiltelefon aus der Hosentasche und schaute aufs Display. Irgendwann in der Nacht war es erloschen.

„Knurrt dir auch der Magen?“, fragte ich Bella, und sie nickte. Mittlerweile war auch Phil auf den Motel-Parkplatz gekommen, in der Hand eine Flasche Wasser.

„Da ist noch viel mehr!“, rief er uns mit vollem Mund zu und zeigte aufs Motel zurück. Er meinte das Küchenlager, das man in der Helligkeit viel besser hatte auskundschaften können. Lieber plünderte ich dieses und befriedete meinen Hunger, als dass ich unnütze Verbandskästen sammle.

Kurz vor Mittag brachen wir gesättigt auf. Es war ein heiterer Tag, weite Sicht. Auf dem Rücksitz polterten Tüten mit Dosen und Obst, Flaschen, Tücher, Schnaps, was eben greifbar war. Auch die Verbandskästen nahmen ihren Platz ein. Mehr als wir brauchten, mehr als wir hatten.

Wir folgten der Hauptstraße weiter nach Norden – in Richtung Stadtzentrum. Auf den breiten Straßen war es leicht, den stehengelassenen Autos auszuweichen. In einer menschenleeren Gegend gibt es ohnehin nicht viel zu achten.

Ausgeschlafen und gesättigt, die Nerven beruhigt und keine akute Gefahr vor Augen wurden wir zunehmend nachlässig: Ich erhöhte die Geschwindigkeit, schaute nicht mehr so genau auf Häuser und Fahrzeuge, überhörte auffällige Geräusche. Plötzlich kam ein Polizeiwagen in Sicht. Er parkte am Straßenrand.

Ich fuhr langsamer und erkannte, dass dort ein weiterer parkte, dahinter noch einer und noch einer. Sie standen in der Nähe eines wenig auffälligen Backsteinhauses mit vergitterten Fenstern, an dem wir erst zuletzt ein Schild über der Tür lasen: *Police Station*.

Nun wurden wir unruhig, und ich hielt mitten auf der Straße. Jeder wusste, was der nächste dachte: Eindringen und Waffen besorgen? Aber das war eindeutig plündern, und dieser Stopp auf unserer Fluchtroute war ohnehin ein vermeidbares Risiko.

„Kann einer von euch überhaupt mit einer Waffe umgehen?“, warf Phil un-
zweideutig in die Runde. Ich meinte, gerade Stubenrauch hätte eine grundlegende Bewaffnung gereizt und beruhigt. Aber dieser Widerling mit einer Pistole? Bitte nicht!

„Waffen sind auch in einem Polizeirevier eingeschlossen. Ohne Schlüssel kommen wir da nie ran. Lasst uns weiterfahren.“ – Shirley hatte ihre Hand von hinten auf meine Schulter gelegt und sprach mit einer ungewohnt sanften und gelassenen Stimme. Gestern war sie noch die verängstigte Mutter, heute Morgen dieser Wutausbruch auf dem Parkplatz. Sie war wohl wie ich, und konnte Risiken gut abwägen. Was mich betrifft, gehörte das immerhin zu meinem Beruf. Bevor noch jemand Einwände oder Argumente vorbringen konnte, waren wir wieder unterwegs.

Eine ganze Weile geschah nichts: Ich fuhr mit konstanter Geschwindigkeit geradeaus. Und das kann man bei den amerikanischen Straßen durchaus: Bis zum Horizont geradeaus fahren, und genau im rechten Winkel stoßen Straßen von rechts und links dagegen, und wenn man diesen stattdessen folgt, sieht es ganz genauso aus. Ein Alptraum, wenn man sich orientieren, die Besonderheiten eines Fahrtwegs einprägen will.

Ein jedes Haus wirkte auf seine unerträgliche Art gleich, zwischendurch Parkplätze und Imbissbuden, allesamt verlassen, als wäre die Welt eingeschlafen. Das Fahren ermüdete mich: Jede Kreuzung glich der vorherigen und nächsten, kaum Abwechslung. Alles sah so gleichartig aus, dass es mir schwerfiel zu sagen, ob wir bereits viele Kilometer oder nur einige Hundert Meter gefahren

waren. Spannend wurde es eigentlich nur, wenn wir an eine unübersichtliche Kreuzung kamen: Dann schauten die Hälfte der Augen nach links, die anderen nach rechts, in der Erwartung, einen winkenden Menschen, einen fahrenden Panzer oder auch nur eine beliebige Bewegung auszumachen.

Da uns ohne Karte auch kein Straßename etwas nutzte, folgten wir dem breiten Asphalt nach Himmelsrichtung, immer in Richtung Norden oder Nordwesten. Und nachdem wir zwei Stunden auf diese Weise zurückgelegt hatten, ängstigte uns zunehmend diese allgegenwärtige Merkwürdigkeit; dass nämlich kein Mensch zu sehen war.

„Das reicht!“, rief ich und fuhr von der Straße ab. Ich bog in eine Abfahrt ein und hielt auf einem Parkplatz, so ausgedehnt, dass ich nicht sehen konnte, wo er endete. Er gehörte offenbar zu einem Einkaufszentrum.

„Was tust du?“, fragte Gabe, als ich den Motor abstellte und die Tür öffnete.

„So kommen wir nicht weiter. Ich gehe jetzt zu dieser Tankstelle dort drüben. Die müssen so etwas wie Karten haben. Anders kommen wir aus diesem labyrinthartigen Straßennetz nicht raus.“

Kaum fünfzig Schritte hatte ich zurückgelegt, als ich zusammenzuckte. Gabe war auf das Dach des Vans geklettert und brüllte mit aller Kraft: „Ist da jemand? Kann uns irgendwer hören?“ Zeit, mich zu beeilen.

Laufenden Schrittes erreichte ich die Tankstelle. Die Anzeigentafel war erloschen, verlassene Fahrzeuge standen vor dem Verkaufshaus, der Werkstatt und den Zapfsäulen. Neugierig kam ich heran, verschnaupte kurz und spähte dabei ins Wageninnere einiger Fahrzeuge. Nichts machte den Eindruck, dass man die Wagen panisch verlassen hatte. Genau genommen sahen sie aus, wie man es erwarten konnte: Verlassen ja, aber nur, weil der Fahrer im Verkaufshaus zum Bezahlen ist.

Also wagte auch ich mich hinein, blickte kurz über die Regale mit Süßigkeiten und Sonnenbrillen, und wandte mich sogleich dem Aufsteller mit Straßenkarten zu. Es war nicht schwer, einen detaillierten Plan von Milwaukee zu finden. Einen ganzen Atlas hätte ich sogar einstecken können, aber mich trieb eine Ahnung, dass ich zu lernen habe, stets nur das Notwendige mitzunehmen, und mir alles andere unterwegs zu besorgen. Jedenfalls bis das alles geklärt wäre.

Bei meiner Rückkehr zum Van brüllte Gabe immer noch in den Wind. Glücklicherweise war das Unterfangen wenig erfolgreich geblieben.

„Also, was hast du?“, kam man neugierig auf mich zu, und ich präsentierte meinen Fang: Einen ausfaltbaren Plan der Stadt, nebst allen Schnellstraßen. Aber erst jetzt erkannte ich, dass uns das nur wenig nutzte. Der Plan war zwar besser als die Touristenkarte, doch beschriftet waren nur die großen Wege. Und wir wussten immer noch nicht, wo wir eigentlich genau waren.

„Wir müssen auf eine Schnellstraße, dann finden wir hier raus.“, bekundete ich meine Überzeugung.

„Sie hätten mir Zigaretten mitbringen können!“, patzte mich Stubenrauch an. Der hatte gerade seinen Stummel ausgetreten und eine leere Schachtel geworfen. Ich zuckte mit den Schultern, obwohl ich wusste, dass er unangenehm werden konnte, wenn er nichts zu rauchen hat. Irgendwo wird sich schon etwas finden, dachte ich. Dann stieg er murrend zu den anderen und ich fuhr los.

Nach einer Weile stießen wir auf ein Schild, das den Weg zur Schnellstraße 41 auswies. Sofort schaute Phil auf den Plan. Das würde uns zwar nicht nach Westby führen, aber immerhin wussten wir jetzt, auf welcher Straße wir fahren. Orientierung beginnt stets auf dieselbe primitive Weise.

Euphorisch hielt ich das Lenkrad mit beiden Händen. Jedenfalls solange, bis uns ein Wagen folgte. Zuerst bemerkte ich ihn im Rückspiegel, weit entfernt war der schwarze Pickup aufgetaucht und kam beständig näher.

Obwohl wir wussten, dass wir eines Tages wieder auf andere Menschen würden stoßen müssen, waren wir einigermaßen überrascht. Warum raste der so? Sollten wir anhalten? Diese Wahnsinnigen konnten es ja nicht sein. Niemand traute denen das Autofahren zu.

Bevor wir über eine Entscheidung abstimmen konnten, hörten wir einen Knall, dann noch einen. Es waren Schüsse. Der Beifahrer lehnte sich aus dem Fenster und nahm uns mit einer Pistole aufs Korn. Sekunden später stellte sich ein zweiter Mann auf, der zunächst auf der Ladefläche des Pickups verborgen gewesen war, und unterstützte seinen Freund mit einem Gewehr.

Die Kugel flogen uns um die Ohren, eine krachte in das Chassis, dass wir dachten, wir müssten sterben. Die Angst war es wohl, die uns nicht aufgeben ließ: Furchtlos presste ich den Fuß aufs Gaspedal und starrte nach einem Aus-

weg, einem Versteck oder sonst einem Schutz. Aber es half nichts: Der Pickup war leichter und schneller.

Nicht nur das: Ein zweiter Pickup stieß über eine parallel verlaufende Straße dazu, war uns viel näher und besser bewaffnet: Auf der Ladefläche saßen zwei junge Männer in paramilitärischer Tarnkleidung, bärtig und grimmig. Verflucht seien die Klischees, die sich stets als wahr herausstellen. Die Angreifer schossen nun von der Seite mit Gewehren, offenbar gezielt auf unsere Reifen. Nun fühlte sich alles wie eine Treibjagd an.

Alles Fliehen war aussichtslos – man würde uns früher oder später stellen. Ob das Plünderer waren? Wer sollte sonst etwas gegen uns haben?

Eine Reihe von Bäumen kam in Sicht, dicht, dahinter eine grüne Weite. Ehe wir uns versahen, raste ich mit einem waghalsigen Manöver auf einen schmalen, kurven Parkweg, fuhr halb auf dem Rasen, halb auf befestigtem Untergrund, und betete, dass der Van nicht kippte. Meine Mitfahrer hatten sich mittlerweile so in Panik geschrien, dass ich unsere Verfolger aus den Augen verlor.

Ein Reifen platzte. Der Knall überraschte mich weniger als die minutenlange, mir wie Stunden erscheinende Attacke. Der Halt war ungewollt, aber notwendig. Jedermann nahm, was er greifen konnte, und floh ungeordnet in die Büsche.

Das Problem bei dieser flachen Gegend war, dass es so gut wie keine Deckung gab. Da waren Parkbänke, Mülleimer, Laternen, eben das, was man in einer Parkanlage erwartet. Sonst nur der weite Rasen, der wohl teilweise zum Golfen angelegt genutzt wurde. Der erste Pickup hielt, nun war erst recht der Teufel los.

Phil, der auf seinen schweren Werkzeugkasten nicht verzichten wollte, hievte das Ding hinter sich her, mehr schleppend, und ließ ihn fallen, als ihn eine Kugel in den Rücken traf. Ein kurzes Kreischen, eine winzige rote Wolke, dann war alles vorbei. Er bohrte sich mit seinem Gesicht in den Rasen und blieb regungslos liegen.

Dieser Anblick rief ein starkes Gefühl in mir wach, welche nutzlosen Dinge wir mit uns führten, und was sie uns letztlich wert waren. Phil hielt seinen Werkzeugkasten für wertvoll. Das hatte er davon. – Der arme Phil. Ich würde eines Tages um ihn weinen, nur kurz, denn kurz kannte ich ihn. Auch die vielen Verbandskästen, die so mühsam zusammengehörtet worden waren, lagen jetzt

zurückgelassen auf der Rücksitzbank des Vans. Vermutlich hätten wir uns glücklich schätzen können, wenn die Kerle uns ziehen lassen, um sich die Beute aufzuteilen.

Gabe habe ich seitdem nicht mehr gesehen. Bis heute weiß ich nicht, ob er den Angriff überlebt hat. Stubenrauch hatte ich noch eine Weile im Blick: Er rannte, ohne Deckung zu suchen, über die weite Wiese, so schnell, wie ihn sein korpulenter Leib tragen wollte. Er hatte Glück, denn niemand beachtete ihn. Im Gegensatz zu mir sah er sich nie nach mir um.

Shirley und Bella blieben bei mir. Wir duckten uns hinter besagten Parkbänken, dann weiter zur nächsten, nie die Hände voneinander lassend, und immer in eine Richtung weiterziehend, die Abstand zwischen uns und der Miliz brachte. Mittlerweile war auch der zweite Pickup eingetroffen. Wie in einem militärischen Verband übernahmen zwei von den Kerlen die Sicherung des Geländes, indem sie mit ihrer Waffe aufmerksam einen bestimmten Blickwinkel abdeckten. Zwei weitere durchsuchten unseren Wagen. Alle Männer waren etwa im gleichen Alter, aufeinander eingespielt und gut bewaffnet. Einer von ihnen trug sogar eine Handgranate am Gürtel! Das alles waren Leute, denen wir nicht zu nah kommen wollten; die vermutlich unser Schicksal nur wenig interessierte, nämlich dass wir vor einer noch unverstandenen Gefahr flohen. Es ist wohl auch bemerkenswert, wie schnell solche Gruppen aus nur kurzer Anarchie herausgewuchert sind: Immerhin wissen wir erst seit nicht einmal zwei Tagen vom Zusammenbruch der Stromversorgung, Telefonverbindungen, Internet, fehlenden Gesetzeshütern. Nicht zu vergessen die Horde Wahnsinniger, denen an nichts anderem gelegen scheint, als jeden normalen Menschen in blutige Stücke zu zerfetzen! Woher kommen also diese Punks? Sind das solche Anarchisten, die seit Jahren Waffen horten und nur *den großen Tag* erwarten?

Meine Gedanken waren so vertieft, dass mir nicht aufgefallen ist, wie langsam wir vorankamen. Zunehmend träger wurde die Menschenkette, irgendetwas bremste uns aus: Es war Shirley, die eine Blutspur hinter sich herzog, Blut aus ihrem Bein. Sie war angeschossen worden, und humpelte nun mit verkniffenem, Schmerz ertragendem Gesicht hinterher. Was sollte ich tun? Ich hatte nichts zum Verbinden! Noch nicht einmal die Zeit dazu! Gerade waren wir für die Miliz uninteressant. Besser, wir gewannen noch mehr Abstand!

In der Ferne brummten abermals Motoren auf und kamen näher. Weitere Miliz? Ich bekam es mit der Angst und schloss mein Leben ab. Einkesselt von wildgewordenen, schießwütigen Milizen, die sich um die erstbesten Überlebenden balgen? Man muss ja sagen, es wäre ein Glücksfall, *nur* erschossen zu werden; vorstellbar war bei solchen Chaoten auch die Leibeigenschaft, die Sex-Sklaverei.

Drei Militärfahrzeuge rollten auf den Rasen, unsere Chancen besserten sich: Uniformierte der Nationalgarde setzten sich in Stellung, rückten in kleinen Gruppen vor und nahmen die Plünderer unter Beschuss. Die wiederum feuerten zurück. Und inmitten des Scharmützels hielten wir die Köpfe unten.

Der Lärm war ohrenbetäubend, mitten im Feuergefecht. Ich hielt mir die Hände über den Kopf, drückte meine Nase ins Gras und hoffte auf ein baldiges Ende des Beschusses, von welcher Seite auch immer.

Plötzlich griff mich eine starke Hand an der Schulter und zog mich aufwärts, hielt meinen Kopf unten und bewegte mich zum Laufen. Einer der Soldaten, eine Pistole in einer Hand haltend, rief: „Kommen Sie! Kommen Sie!“ und wiederholte es, dass es mir zum zweiten Namen wurde. Ein anderer Soldat hatte Shirley über die Schultern gelegt und brachte sie, wie mich und Bella, zu einem kleinen Militär-LKW. Sie sagten, wir sollen auf die Ladefläche klettern. In meiner Verwirrung tat ich alles, was man mir sagte, und wenn ich ein Clownskostüm hätte anziehen sollen. Bella schrie ununterbrochen. Als man sie mir zur Ladefläche hochreichte, nahm ich sie entgegen, setzte sie auf meinen Schoß und drückte sie an mich. Wir beobachteten, was mit Shirley geschah.

Hinter dem LKW in Deckung, hatte man sie auf einer Trage abgelegt, zwei Sanitäter waren über ihr gebeugt, der einer schnitt ihre Hose auf.

Endlich wurden die Schüsse weniger und verstummten ganz; es war ja auch das einzige, das wir mitbekommen konnten (die Plane des LKWs war weitgehend undurchsichtig). Bei uns lagen bereits zwei Verwundete auf Liegen, ein Mann und eine Frau in meinem Alter. Des Mannes Gesicht war bleich, und ich konnte seinen Brustkorb nicht atmen sehen. Die Frau blinzelte immer wieder, wirkte allerdings nicht ansprechbar. Mir war sowieso nicht nach Unterhaltung zumute, und wischte mir den Dreck aus Gesicht und Händen. Immerhin schienen uns die Soldaten wohlwollend zu sein. Warum auch nicht, wenn ihr Auftrag der Schutz von Zivilisten lautete? Ob diese Einheit auf den menschenleeren Straßen patrouillierte, um Überlebende einzusammeln?

Endlich hob man Shirleys Trage auf die Ladefläche, noch immer machte sie ein verkrampftes Gesicht. Ihre Hose, bis zum Knie aufgerissen, war voller Blut, wie auch ihre Haut. Immerhin hatte man die Wunde sauber verbunden. Zwei Soldaten stiegen auf, dann wendete der LKW, sodass wir nun nach hinten raus das Schlachtfeld sehen konnten: Zurück blieb unser Van, mit zahlreichen Einschusslöchern gezeichnet. Die Pickups waren weg, einer der maskierten Angreifer lag tot auf dem Rasen. Bald waren wir so weit entfernt, dass ich auch dieses Bild ohne Erinnerung zurücklassen konnte.

In der Enge

Ungemütlich rumpelte der Wagen auf die nächste Straße, ein Verband von mehreren Fahrzeugen. Hinter uns fuhr ein Jeep mit einem kleinen Schnellfeuer-Geschütz.

Da saß mir dieser große Kerl gegenüber, ich glaube ein Unteroffizier, mit Namen ... ich weiß ihn nicht mehr. Ich nenne ihn hier *Schweigsam*, denn das ist das, was ihn am besten beschreibt. Als ich wieder zu Atem gekommen war, fragte ich ihn aus:

„Wo bringen Sie uns hin?“ – Schweigsam tat seinem Namen alle Ehre.

„Was ist mit unseren Freunden? Da waren noch zwei Männer, haben Sie die auch gerettet?“ – Keine Antwort.

Schweigsam starrte mich an, als sey ich ein Außerirdischer. Sein Gewehr hielt er in den Händen, nicht beifuß, aber das war sicher den engen Verhältnissen geschuldet. Seine Blicke durchbohrten mich abstoßend. Dabei hatte ich nichts und niemandem etwas getan. Er konnte einem ein Schuldgefühl nur mit seinem Starren einreden. Also sah ich immer wieder an ihm vorbei, reden wollte er ja ohnehin nicht mit mir. Lässig sog er etwas Speichel zusammen und spuckte das Ganze dann über das hinten offene Verdeck auf die Straße. Sein Kamerad im nachfolgenden Jeep sagte etwas daraufhin, beide lachten.

Bella hatte das alles mit angesehen. Schlimmer noch, ihre Mutter lag schwer verletzt vor ihr, und sie konnte ihr nicht helfen. Immer wieder legte ich meine Hand auf ihre Brust, vergewisserte mich ihres Atmens, mehr konnte ich nicht tun. Bella indes hatte sich an mich geklammert, als würde sie von einer Klippe zu fallen drohen. Ihre kleinen müden Finger griffen so fest in meine

Haut, dass es zuweilen schmerzte. Bella brauchte das, und ich ließ sie gewähren. Freilich konnte ich ihr gut zureden, aber etwas Tröstliches hatte ich ihr nicht sagen können. Sollte ich ihr Hoffnung machen? Also schwiegen wir und hofften, dass die Fahrt nicht allzu lange dauerte.

Gut eine halbe Stunde später sollte sich herausstellen, ob wir endlich in Sicherheit seien. Man würde uns informieren, was hier vor sich ginge; wo die Menschen hingebacht wurden; wie wir ins normale Leben zurückkehren konnten. Das Militär hat doch immer einen Plan, oder nicht? Ich malte mir aus, wie wir bald pausenlos mit Reden und Stellungnahmen von Politikern gelangweilt würden, die, wie immer, sich die Schuld für das Übel gegenseitig zuschieben; man würde auf allen Kanälen berichten, ob jene Unglaublichkeit, der wir am Flughafen gegenüberstanden, auf Milwaukee beschränkt ist, oder wie weit sie ins Umland reicht; man würde Versicherungen geben und gutzureden, dass die Bevölkerung sich ruhig verhalte, und die Anarchie sich nicht weiter ausbreite; man würde harte Strafen gegen Plünderer und andere Aufständische anmahnen. Auf all das freute ich mich bereits.

Aus der Rückansicht des LKWs sah ich, wie wir mehrere Straßensperren passierten. Es waren wenigstens drei, hauptsächlich aus aneinandergeschobenen Fahrzeugen bestehend, und stets bewacht von mehreren Soldaten. Eine enge Schneise sollte die Durchfahrt nur für autorisierte Einheiten gewähren. Hier und da waren auch Türme aufgerichtet: aus Schrott, aus Holzlatten zusammengenagelt; ein Soldat hatte sich ein Schütznest auf einem breiten Ahorn-Ast eingerichtet. Kreuz und quer, augenscheinlich ohne System, war Stacheldraht rollenweise verlegt worden, und wurde noch immer ausgelegt. Er spannte sich zwischen den kleinen Wohnhäusern, durch die Gärten, über schmale und breite Straßen, immer dort, wo man mangels Soldaten nicht absichern konnte. Wohin brachte man uns eigentlich?

Die Barrikaden standen bald enger und dichter, immer mehr Soldaten kamen ins Bild. Bald konnte ich zwei Dutzend Uniformierte auf einmal sehen, darunter auch zahlreiche Zivilisten. Mit einem Schmunzeln begrüßte ich das zurückgekehrte Leben. Waren die Evakuierten etwa alle hierher gebracht worden? Gab es noch andere Lager?

Wen konnte man schon darüber ausfragen? Hatte irgendjemand wirklich einen Überblick? Oder war alles so planlos, wie es den Eindruck machte?

Gabelstapler fuhren Kisten herum, die sie aus LKWs entluden. Sie stapel-

ten sie nach Farbe und Größe häufchenweise. Manche mussten laut Aufschrift medizinisches Material enthalten, andere Trinkwasser und Essen. Es war, als würde ein großer Sammelplatz aus dem Boden gestampft, von dem aus man sich neu organisieren wollte. Zu diesem Eindruck zählte auch ein improvisierter Hubschrauber-Landeplatz, der aus einem roten, auf den Boden gesprayten Kreis bestand.

Und nun stellte sich mir die Frage: Wie stehen Aufwand und Ernst der Lage in Beziehung? Würde man ein halbes Wohngebiet in eine Militärbasis verwandeln, wenn es eine nur kleine Gefahr gebe, die in absehbarer Zeit zu bewältigen ist? Insbesondere die zahlreichen Straßensperren und Stacheldraht-Reihen, die Schützen auf den Dächern und in Bäumen, das schwere Gerät, das überall und in allen Richtungen emsig wie von einer Ameisen-Armee verteilt aufgestellt wurde, ließen mich mutmaßen, wie gut man, d.h. die Regierung, die Lage im Griff hatte. Man meinte, wir seien im Krieg und müssten uns auf eine Invasion vorbereiten!

„Verletzte?“, rief plötzlich ein Soldat in den Wagen, nachdem wir angehalten hatten. Er stand draußen, konnte aber nicht über die Ladeklappe sehen. Sein Kamerad oben zuckte mit den Schultern und grinste gleichgültig: „Das Übliche.“

Der erste Soldat kletterte herauf, verschaffte sich einen ersten Eindruck und musterte auch mich und Bella: „Und Sie? Verletzt?“

„Nein. Ich und die Kleine sind in Ordnung. Wir ...“

„Kommen Sie mit“, befahl uns der Mann, bevor wir ausreden konnten, und wir kletterten von der Ladefläche. „Die beiden zur Dekontamination. Die Verletzten ins Zelt. Bewerten.“

Bevor wir uns umsehen konnten, wurden wir abermals aufgeteilt. Mit Bella an der Hand betrat ich ein grünes Zelt, in das man uns hineindrängelte. Darin standen mehrere Wassertanks und Duscheinheiten hinter undurchsichtigen Trennwänden. Schläuche führten kreuz und quer über die Verstrebungen an der Decke, und verbanden ein Konzept aus Behältern mit grüner und blauer Flüssigkeit sowie einen großen Wassertank. Die Verbindungen hatte man abenteuerlich mit Klebeband improvisiert. Auf der gegenüberliegenden Seite stapelte Kleidung bis zu zwei Meter hoch: einfarbige Einheitsware, Hemden und Hosen, Schuhe in verschiedenen Größen und ...

„Ziehen Sie sich aus. Haben Sie Verletzungen? Wir werden Sie jetzt dekon-

taminieren. Zur Sicherheit. Zu viele sind ...“

Das klang nach einem vorgegebenen Standard-Satz, den man mir erschöpft entgegenhauchte. Hinter der Atemschutzmaske erkannte ich eine ernst dreinguckende Frau. Sie gehörte aufgrund ihrer Rangabzeichen zum Militär. Ihre Helfer traten heran und nahmen uns, allesamt mit Handschuhen bewehrt, die Kleidung ab. Ich nickte Bella zu, dass sie das über sich ergehen lassen sollte. Was mich anging, war ich froh, aus den dreckigen, zerschlissenen und ungemein unbequemen Sachen herauszukommen.

Während dieses Vorgangs war mir fremd zu hinterfragen, weshalb eine Dekontamination notwendig sey. Die einfachste Erklärung ist ja stets die „umgehende Seuche“, vor deren Krankheitserregern man sich schützen will. Doch ich fühlte mich gut und hatte noch niemanden husteln sehen. Ob das etwas mit der unheimlichen Begegnung am Flughafen zu tun hatte? Konnte man uns nicht einfach zeigen, wo der Ausgang ins gewohnte Leben ist?

Jetzt sollten wir die Duschstrecke durchlaufen, Bella blieb stets an meiner Seite. In einem ersten Abteil wurde uns ein hellblauer Nebel auf die Haut gesprüht, der nach medizinischem Alkohol roch. Im nächsten Abteil gab es heißes Wasser aus der Brause, mit der Anweisung, die beiliegenden Bürsten gegen Hände, Gesicht und Schritt zu gebrauchen. Zuletzt stiegen wir in eine Kabine, von der wir die Tür schließen mussten. Ein kleines Licht an der Decke zeichnete unsere Konturen. Unsicher schaute ich in Bellas fassungsloses Gesicht, dann hieß es: „Augen schließen!“, und wir wurden eingehüllt in einen Nebel aus weißem Pulver. Hustend traten wir dort heraus und erhielten Handtuch und Kleidung.

Auch nach der Ankleide ließ man uns kaum Zeit zum Durchatmen. Bella hustete noch immer, sodass ich ihr bei der Ankleide helfen musste. Ein Arzt in Flecktarn, gefolgt von drei Schwestern, betrat den hinteren Abschnitt des Zettes, vom vorderen blickdicht separiert. Ohne Umschweife leuchtete er mit einer Taschenlampe erst mir, dann Bella in die Augen. Er betastete mit den Händen den Hals, ließ sich Arme und Beine zeigen. Scharf sah er auf eine seiner Schwestern: „Haben Sie etwas gesehen?“

„Nein, Dr. Horwood. Keine Verletzungen.“

„Dann nehmen Sie jetzt Blut ab“, sagte er so kalt, als seien wir Versuchstiere.

„Dr. Horwood?“ Gerade wollte er sich herablassen, mit mir zu sprechen.

„Mama!“, rief Bella, als sie ihre Mutter sah. Die lag noch immer auf der Trage in einer Ecke des Raumes, nunmehr ohnmächtig. Interessiert schaute der Doktor mich an: „Das war eine Kugel, sagte man mir?!“ Dabei zeigte er mit dem Finger auf Shirley. Unsicher, wie ich mich unseren Gönnern gegenüber zu verhalten habe, schwieg ich. Alles ging hier so hartherzig und ungefragt zügig zu, als seien wir im Krieg.

Dr. Horwood trat neben Shirley und öffnete mit flinken Fingern ihren Verband: „Ganz eindeutig. Hm.“ Mit einem weiteren Fingerzeig deutete er an, dass die Wunde neu verbunden werden soll. Was, wenn es keine Schussverletzung gewesen wäre?

„Bringen Sie das Kind zu den anderen“, befahl er als nächstes, und eine der Schwestern führte Bella unter Wehklagen aus dem Zelt.

„Überlebende sind selten“, murmelte er mir nun wieder zu. Er bat mich zu einer Wandkarte: Das Stadtgebiet von Milwaukee.

„Woher genau sind Sie gekommen? Wo haben Sie andere Überlebende angetroffen?“ Er machte den Eindruck, als erwarte er die Antwort eines gehorsamen Soldaten. Und wenn nicht, würde es unangenehm. Also spielte ich mit, umso mehr, da ich selbst Informationen haben wollte.

„Ich bin hier fremd, müssen Sie wissen“, gestand ich ein: „Wir kamen vom Flughafen ...“

„Ah ja, der Flughafen“, murmelte er und hielt einen Stift gegen die Karte.

„Am Flughafen begann doch alles, nicht wahr?“

„Nein, nein!“, fuhr er hoch und machte ein belehrendes Gesicht. „Wir wissen noch nicht, woher *das Fieber* ursprünglich gekommen ist, aber es war nicht der Flughafen! Viel weiter im Süden, in Memphis, hörte ich das erste Mal davon. Dort war ich stationiert, bis ich hierher beordert wurde. Damals funktionierten die Funkgeräte noch. Jedenfalls nehmen wir für Milwaukee an, dass Flugreisende die Infektion weitergetragen haben. Bevor wir den Flughafen hier in Milwaukee absperren konnten, war er bereits überrannt. Wir schicken seit heute Morgen keine Einheiten mehr in den Südosten der Stadt, dort scheint es am schlimmsten zu sein. Wir verlieren mehr Patrouillen als wir nachsenden können. Und ob sich die Vermissten mit dem Fieber infizieren oder einfach nur zerfleischt werden, wissen wir nicht. Der Oberst ist deswegen ganz aus dem Häuschen.“

„Der Oberst?“

„Der Kommandant dieses Lagers. Unter uns, er scheint der Situation nicht gewachsen zu sein. Seitdem er keine Anweisungen mehr von Generälen aus Washington erhält, ist er kaum noch beruhigen. Von fünf Einheiten, die wir zur Rettung losschicken, kehrt eine zurück. So geht das seit Stunden. Deswegen patrouillieren wir jetzt nur noch entlang der Hauptstraßen, stets in der Nähe des Lagers, um früh gewarnt zu sein. Wissen Sie, wir verlegen diesen Sammelposten für Militär und Verletzte jetzt zum dritten Mal seit dem Ausbruch. Hoffentlich werden die Infizierten nicht weiter vorrücken.“

„Doktor, Sie sprechen von diesen Infizierten wie von einer bösartigen Armee! Sind das nicht Kranke, die geheilt werden können, oder so ähnlich?“

„Haben Sie diese Monster schon in Aktion erlebt?!“, ging er mich entfeselt, beinahe panisch an. Ich nickte, denn das hatte ich sehr wohl. Er verstand meine Geste und kam wieder zu sich.

„Diese Irren kann man nicht heilen! Man kann sie nur aus ihrem Elend befreien, sie erschießen, dann ist Ruhe. Weiß der Teufel, welche Bazillen ihnen derart den Geist vernebelt, dass sie zu solchen Bestien werden!“

„Doktor, was geht hier vor?“, fragte ich ihn nach einer schweigsamen Pause. Und diesmal wollte ich es genau hören.

„Wir wissen es nicht.“ Er wimmerte so verzweifelt wie ein mutloser Mann. „Wir wissen kaum etwas, nur dass *die* mehr und brutaler sind als wir. Ich wurde in dieses Höllenloch geschickt, habe seitdem nichts gegessen, muss Verwundete zusammenflicken. Ich komme hier nicht raus, kann mir kein eigenes Bild machen. Aber ich muss Härte zeigen, sonst färbt das auf meine Unterstellten ab ...“

Plötzlich trat ein junger, aufgeregter Soldat ins Zelt: „Doktor, Sie werden gebraucht, kommen Sie!“

Dr. Horwood musste mit ihm gehen. Ich hielt ihm Arm fest: „Werden wir uns wiedersehen?“ Er öffnete den Mund, so als wolle er ein Wort sprechen, dann schluckte er das Nichtgesagte hinunter und ging. An seine Stelle trat ein anderer Soldat, der mir mit einer Geste zu verstehen gab, mit ihm zu gehen.

„Was geschieht jetzt?“, wollte ich von meinem Begleiter wissen. Wir gingen aus dem Zelt, mitten in das Lager, in dem sich Dutzende Personen tummelten.

„Kann ich mich irgendwo frisch machen?“, fragte ich ihn abermals, und endlich gab er Antwort:

„Toiletten sind da hinten, einen Schlafplatz finden Sie ebenfalls in dieser Richtung. Wir haben Zelte für Zivilisten aufgestellt.“

„Und wenn ich gehen will?“

„Das Verlassen des Lagers ist gegenwärtig nicht gestattet. Oberbefehl zum Schutz aller Zivilpersonen. Wir sind hier zur Unterstützung der regulären Polizeikräfte. Der Auftrag lautet: Sammeln und Evakuieren.“

Mit seinen Gedanken musste er schon ganz woanders gewesen sein, denn er blickte sich immerzu um. Vielleicht wollte er auch nicht die Verantwortung für „einen weiteren Zivilisten“, wie das Militär seine Mitbürger gerne entwürdigt, übernehmen und sich interessanteren Aufgaben zuwenden. Ich jedenfalls begrüßte die Freiheit, um mich umzusehen.

Neben meinem eigenen Schicksal kam mir nun Bella ins Gedächtnis. Die Kleine war alleine, war zu einer Gruppe „anderer Kinder“ gebracht worden. Was sollte sie dort? Warum behielt man „uns Zivilisten“ wirklich hier?

Das Lager war riesig, jetzt wo ich zwischen den Zelten spazieren ging und mich unauffällig umsah. Ich schätzte, es bestand nur zu einem Drittel aus Soldaten, ansonsten hatten sich Personen aller anderen Kategorien eingefunden: Menschen in ganz gewöhnlicher Straßenkleidung, manche unversehrt, manche verwundet, manche alleine, manche in Gruppen stehend. Ich trottete an ihnen vorbei und wurde vielerorts begafft. Aber das nahm ich niemandem krumm, denn der nächste, der hier entlangkam, wurde ebenso angestarrt. Vermutlich war das eine normale Reaktion auf die allgemein angespannte Lage. Es gab wohl keinen, der *nicht* aus seinem Leben herausgerissen wurde, und nun in einem Lager warten musste, bis dem Kommandanten etwas anders einfiel.

Was sollte das auch für ein Vorgehen sein? Wenn man die Leute evakuieren wollte, weshalb tat man dies nicht? Hubschrauber hatte ich seit meiner Ankunft keine gehört. Außerdem schienen es minütlich mehr Personen zu werden, jedenfalls erreichte schon wieder eine Kolonne kleiner LKW das Haupttor, Personen, Zivilisten, stiegen von der Ladefläche.

Das Militär schien mit der Organisation des Lagers überfordert zu sein. Als „Zivilist“ kann man sich dieses Urteil leichtfertig erlauben, man trägt ja auch keine Verantwortung. Trotzdem war es wie eine Seifenblase, die hier aufgebaut wurde. Kein Wunder, dachte ich, wenn man dasselbe Lager zum dritten

Mal hatte errichten müssen: Weshalb dann Mühe in dessen Sicherung und Organisation investieren, wenn das vierte Mal bereits absehbar ist?

Die Soldaten wirkten ohne Ausnahme ermattet. Ob sie schon Tage auf den Beinen waren? Ununterbrochen Zivilisten retten und Kisten ausladen? Keiner von denen schien lange sesshaft bleiben zu wollen, sie waren stets „kampfbereit“: Ein jeder trug seine Dienstwaffe am Körper, einige trugen kleine Taschen und Rucksäcke bei sich, als wären sie im Feld unterwegs. Sie vermischten sich mit allen anderen Menschen und taten auch weitgehend dasselbe wie sie: Kisten verladen, Zelte errichten, Essen ausgeben, Verwundete versorgen, Platz machen, Herumstehen, Rauchen. Das übliche.

Nachdem ich eine Weile in eine bestimmte Richtung gegangen war, dünnte die Zeltstadt aus, der Raum wurde weiter. Bald sah ich einen hohen Maschendrahtzaun, der das Areal nach hinten abgrenzte. Keine Soldaten hier. Offenbar verließ man sich darauf, dass aus dieser Richtung kein Angriff zu erwarten sey. Vielleicht hatte der Kommandant auch zu wenig Soldaten für die Sicherung des gesamten Geländes. Was wusste ich schon?

Also wanderte ich wieder zurück und suchte noch immer ein Muster in dem Chaos: Es gab ja keine Schilder, und die einzelnen Einheiten – die Essensausgabe, die Schlafstätten, die Krankenzelte usw. – schienen wahllos auf dem Platz verteilt worden zu sein. So, wie man das eben tut, wenn man führungslos ankommt und auf die Schnelle etwas auf die Beine stellen muss. Aus diesem und anderen Gründen will ich mir deshalb nicht zu sehr das Maul zerreißen. Immerhin hatte man uns vor den Schießwütigen gerettet und medizinisch versorgt. Das war mehr, als ich erhofft hatte.

Vergleichsweise schnell fand ich den ersten Müllhaufen, bestehend aus Getränkeflaschen und Verpackungsmaterial. Zwei Kinder, die den Ernst noch nicht verstanden, tollten darin herum.

Heiß brannte die Mittagssonne, Durst quälte mich. So suchte ich den Weg zu den Waschräumen, und betrat endlich ein dunkles, weites Zelt, in dem Duschen und Toiletten, strikt nach Geschlecht getrennt, untergebracht waren. Hier war es schattig und kühl, und für den Moment ganz unbelebt. Zögerlich trat ich vor einen Spiegel und sah hinein. Das Haar zerrupft, das Gesicht schmutzig, mein Blick so geistlos wie der der anderen hier. Aus einem Tank ließ ich Wasser in eine Schüssel laufen, trank und wusch mir die müden Augen. Und da lag eine Bürste.

In diesem Augenblick der Ruhe bürstete ich mir minutenlang das Haar, immer wieder an denselben Stellen, obwohl es irgendwann nicht mehr notwendig war. Schon lange hatte ich mir nicht mehr so viel Zeit für meine Haare genommen. Es tat gut, nur an diese eine Tätigkeit zu denken, und von dem Wahnsinn und der Ungewissheit, die mir beim Austritt aus dem Zelt unweigerlich begegnen mussten, abgelenkt zu sein. War das meine neue Heimat? Wie lange würde ich hierbleiben? Und was bringt die Zukunft?

Da stand ich nun, beraubt an allem: Meiner Tasche, meines Mobiltelefons (das ich während der Hatz im Park verloren hatte), meiner Kleidung, sogar meiner Identität. Denn noch niemand hatte mich nach meinem Namen gefragt, oder machte den Eindruck, dass er irgendjemanden interessierte. Handelte es sich um jene Befürchtung, die ich eingangs äußerte? Dass man nämlich besser keine Freundschaften schließe mit Namenlosen, für den Fall, dass sie eines unerwartet frühen Todes sterben? Fragte deswegen niemand nach Namen der Neuankömmlinge? Weil wir nur namenlose Zivilisten waren – und bleiben sollten?

Den restlichen Tag verbrachte ich damit, mich mit dem Aufbau des Lagers vertraut zu machen. Hatte dieses Lager überhaupt einen Namen? Ich wette, die Militärs haben den Ort „Checkpoint Delta“ oder so ähnlich genannt. Aber verdiente dieser Ort nicht einen richtigen Namen, nun, da wir eine Weile hierbleiben würden?

Die Lage der Ein- und Ausgänge war leicht zu merken. Es gab nur zwei: Das Haupttor, durch das wir hergekommen waren, und ein kleineres, weniger streng bewachtes an der Nordseite. Soweit ich das vom Zaun aus sehen konnte, hatte man dahinter eine Grube für Leichen ausgehoben. Jedenfalls stapelten einige schwarze Säcke von Körperlänge in der Nähe. Von einem Wachturm wurde bald ein Posten auf mich aufmerksam. Er beobachtete mich sogar durch sein Fernglas. Vielleicht, weil er in mir eine verdächtige Person sah. Vielleicht, weil ich eine Frau war.

Selbstverständlich hielt ich selbst ununterbrochen Ausschau nach einer bestimmten Person. Leider war es mir nicht möglich, Bella bis zur einbrechenden Dunkelheit in dem größtenteils ungeordneten Personen-Gewimmel aus-

findig zu machen.

Sobald es dunkelte, schaltete man beeindruckende Scheinwerfer ein, die man an wichtigen Punkten entlang der Lagerumgrenzung aufgestellt hatte. Die in einigen Metern Höhe hängenden Lampen-Batterien strahlten ein grelles Licht über den Platz. Ruhe kehrte deswegen trotzdem nicht ein: Unverändert jammerte jedermann seine Sorgen, seine Lebensgeschichte dem Nächsten zu. Die meisten werden einander Fremde, da bunt zusammengewürfelt, gewesen sein. Umso wichtiger war mir mein Bemühen, zu Bella zurückzufinden, solange ihre Mutter nicht bei ihr sein konnte.

Da mir der Magen knurrte, folgte ich bald Leuten, die sich mit Schüsseln und Besteck in der Hand auf den Weg machten. Sie vereinten sich zu einem pilgernden Strom, der auf ein Zelt zulief, an dem Essen ausgegeben wurde. Also machte ich es wie die anderen, nahm eine Schüssel vom Stapel und stellte mich artig in die Warteschlange. Das erinnerte mich an die Bürohaus-Kantine – und ich schmunzelte das erste Mal seit langem.

Es muss dieser Moment Vertrautheit gewesen sein, der mich wieder Hoffnung schöpfen ließ. Denn obschon es erst einen Tag her war, seitdem wir mit diesem Schrecken konfrontiert worden sind, war es eben jene Eigenart des Schreckens, der bewirkte, dass sich die Flucht vor dem Verderben wie ein wochenlanger Weg anfühlte. Allein unsere aufregende Übernachtung im Motel hatte sich wie die Erinnerung an eine Odyssee in meinem Gedächtnis festgegraben. Deshalb genas ich jetzt diesen Moment und schlürfte bereitwillig die wenig schmackhafte Suppe.

Ein Lagerwart vom Militär ging durch die Zeltstadt und rief aus, dass zwingend Ruhe und Lagerfeuer klein zu halten seien. Das Militär, unsere Beschützer, wollten wohl ihre Chance verbessern, eventuelle Angreifer früh zu erkennen.

Ich begrüßte diese vernünftige Regel (wie ich alles begrüße, das aus Vernunft entschieden wird), und auch sonst hielt sich jedermann daran. Vielleicht aus Angst, aus dem sicheren Lager verstoßen zu werden.

Zuletzt galt es, einen Schlafplatz zu finden. Und ich musste wegen der unerwartet vielen leeren Zelte nicht lange suchen: In einem standen mehrere verwaiste Feldbetten, von denen ich eines annektierte. Allerdings fand ich keine Decken, und so fröstelte ich zusammengekauert dahin, in der Hoffnung, dass es Bella und ihrer Mutter besser ergangen war.

Ohnehin fand ich keinen Schlaf. Es waren nicht vordringlich der bleibende Hunger oder der frische Wind, der mir ohne Widerstand unter die Kleidung drang – nein, es war der Lagerkommandant, aufgebracht und ruhelos.

Zunächst meinte ich die Stimme aus dem Nachbarzelt kommen hören. Im Halbschlaf, zu dem wenigstens mich die Ermattung nötigte, schaute ich mich um – noch immer allein im Zelt. Hier und da flüsterte man am Lagerfeuer bis in die Nacht, wie das eben in einer eilig aufgebauten Zeltstadt voller Fremder sein muss. Doch wessen Stimme am lautesten durch die Nacht flog, das war die Stimme eines unbeschämten Anführers. Offenbar hatte ich mich in der Nähe des Kommandozeltes eingerichtet.

Was also blieb mir anderes übrig als hinauszutreten, und mich auf Zehenspitzen neugierig der Quelle zu nähern? Endlich verstand ich die Worte deutlicher:

„... Was interessiert mich Ihr Beruf? Ich sage Ihnen: Wir alle haben seit Kurzem denselben Beruf: Überlebender! Wann dieser Wahnsinn enden wird? Vielleicht niemals! Mit jeder Stunde sehe ich die Anarchie wachsen; immer mehr Macht verpufft in Nichts und Unvernunft!“

— Das klang unzweifelhaft nach jemandem, der hier das Sagen hatte. Die Intoleranz in seiner Stimme, jeden Widerspruch sofort zurechtzuweisen, schwang mit im Widerhall seines energischen Tons. Ein unsichtbarer Rang wurde ihm aufgedrückt. Gleichwohl hatte seine Erregung etwas von Bestürztheit, so als fehle nicht mehr viel, und er würde alles hinschmeißen.

Einer seiner Leute sprach auf ihn beruhigend ein. Die Worte verstand ich nicht. Und ebenso wenig kühlten sie den Hitzkopf ab:

„Soldaten, Polizisten, selbsternannte Milizionäre und diese ... – wie nennen die sich?“

„Unbeugsame, Sir!“

„*Unbeugsame*, von mir aus. Dazu jeder bewaffnete Punk. Sie alle sind da draußen, Leutnant, und kämpfen gegen diese Dinger. Oder gegeneinander.“

„Ihre Strategie, Sir?“

„Strategie? Es gibt keine! Mangels sicherer Rückzugsorte, mangels Befehlen aus Washington!“

„Sir, etwas leiser! Wegen der Moral, Sir!“

Aber das musste der Kommandant überhört haben: „Verstehen Sie nicht? Wir verlieren die eine Straße, das eine Viertel, kurz darauf das Nächste! Wir stehen mit dem Rücken zur Wand!“

„Aber Sir! Sehen Sie hier: Wenn wir die Gruppen 4 und 6 nach Norden vorrücken lassen, etwas bis zu dieser Kreuzung ... Die machen uns den Weg frei und ...“

„Mit zweitausend Zivilisten im Schlepptau? Es mag der Tag kommen, da werden Sie die Verantwortung tragen. Bis dahin ist das mein Job, wenn Sie nichts dagegen haben, Leutnant!“

„Ja, Sir!“

„Derweil fehlt es uns an Luftaufklärung, an Funkkontakt, Motorisierung und Nachschub. Irgendwann steht zwischen der Freiheit und der Wirklichkeit nur noch ... der Selbsttod.“

Dann beruhigte er sich und gab weniger lautstarke Anweisungen: Etwa, dass Wachen in kleineren Zeitabständen abzulösen seien und dergleichen. Unbemerkt wendete ich mich ab.

„Du musst frieren! Setze dich zu uns ans Feuer!“, rief mir eine freundliche Stimme zu. Als ich mich umdrehte, lächelten mich fünf unschuldig dreinschauende Personen an, vier Männer und eine Frau. Ich trat näher.

„Das ist die Kleidung aus dem Dekontaminationszelt, nicht wahr?! Dieses dünne Zeug, Sam, da müssen wir etwas tun!“ – Die Frau hatte offenbar ihren Mann angesprochen, und jedermann schaute abfällig und enttäuscht auf mich. Dabei meinten sie in Wirklichkeit meine unzureichende Kleidung, und auch die unmoralische Art, jemandem alles zu nehmen, um ihn dann ganz unverhofft nur mit Hemd und Hose, nicht einmal mit Schuhen ausgestattet, stehenzulassen. Obwohl ich diese Fünf nicht kannte, wusste ich doch um ihre Abneigung gegenüber dem Militär. Trotzdem waren sie unsichtig und stets gelassen. Beinahe „vernünftig“!

Sam kramte in einem Kleiderbündel und reichte seiner Frau wortlos eine gepolsterte Weste, eine Mütze und Badelatschen. Das war besser als nichts. Diese Dinge reichte mir die Frau wie ein Almosen, und ihren Blicken entnahm ich aufrichtige Gutherzigkeit. Sie und ihr Mann wirkten auf mich wie ein altes

Ehepaar, deren Kinderreichtum sie mitfühlend und stressunempfindlich hatte werden lassen. Nun profitierte ich davon, dankte und stellte mich allen mit Namen vor. Für eine Weile setzte ich mich zu ihnen ans Feuer. Erst später bemerkte ich, dass sie mit ihren eigenen Zelten etwas abseits der anderen lagerten, was sie wohl so wollten.

Die Frau nannte man liebevoll „Etsy“, ihre Freunde hießen Peter, Lovelin und Ed. Bis auf Lovelin mussten alle wenigstens fünfzig Jahre alt sein. Lovelin, Eds Sohn, war halb so alt. Wortlos gaffte er mich an, wohl wegen des gleichen Alters.

Bemerkenswert fand ich ihre Garnitur aus Outdoor-Kleidung: Stiefel, Jacken, Hüte – alles sah danach aus, als hätte ich eine Jagd- oder Angelgesellschaft vor mir. Ich konnte mir vorstellen, dass ihnen ihre Flinten, die das *outfit* gut ergänzt hätten, am Tor abgenommen worden waren. Fehlt nur noch die Tarnschminke im Gesicht, dachte ich mir. Noch merkwürdiger aber war, dass ich in ihnen keinerlei Gefahr erkannte, als seien sie harmlose Naturkundler, Park-Ranger, junggebliebene Pfadfinder oder was weiß ich.

Was man mir als Kleidung anbot, das passte, und ich nahm es dankbar an. Plötzlich hatten ein paar Badelatschen mehr Bedeutung erhalten als ein Bündel Geld oder eine geladene Waffe. Jedenfalls in meinen Augen.

Ed stocherte in der Glut herum und brachte etwas an die Oberfläche, das wie ein Nagetier aussah. Es hatte im eigenen Fell gegart und leidenschaftlich teilte man den Braten untereinander auf. Mir drehte sich der Magen um, das sorgte für Erheiterung.

Man erklärte, dass man autonom sein wolle – um den anderen nichts wegzuessen. Im Schutz der Zäune saß man gerne, so eine ruhige Nacht werde selten sein. Und nachdem der erste Schnaps die Runde gemacht hatte, erzählten sie mir ihre Lebensgeschichte: Sie waren tatsächlich auf der Rückkehr von der Jagd gewesen, als immer mehr dieser blutrünstigen Spinner erschienen und der Kontakt mit ihnen unausweichlich wurde. Irgendwann, erklärte Etsy, kam der Moment, da man entscheiden musste, sie alle auf der Straße zu überfahren oder das Weite zu suchen.

„Er hat recht, der Kommandant, wenn er darüber klagt, dass die ganze Gegend überrannt wird!“, kommentierte Peter.

Mit Mühe und Not habe man sich zur Nationalgarde gerettet; habe Schulter an Schulter mit ihnen gekämpft, während das erste Lager errichtet wurde.

Später seien Ed und sein Sohn, sozusagen als Gleichgesinnte, dazugestoßen. Ihn allen ist gemein, dass sie sich für die Wildnis, das Survival und Preppern faszinieren. Politik, Militär, oder der ungleiche Kampf gegen Bestien – das liege ihnen gar nicht.

„Wir bleiben unter uns, schließlich könne man niemandem trauen!“, stimmte man sich ein: „In so einer einzigartigen Gefahrenlage werden die Menschen wieder zu „Urtieren“, zu nackten Anarchisten, die nur aus Ellenbögen, Hörnern und falschen Zungen bestehen!“ – Als ich ihnen dann meine Geschichte erzählte, da wurde ich ein Teil der Familie und war fortan willkommen.

Ich blieb bei ihnen bis zum Morgengrauen, dann suchte ich eine letzte Stunde Schlaf.

Als ich endlich aufwachte, stand die Sonne bereits hoch am Himmel. In meinem dunklen Zelt hatte ich davon nichts mitbekommen. Ich dehnte meinen Rücken und meine Glieder, dann begab ich mich frischen Mutes zur Morgentoilette.

Eigentlich, dachte ich, ist alles wie auf einem großen Zeltplatz: Die sich kennen, haben ihre Nischen, und doch begegnet man sich immer wieder bei den Wasch-Zelten, bei der Essensausgabe oder am Müll-Sammelplatz. Nur das allseits freundliche Grüßen und die Plauderei übers Wetter fehlten.

Deutlich konnte ich erkennen, wie mitgenommen einige der Flüchtlinge waren. Nicht wenige hatten Schrammen und andere Wunden in Gesicht, an Armen und Beinen. Sie mussten gehetzt und geschwunden worden sein, ehe sie die Nationalgarde, mehr tot als lebendig, aufsammelte.

Immer wieder erinnerte ich mich, welche „Regeln“ mir die freundlichen Prepper letzte Nacht mitgegeben hatten: Dass man sich an keinen Ort zu sehr gewöhnen sollte und stets wachsam sein muss und so weiter. Nach einer anderen Regel sollte man, wenn möglich, keine festen Freundschaften eingehen, ja sogar die Anonymität, d. h. das Verschweigen des eigenen Namens oder das Erfahren des anderen Namens, sey hilfreich, wenn derjenige auf dem gemeinsamen Weg sterben sollte. Dann nimmt man es weniger schwer und kann schneller vergessen. Allerdings bin ich so ein Mensch nicht: Wenn ich mich schon in

die Gesellschaft eines anderen begeben, dann will ich wenigstens seinen Namen kennen, und sey es nur, um ihn rufen zu können! Und denke ich an Bella: Wie schwer fiel es mir, das namenlose Kind an meiner Seite zu haben, so als wäre sie nicht existent! So als wäre sie bereits tot, und warte nur darauf vergessen zu werden! Diesen Regeln konnte ich daher nur schwerlich etwas abgewinnen.

Eine Regel verinnerlichte ich aber doch, nämlich, alle wichtigen Gegenstände stets am Körper zu tragen, und möglichst nicht in Taschen oder Rucksäcken. Denn letztere kann man verlieren oder behindern einen, wenn man sich durch enge Passagen quetschen muss. Und so betrachtete ich das kleine Klappmesser, das mir Etsy gegeben hatte, und steckte es sorgfältig in meine Hosentasche.

Tatsächlich bemerkte ich bereits den Beginn dieser sich befreiend anfühlenden Loslösung von Abhängigkeit: Auf Reise – und so beginnt meine Geschichte im Flugzeug – ist man bereits von seiner Heimat, seiner Wohnung gelöst. Man muss sich auf das verlassen, das man an Gepäck bei sich hat. Ist die Lieblingsjacke nicht darunter, dann nicht. Geht einen die saubere Wäsche aus, hat man auch ein Problem. Als dann der Wahnsinn auf dem Flughafen begann, war ich bereits von meinem Koffer getrennt: Meine Kleidung konnte ich nicht zusammenstellen, ich musste weitertragen, was ich zufällig anhatte, in der Tasche nur mein Pass und ein paar Kleinigkeiten. Nach und nach habe ich alles zurücklassen müssen, beispielsweise mein Mobiltelefon. Als ich aus dem Dekontaminationszelt trat, trug ich gerade einmal noch Hemd und Hose. Ich war beraubt aller Habseligkeiten, und es war fraglich, ob ich mein Eigentum zurück erhalten sollte. In dieser Form – entblößt, „zurückgesetzt“ – begann ich mir ein neues Dasein aufzubauen. Nun habe ich schon Badelatschen und ein Messer. Und auch in naher Zukunft würde nur das von Bedeutung sein, das man am eigenen Körper trägt.

Wie ich meinen Weg durchs Lager fortsetzte, staunte ich nicht schlecht, plötzlich einen vertrauten Menschen wiederzuerkennen: Stubenrauch.

Ich bleibe wie angewurzelt stehen, wage mich nicht zu rühren. Aber es ist zu spät, Stubenrauch hat mich längst erkannt. Vielleicht ist er einem vertrauten Gesicht ebenso zugetan wie ich. Gleichwohl scheue ich den Kontakt und will mich fernhalten. Der Grund für mein abschätziges Verhalten: Ich sehe keinen weiteren Bedarf an einer beruflichen Zusammenarbeit.

Es ist verrückt: Jahrelang haderte ich mit der Idee, ihm durch eine Kündi-

gung zu entkommen, und war doch immer an ihn gebunden, als bestünde eine Art Symbiose zwischen uns. Er brauchte mich allerdings mehr als ich ihn. Vielleicht war es auch meine Bequemlichkeit, mir die Mühen der Jobsuche ein weiteres Mal anzutun. Und trotzdem blieben wir über Jahre ein eingespieltes Team, der Chef und seine Gehilfin. Wie stehen wir also jetzt zueinander?

Noch immer trennten uns fünfzig Schritte voneinander, und niemand wagt sich dem anderen zu erkennen geben. Vielleicht bildete ich mir ein leichtes Nicken ein, als Zeichen der Begrüßung. Seit dem Angriff im Park hatte ich ihn ja aus den Augen verloren. Nun stand er unversehrt und gesund im selben Lager, auf andere Irrwege hierhergefunden.

In der Tat hatte er seine Position anders eingebracht. Denn er stand inmitten einer Gruppe, von der ich später erfuhr, dass man sie als *Elite* bezeichnete. Den Namen gaben sie sich selbstverständlich selbst, denn sie hielten sich für die Elite. Und in den Augen aller anderen waren sie es freilich nicht. Hinter diesem ersten Eindruck der Arroganz steckte nichts anderes als ein Haufen selbstgefälliger, reicher Menschen, die sich als etwas Besseres hervorhoben. Eine Gruppe, in die Stubenrauch hervorragend hineinpasste.

Die Mitglieder der Elite, es waren ungefähr zehn sichtbar, saßen im Schatten eines Zeltvorbaus, auf Stühlen. Sie hatten eigenes Mobiliar, eigene Betten, die sie mit niemandem zu teilen brauchten. Zur Versorgung mit Lebensmitteln konnte ich nichts sagen.

Sie saßen da herum, rauchten, plauderten, und schauten allen anderen bei der Arbeit zu. Stubenrauch verhielt sich wie sie: Er hatte wieder etwas zum Rauchen gefunden und stand in seiner bedrückenden Gelassenheit neben den anderen. Vielleicht hatte er sich als „wichtiger Geschäftsmann“ zu erkennen gegeben und war so in den Club der Elite aufgenommen worden. Vielleicht glaubte man an den Beitrag seiner Macht und seines Geldes, vielleicht für einen Wiederaufbau oder die Neustrukturierung der Regierenden nach dem Ende dieser Katastrophe. Vielleicht interessierte niemanden, dass er zu diesem Zeitpunkt genauso wenig an sein Geld konnte wie wir anderen; dass er in seiner teilweise angerissenen und verdreckten Kleidung nicht weniger schmutzig und unbedarft war als andere Flüchtlinge auch.

Er war dort jedenfalls aufgenommen und fühlte sich wohl. Es machte in meinen Augen nicht den Anschein, dass er seine neue Stellung für verwegene Pläne hätte aufgeben wollen, etwa, wenn ich ihn direkt angesprochen und vor-

geschlagen hätte, mit mir, Bella und Shirley weiterzuziehen. Die beiden waren ihm nie wichtig.

Nein, Stubenrauch war ein höriger Mann. Hätte ihn der niedrigste Soldat zum Mitkommen angewiesen, er wäre wie ein Hund gefolgt. Gleichzeitig war Stubenrauch zerfressen von dem Bedürfnis nach Kontrolle, nicht nur über sein eigenes Schicksal, sondern alles in seinem Umfeld, das ihn zu mehr Einfluss gereichen würde. Es ist diese merkwürdige Art von Mensch, bei dem man nicht sagen kann, ob ihm Prinzipien je etwas bedeuten würden. Der geringe Mann, selbst der Bettler, kann sich durch Prinzipien erhalten. Doch Stubenrauch war, wie seine Club-Brüder, sicherlich eher der verschlagenen Sorte zuzurechnen – den Vorteil negiert, den Vorteil genutzt, ganz wie es die Situation erfordert.

Würde ich ihm eines Tages wieder begegnen, wenn wir uns zur Gänze auseinandergelebt haben? Würde ich sagen: „... Ja, ja, wir kannten uns von früher.“, ohne zuzugeben, je mit ihm gearbeitet zu haben? Und sicherlich würde ich niemals wieder für ihn arbeiten. – Wer weiß? Wenn die Lage wirklich so schlimm ist, wie der Kommandant befürchtet, wird es möglicherweise meinen Beruf niemals wieder geben. Dann besteht die Welt nur noch aus ungebildeten Kämpfern und Bauern, jeder in seiner führenden Rolle begrenzt.

Trotzdem wurde mir erst in diesem Moment bewusst, wie hilflos und nutzlos ich selbst gewesen bin! Jahrelang habe ich nur „gedient“ und mein Bestes gegeben, die mir gestellten Aufgaben zu erfüllen, vermutlich bis ich gestorben wäre. Nun, ohne einen solchen Meister, war ich wie Luft, die davonzutreiben drohte.

Noch nie im Leben hatte ich hochgesteckte Ziele. Ich kam aus einem solchen Haushalt, da sich mir Mutter und Vater zwar wohlgesonnen stellten, mir aber doch nur wenig Motivation oder Inspiration mitgaben, welche großen Menschheitsprobleme bestehen, und wie sie zu lösen seien. Für sie gab es diese Probleme einfach, und man musste sich damit abfinden. So begann auch ich die Welt wie eine unveränderbare Kulisse zu betrachten, über die man sich ärgern oder damit abfinden konnte. Erst viel zu spät, nach dem Ende meiner Ausbildung, machte ich mir Gedanken darüber, ob und wie eine Gesellschaft anders gestaltet werden könne – sofern man auf dem Reißbrett ganz neu anfangen dürfe. Selbstverständlich konnte daraus nichts Wirkliches erwachsen. Doch es beschäftigte den Geist und hielt mich jung.

Als Kind und Jugendliche litt ich sehr unter einer ganz bestimmten Armut. Der Armut, kaum Freunde zu haben. Daraus folgte Einsamkeit und Kummer, den ich nicht nur fühlte, sondern der sich wie ein Feindbild manifestierte, das man berühren konnte. Wie sollte man diesen Teufel nur loswerden, wenn niemand etwas mit einem zu tun haben will? Wenn man gehänselt wird, obwohl man sich aus Reife längst nicht mehr darüber grämt? Wenn man verpönt ist, oder einem der Ruf kaputt gemacht wird? Wie kann man neu anfangen, seinen Leumund neu gewinnen, wenn nicht durch den Umzug in eine neue Stadt? Dorthin, wo einen niemand kennt? – Da plötzlich bemerkte ich, dass dieser Moment die Gegenwart geworden war.

Nach Vaters und Mutters Tod war es für mich schwer, mich an niemanden halten zu können. Meine Geschwister haben danach den Kontakt zu mir abgebrochen, bis heute weiß ich nicht, wo sie leben und ob sie Kinder haben. Dabei bin ich dankbar, dass der Eltern Tod erst dann geschah, da ich bereits auf eigenen Füßen stand. Vater war lange vor meiner Geburt nach Amerika ausgewandert und hatte unsere spanischen Wurzeln abgebrochen. Mutter lernte er hier in den Staaten kennen. Sowohl ihr als auch mir erzählte er kaum etwas über die Ahnen, nur mühselig konnte ich die Namen und Geburtstage meiner Großeltern zusammentragen. Er hat nie geschildert, warum er diesen eindringlichen Lebenschnitt vollzogen hat, vielleicht gab es unverzeihlichen Streit in der Familie. Da er mir weder ein Tagebuch noch eine persönliche Mitteilung hinterlassen hatte, wird dieses Geheimnis auf ewig ein Geheimnis bleiben: Der großen Frage nach der Herkunft.

Viel bedeutsamer wurde daher für mich die Frage nach meiner Zukunft: Ich dachte an alle möglichen Berufe, bevor ich mich zur Sekretärin ausbilden ließ. Es hatte etwas unermüdlich Sinnvolles in sich, „Ordnung in das Chaos“ zu bringen. Denn wenn ein Posten eines Sekretärs bedarf, dann ist die Unordnung nicht zu leugnen. Vielleicht waren es auch ein oder zwei nette Kollegen, die mich diese Arbeit erst Monat um Monat, schließlich Jahr um Jahr ertragen ließen. Heute stehe ich wieder am Anfang, mit Nichts in den Händen. Gibt es nach dem Abschluss dieser gesellschaftlichen Not überhaupt Bedarf für eine wie mich? Hat man dann nicht alle Hände voll mit anderen Dingen zu tun? Der Versorgung von Verwundeten? Der Sicherung von Städten und Grenzen? Der Wiederbelebung von Wirtschaft, Banken, Verkehr, Krankenversorgung? Was soll man da mit einer, die tausend Floskeln für die Geschäftskorrespondenz

auswendig kann? Die fingerfertig, akribisch und gut im Kopfrechnen ist?

Dieses Trauerspiel ermattete meine Augen, das Gesicht fiel zusammen. Solange ich Stubenrauch ansah, solange sah ich meine trübselige Vergangenheit. Also schaute ich lieber woanders hin, zum Beispiel auf die Söldner, die die selbst erklärten Hervorragenden unablässig umgaben.

Es waren derer momentan Vier, und sie waren scheinbar besser ausgestattet als so mancher Soldat. Einige trugen schusssichere Westen, daran hingen Messer und Kabel. Alle hielten ein leichtes Sturmgewehr im Arm, eine Pistole im Oberschenkel-Holster ergänzte das Arsenal. Durch ihre Sonnenbrillen beobachteten sie strengen Blickes die Umgebung, gaben sich durch Nicken und Gesten Zeichen, so als hätten sie den Auftrag, die Club-Mitglieder wie eine Leibwache zu schützen.

Ob sie angeheuert worden waren mit dem Versprechen, später bezahlt zu werden? Und glaubten sie daran, dass man sie später tatsächlich bezahlen würde? „Söldner“, murmelte ich abschätzig und dachte an die Einfältigkeit. Beeindruckend sind sie, gewiss. Aber auch wankelmütig und unzuverlässig. Wie jeder, dessen einziger Antrieb die monetäre Bereicherung ist.

Stubenrauch zog am Rest seiner Zigarette, schnippte sie mit den Fingern davon und betrat das Zelt hinter ihm, ohne mich eines weiteren Blickes zu würdigen. Nichts anderes hatte ich von ihm erwartet.

Griesgrämig und ziellos setzte ich meinen Weg durch das Lager fort, immer auf der Suche nach ein paar besseren Schuhen oder einer Aufgabe. Ziellosigkeit ist eine Sünde, der Mensch ist dafür nicht geschaffen. Der Mensch braucht ein Tagewerk, zu dem er nicht gezwungen wird, sondern das er aus freiem Willen tut, gerne und experimentierfreudig. Es muss aber auch zu etwas führen.

Würde mich beispielsweise ein Soldat darum bitten, beim Ordnunghalten im Lager auszuhelfen, wäre ich nur zu gerne bereit gewesen. Aber es darf keine nutzlose Beschäftigung werden, allein aus jenem Grund, zu vermeiden, dass die Leute mutlos herumsitzen.

Jedoch, jedermann schien hinreichend beschäftigt: Von den anderen Flüchtlingen war nichts zu erwarten. Die saßen nur herum, bewegten sich zwischen Stehen und Liegen, zwischen Essen und Schwatzen, zwischen Hoff-

nungslosigkeit und lähmenden Unwillen. Und das Militär, die Lager-Leitung allgemein? Die war mit (vermutlich viel zu wenigen) Soldaten damit beschäftigt, die spärliche Umgrenzung zu verstärken, Lücken mit Beobachtungsposten zu schließen oder die Bewachung von Material zu verstärken. Denn mittlerweile war das Verhältnis der Flüchtlinge zu Soldaten weiter angewachsen.

Pausenlos erreichten Lastwagen die Lagertore. Immer weniger Kisten wurden ausgeladen, stattdessen immer mehr Menschen: Humpelnde, Verletzte, Tote; Männer, Frauen, Kinder. Ob man die auch alle dekontaminierte? Dann fuhr der eine oder andere Lkw wieder davon, machte Platz für den nächsten. Auch die Soldaten flüsterten in ihrem Tratsch nun so laut, dass man ihren Unmut mühelos aus der Ferne verstehen konnte: Man sprach immer wieder von einem gestressten Oberst, der insbesondere deswegen frustriert zu sein schien, da ihm der Befehl erteilt wurde, zwingend auf alle „Infizierten“ (wie man diese Ungeheuer wohl offizielle nannte) zu schießen. Was das bedeutete, sollte ich später noch erfahren. Und bei jedem Versuch, Zivilisten zu evakuieren, würden mehr und mehr Soldaten verwundet oder getötet.

Auch hier zeigte sich der wechselhafte Gehorsam der Soldaten, verglichen mit dem des Söldners: Man spielt das Spiel mit Waffen nur solange, wie man sich selbst Schutz und Nutzen davon verspricht. Geht es aber um die eigene Haut, gepaart mit einer nachlassenden Führungsstärke, wird man aufbegehren.

Die meisten Menschen, die ins Lager verbracht wurden, waren ganz normale Leute, wie du und ich. Sie verhielten sich erstarrt, wie man es annehmen würde, wenn man mitten in der Nacht aus dem Bett gezerrt wird. Wenn eine Naturkatastrophe innerhalb von Minuten alles vernichtet, an dem man jahrelang gearbeitet hat. Die Glücklichen verlieren nur Haus und Hof und sehen sie nie wieder. Die Unglücklichen werden auf ewig alleine sein. Diese Menschen wandelten mit erfrorenen Blicken durch die Zeltstadt, nicht wissend wohin, da alles überbelegt ist. Also hockten sie sich an die Seite, schmollten und glotzten, unfähig, die Wirklichkeit zu akzeptieren, selbst wenn sie sie direkt sehen können. Sie sind gewohnt an eine Wahrheit aus dem Fernsehen; nicht an die Wahrheit auf der Straße. Es mag unter ihnen gewiss auch einige gegeben haben, die froh waren gerettet, also evakuiert worden zu sein. Jeder, der diesen Ungeheuern schon einmal gegenüberstand, wird den militärischen Schutz begrüßen! Für alle anderen blieb Unverständnis und Aphasie. Die Zutaten einer neuen

Welt.

Wie erhellte meine Seele, als ich Bella auf einer Bank sitzen sah! Ich rannte zu ihr und rief ihren Namen. Dann bremste ich kurz vor ihr aus, denn an ihrem gar nicht heiterem Gesicht merkte ich, dass etwas nicht stimmen konnte. „Bell...?“, wollte ich gerade beginnen, da sprang sie von der Bank und fiel mir schluchzend um den Hals. Sie weinte eine ganze Weile, ehe ich den Versuch wagte zu erfahren, was denn geschehen sey.

„Ist deine Mutter in der Nähe, Bella? In dem Zelt hinter dir, ja?“

„Coresta, oh ...“, schluchzte sie innig und erzählte es mir: Ihre Mutter war gestorben. Man hatte ihren Körper zur Grube hinters Lager getragen, soviel konnte sie sagen, dann hatte sie sie aus den Augen verloren und durfte nicht dabei sein. Man stieß sie zurück, drückte ihr eine Marke für eine Essensration in die Hand und überließ sie sich selbst. Die Marke hielt sie noch immer in der Hand. Sie war so zerknüllt, dass ich glaubte, sie habe sie seitdem nicht losgelassen.

Nun war klar, was ich zu tun hatte: Die Rolle der tröstenden Ersatzmutter, oder wenigstens „großen Schwester“ einnehmen. Das zündete meine Lebensgeister wie ein Funke. Nunmehr würden wir einander brauchen: Für Bella war ich der Halt, der Anker. Und sie wurde für mich die erste bedeutende Aufgabe, um der drohenden Nutzlosigkeit zu entkommen. In meinem Inneren fühlte ich das ehrenhafte Bestreben, um jeden Preis bei ihr zu bleiben.

Wir suchten uns einen ruhigen Ort im Schatten eines Zeltes. Jetzt, gegen die Mittagszeit, hielten die meisten Bewohner Ruhe, sodass auch wir uns inniger unterhalten konnten. Ideal war es wohl nicht, besser wäre ein geschlossenes Zimmer gewesen, in dem wir unter uns sein konnten. Doch ich lernte immer überzeugter: Nimm', was du kriegst!

„Hast du schon zuvor einen Toten gesehen?“, flüsterte ich ihr zu und hoffte, sie nicht aufzuregen. Ich meinte es sey das Beste, wenn sie sich darüber ausspräche. Nicht jeder bekommt den Leichnam seiner Mutter zu sehen.

Bella nickte. Sie zeigte sich gefasst, aber ihr Inneres musste ungemein zerüttet gewesen sein. Mein Herz blutete mit ihr. Aber ich fand auch Trost in dem Gedanken, dass wir beide nun nicht mehr allein seien.

„Am Flughafen, stimmt's? Da, wo alles begonnen hat?“

Sie nickte abermals.

„Weißt du, meine Eltern sind auch schon tot. Ich war mein halbes Leben al-

lein. Du musst Kraft daraus schöpfen, das ist das Geheimnis. Kraft für ein Leben ohne Abhängigkeiten, ohne Sorgen.“

Sie blinzelte, vermutlich verstand sie mein philosophisches Dahinschwafeln nicht. Wie sollte sie auch? Sie war ja noch ein Kind! Und als meine Eltern starben, war ich älter als sie heute.

„Wir haben nach wie vor eine Reise vor uns, Bella“, begann ich wieder: „Wir müssen dich jetzt zu deiner Familie bringen. Hast du Verwandte? Wo lebt dein Vater?“

„Ich habe keinen sonst, Coresta. Daddy habe ich nie kennengelernt.“

„Achso, hmm-hmm“, murmelte ich und versuchte etwas anderes:

„Großeltern? Onkel und Tante? Na?“

Sie schüttelte den Kopf. Es sah so aus, als würde sie niemals wieder lächeln lernen.

„Dann schlage ich dir das folgende vor: Wir bleiben erst einmal zusammen.“ (In diesem Moment rutschte sie ein Stück näher an mich heran.) „Und suchen uns einen sicheren Hafen. Weißt du, wir müssen das erst einmal durchstehen, bevor wir uns die Zukunft ausmalen können. Eines Tages wirst du an diese Tage zurückdenken und deinen Kindern davon erzählen.“

„Wie aus einem Märchenbuch?“, leuchteten ihre Augen auf. Diesmal nickte ich.

„Und wenn alles nichts hilft, bleiben wir zusammen. Wir können uns doch aufeinander verlassen, nicht wahr?“

„Und Stubenrauch? Der alte Mann, der uns gerettet hat? Was ist mit dem?“

Ihre kindliche Unschuld ließ mich grübeln: Stubenrauch hatte uns „gerettet“? Wann war das denn geschehen? Ich fragte sie danach.

„Am Flughafen, bevor wir uns am Taxistand trafen“, klärte sie mich auf: „Mommy und ich hatten uns versteckt, in so einer großen Kiste, in der man leere Flaschen sammelt. Stubenrauch fand uns und half uns heraus. Mit ihm rannten wir zum Ausgang. Kurz darauf kamen diese ... Monster, auch dort, wo wir uns versteckt hatten. Wäre er nicht gewesen, hätten die uns gepackt!“

Erst dachte ich an Zufall, ich meine, eine zufällige Begegnung zwischen ihnen, die dazu führte, dass Shirley und Bella aus ihrem Versteck getrieben wurden, bevor sie geschnappt werden konnten. Dann wäre Stubenrauch ja ein Held! Hatte ich die ganze Zeit ein falsches Bild von ihm? Aber dann dachte ich

auch an Vorsatz: Denn wer von Monstern gejagt wird, der braucht einen guten Grund um innezuhalten, um anderen zu helfen. Hatte er sich von Mutter und Kind etwas versprochen? Wollte er die Kiste für sich? Wollte er eine Ablenkung, sodass er entkommen kann? Fairerweise muss ich eingestehen, dass das alles Spekulation ist. Im Zweifel für den Angeklagten. Und ich war dankbar, dass er damals zur Stelle war, denn sonst hätte ich jetzt nicht einmal mehr Bella neben mir sitzen. Trotz allem ließ mich meine Skepsis nicht mehr in Ruhe. Menschen ändern sich nicht grundlos, nicht einmal während einer Katastrophe wie dieser.

Als das Leben in die Zeltstadt zurückkehrte, lief ich mit Bella weiter. Sie ließ meine Hand nicht mehr los. Es fühlte sich an wie mit meiner ersten Jugendliebe. Niemals wieder werden sich Hände so weich und warm und fremd anfühlen, niemals wieder wird einem das Herz so sehr in der Brust springen!

„Nun sieh’ dir das an! Das glaube ich ja nicht!“, blieb ich unvermittelt stehen und zeigte auf etwas, das ich nicht mehr zu sehen hoffte: Nämlich diesen verdamnten Werkzeugkasten, der meinen Weg wie ein böses Omen verfolgte. Er stand in einem hohen, geräumigen Regal, in dem man andere Werkzeuge, Tücher, Flaschen und Schrott sammelte. Ob es derselbe Werkzeugkasten war?

Ich trat heran und vergewisserte mich: Ja, er musste es sein. Ein blauer Metallkoffer, der genauso schwer aussieht, wie er ist. Ich erkannte ihn anhand einer charakteristischen Delle und eines Büffel-Aufklebers wieder. Auch Bella staunte nicht schlecht. Soldaten hatten ihn wohl hier untergebracht, weil er für etwas nützlich sein könne, vielleicht die Reparatur einer Maschine.

Von einigen Müllbergen abgesehen bemerkte ich auch sonst die Veränderung einer grundlegenden Einstellung zu Abfall, Schrott und Wiederverwertung. Früher hätte man diesem herumliegenden Werkzeugkasten keines Blickes gewürdigt. Nicht, solange man im nächsten Baumarkt für wenig Geld damit überhäuft wird. Und warum erst anfassen? Wer weiß, welchem Kranken er vorher gehörte? Heute wurde nicht nur das sorgfältig gesammelt, sondern auch jeder Stoffrest aufbewahrt und gewaschen, jeder Teller gründlich ausgekratzt, jeder Tropfen Wasser dem großen Versorgungstank gewissenhaft zugeführt. Man verbrannte nicht mehr als nötig, man hinterließ weniger Spuren. Vielleicht aus Angst, vielleicht aus Rücksicht. Menschen wurden wieder, jedenfalls teilweise, zu dem, was sie sein sollten: Mitglieder einer Biozönose, aus der sie nicht hervorrugten, aus ihrem eigenen Interesse nicht hervorrugen wollten.

Ich selbst betrachtete die mir gegebenen Dinge mit gleichem Respekt: Kleidung und Schuhe wurden gepflegt. Wer konnte schon sagen, wann es Ersatz geben würde? Es konnte Wochen dauern, bis es wieder Kleidung in Geschäften zu kaufen gab! Wer konnte sagen, wie oft und welches Essen es gebe? Also schlang man fraglos herunter, was einem vorgesetzt wurde. Vielleicht musste es für Tage reichen.

Man mochte also behaupten: Genau genommen lebten wir trotz aller Erbärmlichkeit und trotz aller Mängel so, wie es unserer Art zugehört sein sollte, wenn sie denn noch lange am Weltgeschehen teilhaben will. Dass es nicht an uns lag, ob wir diese Zukunft erleben sollten, wusste ich damals noch nicht.

Als es dämmerte, wusste ich keinen besseren Platz aufzusuchen als das Lager der Prepper, meiner neuen Freunde.

Bella wurde ganz besonders herzlich willkommen geheißen und sogleich umschwirrt: Man habe nicht oft so junges Volk unter sich. Insbesondere Etsy zeigte mütterliche Gefühle und wollte ihr nur das Beste tun. Eine Weile kramte sie in ihren Dingen, in der Absicht, dem Kind um jeden Preis etwas Wärmeres anzuziehen, ein Spielzeug zu finden. Jedoch, Kindersachen fanden sich nicht in der Prepper Tand, und so musste sie vorerst mit einer Decke Vorlieb nehmen.

Gleichwohl man sehr mitfühlend auf sie einging (ich erzählte vom Verlust ihrer Mutter), war sie zu nicht mehr als dem aus Höflichkeit Notwendigen zu bewegen: Sie dankte für das Wasser, für das Essen vom Lagerfeuer-Grill, für den Schlafplatz. Trotz allem blieb sie stets in meiner Nähe, hing ununterbrochen an meinem Rockzipfel. Allerdings war ich guter Dinge, dass sie unsere neuen Freunde würde akzeptieren können.

Nachdem sie eingeschlafen war, erzählte man sich nun auch die Dinge, die nur Erwachsene etwas angehen. Und das war recht so, denn sie waren beunruhigend:

Lovelin schilderte seine unauffälligen Beobachtungen am Haupttor, und zwar so flüsterleise, dass niemand uns belauschen konnte: Anfangs hatte er zum Zeitvertreib die Wagen der Militärkolonne gezählt. Das waren 23 Lkw und 12 kleine Geländefahrzeuge. Schon am zweiten Tag kam er rein rechnerisch nicht mehr auf diese Zahl, dachte sich aber nichts dabei. Schließlich war zu er-

warten, dass die Wagen ausrückten, auf Patrouille führen. Und schließlich war er auch nicht der offizielle Quartiermeister des Bataillons.

„Gestern Vormittag führen neun Lkw und acht Jeeps nach draußen. Zurückgekehrt sind aber nur sieben Lkw und fünf Jeeps!“

„Wie kannst du dir so sicher sein?“, fragte ich ihn. In meinen Augen sahen die Wagen alle gleich aus. Da verwies er mich auf die unterschiedlichen Nummernschilder, und sein Vater bestätigte seine Begabung für das Merken von Ziffern.

„Könnten sie nicht zu anderen Stützpunkten gefahren sein? Sozusagen, um einen beständigen Güter- und Mannschaftsverkehr zu etablieren?“

Das kam mir unwahrscheinlich vor. Viel naheliegender war, was alle dachten, freilich ohne Beweis: Dass nämlich diese Wagen ausfahren und verloren gingen. Die Crew verschollen oder getötet, die Wagen nunmehr herrenlos in den Straßen stehengelassen. Zu sehen, dass Tag für Tag weniger Wagen zurückkehren, stellte ich mir vor, müsse zermürend für den Kommandanten des Stützpunktes sein. Hatte der Mann tatsächlich alle Hoffnung verloren? Nach nur wenigen Tagen? Aber wenn es stimmte, was Lovelin erzählte – mit welcher Geschwindigkeit die Wahnsinnigen Überhand nahmen?

Plötzlich wurden wir durch das Geräusch von Schüssen aufgeschreckt: Irgendwo in der Ferne schepperten zwei Salven und verblassten in der nächtlichen Bedrücktheit. Das ganze Lager musste den Atem angehalten haben, denn das allgemeine Tuscheln wurde für einige Minuten stillschweigendes Horchen unterbrochen.

Wir Anwesenden schauten einander mit skeptischen Blicken an. Keiner fehlte, der nicht an der beständigen Sicherheit des Lagers zweifelte.

„Es gibt noch eine Möglichkeit, warum es immer weniger Wagen werden“, führte uns Peter zum ursprünglichen Thema zurück. Er mutmaßte, dass sich das Militär nach und nach absetzte. Dies bedeutete freilich, dass die unwissenden Zivilisten, also wir, schutzlos zurückgelassen würden. Wen wunderte es, wenn man eines Morgens aus dem Zelt kriecht, und niemand ist mehr auf seinem Posten? Es würde Panik ausbrechen, wenn das bekannt würde. Sofern es denn wahr sey.

„Nein, nein, das kann nicht sein. Immerhin wird dreimal am Tag Essen ausgegeben“, gab ich zu bedenken.

Lovelin korrigierte mich unverzüglich: „Seit heute nur noch zweimal, Co-

resta!“

Abermals schaute ich zweifelnd in die Runde. Diesmal brachte ich keine Gegenargumente hervor.

„Wir müssen unseren Plan weiter ausklügeln!“, beugte sich Sam vor und flüsterte noch leiser.

„Welcher Plan?“, fragte ich. Es fühlte sich an, als wollte man mich erst später einweihen. Aber nicht, weil man mir misstraute, sondern weil man kein unfertiges Konzept vorbringen wollte.

„Das ist noch nicht reif, Coresta, also auch kein Wort zu den Soldaten! Im Fall, dass wir das Lager verlassen müssen und können, wollen wir ...“

„... Übersetzen. Über den Lake Michigan. Mit einem Boot.“

Ich stellte meine Augen staunend auf. Da erklärten sie mir den Rest: Man wollte sich nicht auf die zweifelhafte Verantwortung der Militärführung verlassen; man wollte sich am Ufer des Lake Michigan ein Boot „besorgen“ und damit nach Osten übersetzen. Am anderen Ufer stünden die Chancen besser. Sam und Etsy kannten dort Leute, denen sie vertrauten. Mit denen im Schlepptau wollte man weiter, in eine Art Exklave, um dort neu anzufangen. Abhängig davon, wie es die Lage am Ostufer erlaube.

„Das klingt nach einem Plan!“, stellte ich erfreut fest und brauchte gar nicht fragen, ob man mich und Bella würde mitnehmen wollen. Uns schweißte dieses gemeinsame Vorhaben jedenfalls noch enger zusammen und ich konnte kaum erwarten, das trauernde Kind am nächsten Morgen einzuweihen.

Ich erwachte mit einem Gefühl, das sich nach Hoffnung anfühlte. Und ich wollte es unbedingt beibehalten. Wie stark der Eindruck eines vorgegebenen Zieles wirken kann!

Immer vertrauter wurden mir die Umgebung und die Gesichter um mich herum: Den Weg zum Waschzelt kannte ich mittlerweile auswendig, und ich begann, hier und da einige Leute zu begrüßen, die mir mit einem freundlichen Gesicht aufgefallen waren. Immer deutlicher benahm man sich wie beim Camping: Jedermann unterhielt seinen Bereich und war darin, so gut es ging, König. Er achtete auf seine Dinge und seine Abgrenzung, zeigte sich aber auch hilfsbereit und lieh Sachen aus. Nur indem man beieinander wohnte, wurde man zu

vertrauten Nachbarn, und nicht selten sah ich zwei Personen, die plauderten unbekümmert dahin, als würde zwischen ihnen nur ihr heimischer Gartenzaun stehen.

Nachdem nun die ersten Tage der Aufregung verstrichen waren, die sich dem Verstecken, Sammeln, Informieren, Verstehen und Überleben widmeten, konnte man das Problem angehen, zu einem lebenswürdigen Normalzustand zurückzukehren. Aber wollte man das auch? Vielleicht war nicht das Ideal, das Ziel unser aller Bestrebungen, das Erreichen des vorherigen Zustands! Vielleicht sollte die Menschheit einen gesellschaftlichen Neuanfang wagen.

Für mich persönlich bedeutete jener letzte Nacht angesprochene Skeptizismus keinen Unterschied zur gewohnten Politik: Ob uns nun die Soldaten verraten sollten, oder die Korruption in der Regierung – jeder Tag war aufs Neue ungewiss, und damit lernte jeder moderne Mensch umzugehen.

Die Frage war in diesen Tagen nur, welcher Fraktion man am ehesten vertraute, die Krise in den Griff zu bekommen. Der labile Kommandant hinterließ jedenfalls keinen guten Eindruck.

Aber dann sah ich auf die religiösen Fanatiker, die mich täglich mit ihren herabwürdigenden Augen musterten: Sie standen grüppchenweise zusammen, meist geführt von einem deutlich hervortretenden Schäfer. Und obschon sie dieselbe abgewetzte Alltagskleidung wie wir alle trugen, hoben sie sich stets durch ihr unheimliches, sektenähnliches Verhalten ab. Ich hörte sie Bibelverse zitieren, die düsteren, und ausrufen, dass sie den Weltuntergang schon immer vorausgesehen haben. Nur wer sich ihnen anschließe, würde Rettung erfahren und so fort. Sie zeigten mit dem Finger auf andere, auch auf die Soldaten, die meist, wie alle anderen Angesprochenen, zügig und kopfschüttelnd weiterzogen. Glücklicherweise konnte ich beobachten, dass sie keinen einzigen für sich gewannen: Zu sehr waren die Menschen noch damit beschäftigt, ihre eigene Lage zu verstehen. Aber was, wenn sie das in einigen Tagen leid waren und nach Antworten suchten? Was, wenn sie diese Antworten nicht von den Militärs bekamen?

Dann wurde auch ich neugierig darauf, wie es weitergehen sollte, und was sich der Lagerkommandant inzwischen überlegt hatte. So bemühte ich mich tagsüber mehrmals, dem Kommandozelt „zufällig“ näherzukommen, nur um ein weiteres Gespräch zu belauschen. Das Verstellen fiel mir unerwartet

schwer: Meist misslich kann man Interessenlosigkeit vorgeben, wenn einen in Wirklichkeit nichts mehr auf der Seele brennt. Immer wieder kehrte ich zum Lager der Prepper zurück, allein, um nach Bella zu sehen. Dann zog ich wieder los, versuchte einen alternativen Weg, schlich leise und mit großen Ohren, Schritt um Schritt ans Kommandozelt heran.

Einmal stand das besagte Zelt offen. Ein Soldat hatte wegen der Hitze einen Türschweif aufgebunden, und der ermöglichte nun tatsächlich den Blick ins Innere. Darin stand an der Seite eine Wandtafel, darauf war eine Karte befestigt. Sie fiel mir gleich ins Auge, denn sie zeigte große orangerote Flächen, die etwa ein Viertel der Karte abdeckten. Der Plan selbst zeigte mit seinen Markierungen und Linien eine Stadt, westlich von einem blauen Wasser gelegen. Was anderes als Milwaukee sollte sie sein? Und was bedeuteten die roten Flächen, die den Stadtkern aus allen Himmelsrichtungen bedrängten?

Mutlos kehrte ich zu den anderen zurück. Sollte ich ihnen davon erzählen? Wären diese Informationen hilfreich? Schließlich hatte ich so viel darüber nachgedacht, dass ich mir selbst nicht mehr sicher war, was ich eigentlich gesehen hatte. Schlimmer noch als Unwissenheit sind Halbwahrheiten.

Leider sollten die zahlreichen Andeutungen nicht Andeutungen bleiben. Den ersten Hinweis gab uns eine aufbrausende Hektik im Lager.

Da patrouillierten seit Kurzem zwei Posten alle halbe Stunde den Zaun entlang, vorher war es einer jede Stunde. Dann kam gegen Mittag ein Kerl den Weg entlanggerannt, der keuchte etwas wie: „... Die bauen Zelte ab! Da vorne werden Zelte abgebaut!“

Uns schreckte das ebenso auf wie unsere „Nachbarn“. Da wir in einer Entfernung vom Haupttor kampierten, bekamen wir davon nichts mit. Notgedrungen begaben wir uns in Richtung Haupttor, wo immer mehr Menschen zusammenkamen. Einige riefen nach Erklärungen, bekamen aber keine. Und dann sah ich es mit eigenen Augen: Das Küchenzelt war geschlossen, Tische und Stühle eingeräumt. Ein Lkw parkte daneben mit leerer Ladefläche. Keine Soldaten zu sehen.

Woanders standen Uniformierte Schulter an Schulter, mit vorgehaltenem Gewehr, um die andrängende Menschenmenge einzuschüchtern. Sie bewach-

ten ein Zelt, aus dem es ordentlich brummte. Ich vermute, dass sich darin ein Generator befand.

Weiter zum Tor war kein Durchdringen zu erwarten. Vermutlich verstopften Soldaten-Barrieren und drängelnde Zivilisten gleichermaßen die Passage. Nur mit Mühe konnte ich meinen Kopf oben halten, um etwas zu sehen, und dabei keinen Arm ins Gesicht zu bekommen. Es dauerte eine Weile, bis ich mich so weit aus dem Druck befreien konnte, um zu unseren Zelten zurückzukehren. Dort warteten Etsy und Bella. Sie erschrakten, als ich ihnen von den Geschehnissen berichtete.

Einige Zeit später trafen auch die anderen ein, Peter hatte sogar einige blutige Schrammen auf dem Arm. Er erzählte, dass die Soldaten nun hart durchgreifen. Sie gaben an, keinen Aufstand zu dulden. (Ohne Informationen herauszugeben, forcierten sie aber genau eben diesen!) Und da lag das Problem: Man wollte uns nicht berichten, was diese Aufregung eigentlich sollte.

Vielleicht war es ein ganz natürlicher, tierischer Trieb: Ich fühlte mich als Teil einer Affenhorde, und einer meiner Brüder meinte einen Tiger ausgemacht zu haben. Plötzlich schrien alle Affen durcheinander, tobten herum und wussten im Grunde gar nichts. Das könnte auch hier der Fall sein, dachte ich. Vielleicht würden sich alle wieder beruhigen, wenn die Nacht anbräche. Wenn das Licht der Scheinwerfer wohlwollende Sicherheit über Zaun und Wachtürme streuen.

Als es endlich dämmerte, blieben die Scheinwerfer aus. Ich wartete zehn Minuten, dann noch einmal zwanzig. Mittlerweile war es stockfinster.

Peter und Sam, die erfahrensten der Gruppe, waren noch einmal in Richtung Lagertore gegangen, um sich nach Neuigkeiten zu informieren. Ich dagegen stellte mir naiv vor, dass die wichtigen Botschaften an uns Zivilisten über Lautsprecher mitgeteilt würden, sofern es denn etwas Bedeutsames zu verkünden gäbe. Das erzählte ich jedenfalls mir mehr als Bella, zur Beruhigung.

Plötzlich fielen Schüsse, kurz darauf Geschrei, wohl aus Panik vor dem Feuerwerk. Wieder eine Salve, noch eine, jetzt im Gleichtakt, als würden mehrere Soldaten gleichzeitig feuern. Wir hockten dicht gedrängt am Feuer und wagten uns nicht zu rühren. Was sollte uns jetzt überkommen?

Minuten später kamen unsere Späher zurück: Außer Atem erzählten sie von um sich schießenden Soldaten, und zwar in beide Richtungen! Da die Scheinwerfer ausgeschaltet seien, würde man sozusagen gar nichts sehen. Die

Soldaten würden daher auf alles feuern, das sich merkwürdig bewege, sowohl außerhalb als auch innerhalb des Zauns.

Und noch etwas wurde offenbart: Der Kommandant hatte sich offenbar selbst die Kugel gegeben. Das waren jedenfalls die aktuellen Gerüchte. Der Knall soll wie ein Startschuss beim Marathon gewesen sein. Auf einmal rannte alles durcheinander, und mittendrin die Schießwütigen.

„Wir müssen jetzt beisammen bleiben, wenn wir das überleben wollen!“, schwor uns Peter abermals ein und erinnerte an unseren Notfallplan: Auto suchen und zum See.

„Wie wäre es mit dem Lkw beim Küchenzelt?“

„Wenn er denn noch dort steht!“

„Haben wir eine Wahl?“

„Das würde bedeuten, dass wir nach vorne müssen, ganz nach vorne. Dort, wo das Chaos herrscht! Wo geschossen wird!“

In einer Aura aus fernem und doch so nahem Geschrei und Schussgeräuschen bedachten wir uns:

„Packt euren Kram, wir verschwinden jetzt.“ – Das war ein Konsens.

Sobald wir uns in Richtung Tor bewegt hatten, kamen uns die ersten Personen entgegen. Aus der Dunkelheit schossen sie heraus wie Wilde, flohen panisch auf die Rückseite des Lagers, dort, wo wenige Zelte standen. Ich sah, wie sich mehr und mehr Personen an den Zäunen sammelten, sie aufzubiegen oder darüberzuklettern versuchten. Und nicht wenige blieben im Stacheldraht hängen, schrien vor Schmerzen und Angst.

Zelte und Personen waren niedergetrampelt worden, es gab keine Andeutung von Ordnung. Jetzt erst lernte ich, dass viele Menschen auf einem Fleck viel weniger Sicherheit verheißen, als wenn ich auf mich selbst gestellt wäre. Jedenfalls, wenn sie von einem robusten Zaun eingeschlossen sind.

Tatsächlich drangen wir weit vor, und es kam mir merkwürdig vor, dass nur noch so wenige Menschen unterwegs waren. Die Soldaten am Haupttor waren fort, dafür feuerten Schützen von den Dächern der umliegenden Häuser auf Ziele in der Finsternis. Alles ging dergestalt durcheinander, dass nicht anzunehmen war, irgendein Offizier gäbe hier Befehle. Es war, als würden die Bewaffneten sich im eigenen Ermessen verteidigen.

Als mein Blick auf kleine Verteidigungsstellungen fiel, sah ich es mit eigenen Augen: Drei Soldaten hinter einer Mauer aus Sandsäcken schossen in die

Büsche nördlich vom Haupttor. Dann sprangen irgendwelche Gestalten zu ihnen und überwältigten sie. Sie kreischten und grunzten wie Tiere, zu wild, um sie je zu domestizieren. Innerhalb Sekunden waren alle Schüsse verstummt.

Ein ähnliches Bild sah ich von wenigstens einer anderen Barrikade, und nach und nach drangen die Angreifer hinter die Lagerzäune, scheuchten und jagten die Eingeschlossenen, die in der Dunkelheit nicht wussten, wohin sie sollten. Sie tasteten sich an den Zäunen entlang, bis sie in einem Stacheldraht hängen blieben. Sie verkrochen sich in Zelten, bis diese auseinandergerissen oder niedergetrampelt wurden. Hier und da hatten die Zelte Feuer gefangen, wohl durch fallengelassene Fackeln, mit denen man sich, auch wir, etwas Licht verschaffte.

Inmitten der Feuerblitze, vor denen wir uns duckten, kam uns ein Mann entgegen, der war so außer Atem, dass er sich kaum verständlich machen konnte. Peter kannte ihn. Er warnte uns vor einer vorrückenden Horde, diesmal dreißig oder mehr von „denen“, die würden in größeren und kleineren Verbänden bereits die ganze Umgebung überrennen. Wir sollten laufen, was wir können, wenn uns unser Leben lieb sey. Kein schlechter Rat, dachte ich, aber törricht, wenn man nicht weiß wohin. Andernfalls ergeht es uns wie den anderen, die sich vermutlich größtenteils auf der Rückseite des Lagers gesammelt haben und dort an der Überwindung der Zäune scheiterten. Sollte unser Heil also in der Flucht nach vorne, in Richtung der anrückenden Horde liegen? Und wo waren all die Autos?

Von den Militärfahrzeugen, die stets in der Nähe des Haupttors geparkt hatten, war kein einziges mehr da. „Zum Küchenzelt, zum Küchenzelt!“, rief ich den anderen immer wieder zu, bis sie mich endlich hörten. Sie waren wie paralysiert und hörten nur noch Gewalt und Schüsse. Schutz suchend, drückten sie ihre Nasen in den Boden, unfähig zu einer Bewegung.

Erstaunlich, dass ich einen so klaren Kopf bewahrte. Geistesgegenwärtig griff ich Bellas Hand, die ich auf keinen Fall verlieren wollte, und zog sie fort. Irgendwie hatte Etsy an ihre Hand gegriffen und kam mit uns. Genauso erging es den anderen.

Stets geduckt suchte ich mein Ziel und orientierte mich an dem, was noch stand: Das brennende Generator-Zelt zur Linken, weiter am Straßenschild vorbei, das ein Parkverbot auswies. Geradezu sollten wir das ehemalige Küchenzelt finden. Aber der Lkw war nicht da.

Mittlerweile flogen Brandsätze durch die Gegend. Immer wieder sah ich die brennenden Flaschen in der Luft, die beim Zerspringen auf dem Boden große Flächen in Brand setzten. Menschen liefen noch immer durcheinander, ich war unfähig zu erkennen, von welcher Seite. Irgendwelche Wahnsinnigen mussten sie unkoordiniert auf alles werfen, das sich bewegte. Die Soldaten schienen es mit der Auswahl ihrer Ziele ähnlich zu halten.

Als wir das (noch stehende) Küchenzelt einmal umrundet hatten, sah ich den Lkw: Er war ein Stück gefahren und stehengeblieben. Die Beifahrertür stand offen. Ob jemand versucht hatte, ihn für seine Flucht zu nutzen? Wollten wir nicht dasselbe?

Ich warf Bella regelrecht auf die Sitzbank und sprang neben sie. Peter setzte sich hinter das Steuer, startete den Motor und wollte losfahren. Besonders musste ich auf ihn einreden, dass er wartete, bis alle anderen sicher auf die Ladefläche gelangt waren. Ein Blick durch das Fensterchen nach hinten, ein Zeichen an den Fahrer. Und wir waren schneller weg als wir gekommen waren.

Umkehr

Peter raste wie ein Irrer. Dabei hatte er nicht einmal Scheinwerfer eingeschaltet. Ich glaube, das war ein bewusstes Versäumnis, um möglichst unbemerkt und ohne Verfolger dem Durcheinander zu entkommen.

Er konnte diese Geschwindigkeit fahren, weil er sich in der Gegend gut auskannte. Und offenbar war er auch kein schlechter Fahrer: Sein Schalten kurz vor Kurven, das anschließende Beschleunigen waren so gekonnt aneinandergereiht, dass wir ohne Trödelei in Richtung See-Ufer fuhren, wie ich annahm, um unserem Plan nachzukommen. Mir kam es vor, als hätte es Peter seit Tagen auf dem Leib gebrannt, sich endlich hinter ein Steuer zu setzen. Gewiss hatte er die Strecke im Kopf schon vorgeplant.

Wie dem auch sey, mir sollte es nur recht sein. Endlich jemand, der weiß, wohin er will. Ich selbst wäre nur nach Sonnenstand gefahren, viel langsamer, und bestenfalls an einer Tankstelle angekommen, ehe mir das Benzin ausgeht. Also ließ ich ihn machen und schaute aus dem Fenster – in eine unverstandene Finsternis; in eine Welt, von der ich nicht länger Teil zu sein schien, oder Teil sein wollte. Denn eines war klar: Wir, vielmehr ich, hatten die Gefahr unter-

schätzt, in der wir uns befanden. Die Illusion von einer banalen Evakuierung, etwa bei einem Waldbrand, war geplatzt. Hier gingen ganz andere Dinge vor sich, viel gefährlicher und ungewöhnlicher. Ob sich der moderne Mensch mit all seinen Bequemlichkeiten darauf würde einstellen können? Ob ihm all die technischen Errungenschaften, vormals hochgepriesen als Beweis für Fortschrittlichkeit gegenüber Urmenschen, jetzt zum Untergang gereichen?

Bella hatte sich auf meinen Schoß verkrochen und klammerte sich an mich. Sie zitterte und sprach kein Wort. Mein eigenes Herz schlug noch wie wild, Adrenalin pumpte durch meinen Kreislauf. Dabei wollte ich nur noch vergessen. Mit einem Mal war alle Hoffnung auf die Rückkehr zu einem normalen Leben verpufft: Die Gefahr bestand noch immer, da draußen, außerhalb des Lagers, und war nie weg gewesen. Wir hatten nur einen kleinen Vorsprung vor ihr gehabt. Würde sich unser zukünftiges Dasein auch aus „Vorsprüngen“ definieren?

Auf der Ladefläche hörte ich die anderen reden. Erst tauschte man sich gegenseitig aus, ob jemand verletzt worden sey. Da hinten muss es noch dunkler als hier vorne gewesen sein, wo wenigstens Teile des Armaturenbrettes etwas leuchteten. Ich nahm an, dass sie sich an irgendwelchen Verstrebungen festhielten, schließlich gab es sonst nichts auf der Ladefläche.

„Was hast du da?“, wollte Etsy wissen.

„Seht euch das an! Einen prima Werkzeugkasten!“, antwortete Lovelin und schob etwas über die Ladefläche, das metallisch sein musste. Verblüfft öffnete ich den Mund: Das war ja wie ein Fluch! Die Augen verdrehend, sagte ich nichts weiter dazu. Hätte ich ihnen davon erzählen sollen?

„Er lag in der Hand eines Toten“, ergänzte der junge Mann und mutmaßte, dass uns das Werkzeug dienlich sein dürfte, wenn es am Boot etwas zu reparieren gäbe.

„Wenn wir denn überhaupt ein Boot finden, das sich starten lässt!“, fuhr sein Vater miesepetrig dazwischen.

Uns blieb nichts anderes übrig, als uns die Wunden zu lecken, bis wir das Ufer erreicht haben würden, einen Yachthafen vielleicht. Und dort würden wir sehen, wie uns das Glück weiterhin hilfreich ist.

Der Zeitgeber am Armaturenbrett zeigte zwei Uhr nachts, als ich durch die holprige Fahrt erwachte. Ich musste in der Gewissheit eingeschlafen sein, an unserer Lage sowieso nichts ändern zu können, jedenfalls so lange nicht, bis der nächste Schritt unseres Plans feststünde.

Bella ruhte in meinen Armen und von der Ladefläche hörte ich auch kein Wort. Peter dagegen schien hellwach und starrte griesgrämig in die Nacht, als wollte er sich mit ihr anfeinden. Ich nahm an, er bemühte sich eher darum, die Konturen der Straße zu erkennen.

„Wie weit sind wir? Wie lange noch ...?“, murmelte ich schlaftrunken und starrte nach draußen. Wir befanden uns gerade auf einer breiten Straße, zu beiden Seiten liegende Fahrzeuge, sonst alles ruhig. Zumindest, was ich hören konnte. Denn der Militär-Lkw machte einen ungeheuren Lärm und musste weithin wahrnehmbar sein. Umso schneller sollten wir die Kiste loswerden, dachte ich, auch wenn sie unzweifelhaft unser Lebensretter war.

„Wir haben es bald geschafft. In einer halben Stunde erreichen wir einen Hafen am McKinley-Park. Dort liegen jede Menge kleine Boote.“

„Woher weißt du das?“

„Segeln und Angeln sind meine Hobbys. Nach einigen Jahren weiß man so ziemlich Bescheid über alle Häfen am See, alle leicht erreichbaren Piers und vielversprechenden Angelgründe“, schmunzelte er. Ich ließ ihm seine Angeberei. Denn sie war lebenswichtig für uns.

Derweil schaute ich weiter aus dem Fenster, im Glauben, nun auch etwas von Bedeutung beitragen zu können. Es würde ja nicht schaden, wenn ein weiteres Paar Augen nach feindlichen Bewegungen Ausschau hielte. Jedoch, es gab nichts zu sehen:

Die Straßen und Häuser waren stockfinster. Keine Laterne brannte, keine Reklametafel, keine Ampel. Selbstverständlich war dies alles leicht durch einen großflächigen Stromausfall erklärbar. Aber bemerkenswert unheimlich war es dennoch.

Die engen Straßen mit den mittelgroßen, schicken Wohnhäusern wechselten bald mit einem offenen Gelände, ähnlich einem Park. Bäume standen weit auseinander, und nur wenige verschlungene Wege führten durch die ausgebreiteten Grünflächen. Zielstrebig, als konnte er den Weg, fuhr Peter ohne Nachzudenken voran: links, rechts, links, geradeaus, ohne je auf eine Karte zu sehen oder mit fragenden Blicken an einer Kreuzung anzuhalten.

Bald erreichten wir eine langgezogene Mauer, dahinter reihten zahllose Kleinboote auf dem Trockenen. Wir brausten an ihnen vorbei und krachten tatsächlich an dessen Ende ungebremst durch ein Zauntor, welches das Yachtclub-Gelände vom öffentlichen Straßennetz separierte.

„Bereitmachen“, klopfte Peter an die Rückwand zur Ladefläche, während ich Bella beruhigte, die durch das aufschlagende Tor aufgeschreckt worden war.

Peter hielt den Lkw mitten auf einem großen Parkplatz, nickte mir zu und sprang aus dem Fahrerhaus. Ich kletterte herunter und hörte ihn zu den anderen sprechen:

„Also Leute, wie besprochen. Wir sind an den Marina-Docks. Das hat also geklappt. Sucht nach allen Buden, deren Schild ein *charter* im Namen trägt!“

Die Gruppe eilte von hier nach dort, während ich und Bella uns bemühten, Schritt zu halten. Die Truppe war offenbar gut in Form und aufeinander eingestimmt.

„Hier!“, rief Sam. Bevor wir ihn erreichten, hatte er das Fenster an der Tür eingeschlagen und war in das Häuschen eingedrungen. Wir hörten ihn wühlen und blickten ängstlich in alle Richtungen, in der Hoffnung, dass uns niemand beim Plündern erwischte. Noch mehr grauste es uns allerdings vor einem Überfall der Horde. Denn hier am Ufer, an den Piers, saß man ohne Boot noch mehr in der Sackgasse als im Lager.

Nach ein paar Minuten kam er heraus, in der Hand einen ganzen Stoß an Schlüsseln und wies uns an: „Folgt mir!“

Wir betraten einen langen Steg, Sam öffnete das erste Tor. Dann orientierte er sich an den Nummern und Buchstaben der Liegeplätze, um ein Boot auszuwählen. Vor einer Motoryacht mit dem Namen *Lora Sue* blieben wir stehen.

„Das hier?“, rief Peter zu Sam. Der kramte aufgeregt in seinem Schlüsselhaufen und warf ihm einen zu. In seiner Voraussicht, warf er den Rest noch nicht dahin, sondern wartete, bis Peter auf das Boot geklettert, die Kajüte aufgeschlossen und aus dem Inneren ein OK verlauten ließ.

Erst jetzt legte Sam den Schlüsselhaufen zur Seite, gleichzeitig bestiegen wir anderen das Boot und suchten uns einen Sitzplatz.

„Sam?“

„Bin dabei!“

Ich sah durchs Fenster, dass Sam die Leinen losmachte. Dann ging er selbst an Bord und atmete durch. Peter startete den Motor und brachte uns durch den

Hafen auf die offene See ebenso sicher, wie er uns durch die Stadt gefahren hatte.

Es war das erste Mal seit langem, dass ich mich wieder sicher fühlte: Auf einem kleinen Boot ohne Verstecke, umgeben von Wasser und Freunden. Nichts und niemand würde uns angreifen können, solange wir uns hier befanden. Und wer weiß: Vielleicht verließen wir diese abstoßende Küste, um auf der anderen Seite des Sees Glück und Frieden zu finden? Bella wünschte ich dies insbesondere, denn ich vermutete einen Schock.

Sie kauerte am Heck in der Ecke, hatte alle Glieder angezogen und suchte nach Wärme. Mitten in der Nacht, auf einem dahinbrausenden Boot, ist freilich auch nicht mehr Wärme zu erwarten. Also brachte ich sie unter Deck und wickelte sie in eine Decke ein. Ob sie etwas essen oder trinken möge, fragte ich sie. Doch sie gab keine Antwort und starrte geradeaus.

So wie ich das Boot nach brauchbaren Dingen durchsuchte, so setzte sich Sam gleich nach Verlassen des Hafens ans CB-Funkgerät, drehte Räder und drückte Tasten, um endlich wieder in Kommunikation mit der Welt zu kommen. Eine Weile surrte und rauschte es. Selbst ich wusste, dass der Funk so ziemlich die letzte verlässliche Verständigungsmöglichkeit war, wenn alles andere ausfiel. Und schließlich, bei einer ganz bestimmten Frequenz, ertönte eine monotone Stimme, jedoch kaum verständlich. Sie sprach Spanisch.

Wir hörten minutenlang zu, dann wechselte der Sprecher. Der sprach Englisch. Offenbar wollte man alle Teile der Bevölkerung mit der Botschaft erreichen. Sie verhielt nichts Gutes:

„... bitten wir alle Einwohner im Großraum ... sich friedlich ... Schusswaffen ... auszuharren. Decken Sie sich mit ausreichend Lebens... und Wasser ein. Bleiben Sie in der Nähe eines Radios, um ... zu erfahren. Die Nationalgarde wird versuchen, die Kontrolle ... in den folgenden Stadtvierteln wiederzuerlangen ... Es gilt Kriegerrecht ... Plünderung und ... werden bestraft. Bleiben Sie in den Häusern, gehen Sie nicht ... nicht ...“

Dann brach der Kontakt ab. Im gleichen Frequenzbereich war noch so etwas wie Sprache zu vernehmen, doch viel zu undeutlich, um etwas Wissenswertes daraus zu entnehmen.

Was sagte uns die Mitteilung nun, die offenbar vom Band gesprochen wurde? Doch nur so viel, als wie wir erwarteten: Man hatte die Kontrolle verloren und wollte den Überlebenden Mut zusprechen, die sich gewiss mittlerweile in ihren Häusern verschanzt hatten. Wichtiger als diese bloße inhaltlose Posse wäre die Angabe eines sicheren Standortes gewesen, zu dem man sich hätte durchschlagen können. Vielleicht eine gut gesicherte Militärbasis? Oder wenigstens Informationen darüber, wie man diesen wahrgewordenen Schrecken am besten bekämpft?

Mit beklemmender Spannung hatten wir der Radio-Durchsage gelauscht – und standen nun mit fragenden Gesichtern da. Alles was blieb, war der ursprüngliche Plan: Das andere Ufer erreichen.

Auch mit den Vorräten hatten wir wenig Glück: Nachdem ich alle Schränke geprüft hatte, fand ich zwei Schachteln Zwieback, eine halbe Flasche Ketchup und einige Dosen Wasser vor. Das sorgte uns allerdings wenig, da wir nicht sehr lange an Bord sein müssten. So griffen wir ungeschönt zu und vertilgten beinahe den gesamten Zwieback-Vorrat.

„Wie weit ist es bis zur anderen Seite?“, fragte Etsy. Der wendete seinen Blick gar nicht von der nebeligen Wasseroberfläche:

„Etwa 70 Meilen. Ich fahre allerdings nach Kompass. Aus irgendeinem Grund kann das GPS kein Satellitensignal auffangen. Wenn wir uns einfach nach Osten halten, kann nichts schiefgehen.“

„Und genug Treibstoff im Tank?“

„Laut Anzeige ja. Das sollte reichen.“

So hielten wir eine Weile Ruhe und lauschten der Stille, in der es eigentlich nichts zu hören gab. Eintönig brummte der Motor vor sich hin, kleine Wellen schlugen gegen den Bug, aber ließen das Boot kaum schwanken. Unangenehm waren nur die Erwartungen, die wir an unsere Ankunft stellten: Es konnte ganz anders sein als erhofft. Vielleicht war es auch dieselbe Situation wie in Milwaukee? An welche Hoffnung sollten wir uns dann noch klammern? Welcher Plan bliebe dann noch übrig? Nach Süden – nach Chicago? Oder in den kanadischen Norden? Und wenn es überall so war? Daran durfte ich gar nicht denken.

Stattdessen zeigte ich Bella ein fröhliches Gesicht, rubbelte sie unentwegt warm, und konnte doch nichts gegen ihre Barfüßigkeit tun. Im Nachhinein erstaunt es mich (da ich ja nicht ihre Mutter bin): jedoch, ich hätte ihr alles gegeben, das ich besitze, nur damit es ihr wohl ergeht.

Derweil lichtete sich der Nebel. Es muss gegen vier Uhr morgens gewesen sein. Die Sicht klarte so weit auf, dass wir in der Ferne kleine Lichtpunkte wahrnahmen. Sobald sich das herumgesprochen hatte, reihten sich die Nasen am Fenster und glaubten, die Lichter der Küstenstädte auszumachen. Lichter? Das würde Elektrizität und Zivilisation bedeuten! Aber ich sah auch Peter am Steuerrad, der seinen skeptisch-mürrischen Blick nicht hatte ablegen wollen.

„Das sind Boote“, brummte er in seinen Bart und gab ein Signal über das Horn. Er wusste wohl, dass wir erst die halbe Strecke zurückgelegt hatten, und diese treibenden Lichter nichts anderes als Boote sein konnten. Während die sich mit Lichtsignalen zu erkennen gaben, fuhren wir dunkel.

Peter verringerte die Geschwindigkeit und lenkte auf eines der Boote zu. Wir erkannten, dass es auch auf uns zuhielt und näher kam. Eine Motoryacht wie unsere. Als wir noch fünfzig Meter entfernt waren, kam ein Mann an Deck und leuchtete uns mit einer Taschenlampe aus. Mittlerweile war wieder nächtlicher Nebel aufgezogen.

Wir blinzelten in sein Licht: „Wohin wollt ihr Verrückten?“ – Er klang gleichermaßen erschöpft wie streitlustig.

„Kommen Sie vom Ostufer?“

Er schaute eine Weile ohne Antwort, senkte dann den Blick und seufzte schweren Atems:

„Grand Rapids. Und ihr?“

„Milwaukee“, antwortete Peter. Die beiden waren offenbar die einzigen, die wussten, worum es ging. Grand Rapids? Kannte ich nicht. Sollte das eine Stadt am Ostufer sein?

Es dauerte eine Weile, bis ich die Botschaft verstanden hatte. „Viel Glück“ war das einzige, was sie zum Abschied zueinander sprachen, bevor sich unsere Boote wieder trennten. Keiner konnte der Entscheidung folgen.

„Was sollte das?“, wollte Etsy wissen: „Grand Rapids ist doch am Ostufer, ist doch ...“

Peter wendete das Boot, und fuhr in die entgegengesetzte Richtung, zurück nach Milwaukee. Das sah ich am Kompass, der kehrtgemacht hatte. Das Boot fuhr wieder schneller, wohl mit Höchstgeschwindigkeit, und unser Kapitän lenkte wenig später auf Nordwest ein. Wir würden also nicht genau ins Stadtzentrum zurückkehren. Anlegestellen gab es an der ganzen Binnenküste genug.

Nachdem jeder an Bord verstanden hatte, dass unser Vorhaben nicht durchführbar würde sein können, machte sich allgemeine Betrübnis breit. Auch Bella hatte unser Scheitern wahrgenommen, sodass ich fürchtete, sie würde in eine noch tiefere Lethargie fallen. Ich bemühte mich in sie einzufühlen – zu verstehen, was sie davon halten musste: In ihren jungen Jahren hat man ja andere Dinge im Kopf: Schule, Jungs, Hobbys, Pläne, Reisen. Nichts von dem war jetzt noch da. Wir Erwachsenen hatten ja in gewisser Weise unser Leben gelebt; sogar ich konnte sagen, dass ich durch meine vielen Dienstreisen die halbe Welt gesehen hatte. In vielen Hauptstädten dieser Welt hatte ich Menschen, Stadtpanoramen, Atemluft, Schriften, Sprachen, Essen und andere Eigenheiten kennenlernen dürfen. Zwar bin ich beinahe nie zum Vergnügen gereist (das wäre mir auch zu kostspielig gewesen), aber man nahm ja selbst beim kürzesten Besuch einen Eindruck mit sich. Und so formte sich ein immer vollständigeres Bild von der Welt – jedenfalls für mich.

Für die anderen muss es ähnlich gewesen sein: Etsy hatte vielleicht Kinder – bislang habe ich sie nicht danach gefragt –, Sam und Peter viel Erfahrung in der Wildnis sammeln können. Lovelin kannte ich noch nicht gut genug, um mir eine Einschätzung zu erlauben. So oder so muss sie reichhaltiger gewesen sein als jene der Jüngsten unter uns.

Einige Male beobachtete ich Etsys mitleidigen Blick, der auf Bella fiel. Ich stellte mir vor, dass sie vergleichbare Überlegungen anstellte. Und obwohl ich wusste, dass ich zu all den furchtbaren Geschehnissen nichts beigetragen hatte, fühlte ich mich doch schuldig. Bella gegenüber. Denn meine Reife ermöglichte mir einen objektiven Blick – und im endgültigen Schluss mochte ich nicht ausschließen, vielleicht doch eine Mitschuld zu haben. Wer konnte das schon sagen oder abstreiten?

Vielleicht hätte ich nicht so viele Flugreisen unternehmen sollen – dann wäre die Luft weniger verschmutzt worden, und die allgemeine Umweltverschmutzung begünstigte die Ausbreitung der Infektion? Nun gut, das klingt weit hergeholt. Worauf ich hinaus will: Meine Fantasie ermöglicht mir vorzustellen, dass kleine menschengemachte Entscheidungen einen großen Effekt bewirken können. Schmetterlingseffekt und so weiter. Vielleicht stecken wir heute in der Klemme, weil ich in der Vergangenheit zu viel Fleisch gegessen,

mich politisch zu wenig engagiert habe oder unfreundlich zu den Nachbarn war.

Mit diesen Kleinigkeiten konnten wir uns gegenwärtig nicht mehr aufhalten. Wir näherten uns dem Ufer, und ein flacher Saum aus Gesträuch und entfernt stehenden Bäumen kam zum Vorschein. Hier und da ein winziger Steg, zu klein, um die Motoryacht daran festzumachen. Und wie sollte es überhaupt weitergehen?

Etsy fasste Peter an die Schulter, der nach einem Landeplatz Ausschau hielt:

„Und wenn wir nun die Küste weiter nach Norden fahren und es dort noch einmal versuchen? Vielleicht Sheboygan, oder wenigstens ..., da war doch auch irgendwo ein Militärstützpunkt ...? Oder doch Kanada?“

„Wir kommen nicht mehr über den See“, unterbrach er sie nüchtern: „Gottlob, dass wir es zurückgeschafft haben. Der Tank ist beinahe leer. Ihr überschätzt die Reichweite eines so kleinen Bootes. Hier ist Schluss. Wir müssen zurück an Land.“

Zumindest war es ruhig am Ufer. Keine Seele ließ sich blicken. Aber so würde es hier fünf Uhr morgens vielleicht auch ohne Apokalypse aussehen.

Unangenehm langsam tuckerte unser Kahn am nebligen Ufer entlang, stets auf der Suche nach einer Gelegenheit, das Boot festzumachen. Mir war unwohl bei dem Vorhaben, denn noch schwammen wir auf dieser sicheren Insel. Sobald wir zurück an Land wären, würde der Horror von Neuem beginnen: diese Ungewissheit, wohin es ginge. Man müsse sich wieder mit Augen im Hinterkopf bewegen, würde bei jedem Geräusch erschrecken. Andererseits konnten wir nicht ewig auf dem Boot bleiben, schon allein wegen fehlender Vorräte.

Peter schaute immer nervöser nach einem Landeplatz. Er erwartete das Versagen des Motors mit jeder Minute. So steuerte er näher in die Ufervegetation, gab noch einmal Gas und fuhr mit dem Rumpf auf einen flachen Abschnitt Morast auf. Hier steckten wir fest, und er stellte den lärmenden Motor ab.

Nachdem alle an Deck geklettert waren, schauten wir uns um und lauschten in die Dämmerung, die immer noch wenig erkennen ließ. Es war kurz vor Sonnenaufgang und ein frischer Wind zog uns unter die Kleidung. Bella zitterte

vor Kälte, aber ich konnte nichts tun. Noch immer lag Totenstille in der Luft, so wagten wir den Landgang. Selbstverständlich vergaß Lovelin seinen Werkzeugkasten nicht.

„Bayside vielleicht?“, flüsterte Sam zu Peter. Damit meinten sie wohl den Namen dieser Küste oder Stadtteils von Milwaukee. Es bedeutete, dass wir nicht mehr im Stadtzentrum waren, aber verhieß es auch mehr Sicherheit? Wer sagte denn, dass die todbringenden Horden sich nur im Stadtzentrum herumtrieben? Vielleicht hatten sie in den weniger dicht bebauten Vororten mehr Verstecke und leichteres Spiel mit Beute wie uns?

Es war vergleichsweise schwer, die ersten Schritte vom Ufer, vom sicheren Boot, wegzumachen. Und wohin auch? Niemand hatte einen Plan! Niemand kannte die Gegend. Wieder zwischen die Häuser zum Plündern? In der Hoffnung, nicht erschossen oder gefressen zu werden? Das alles war so unattraktiv, dass niemand einen Schritt vorwärtszutreten wagte. Also standen wir betreten am Ufer verteilt und taten so, als müssten wir unsere Dinge prüfen.

Derweil zitterte Bella immer mehr – ich konnte nicht länger warten: „Freunde!“, rief ich: „Wir müssen weiter, egal wohin. Alles Weitere wird sich unterwegs finden, ich bin sicher.“

Peter, der das Führen gelernt zu haben schien, wusste, dass nichts entmutigender ist als ein planloses Unterfangen. Also griff er sich ans Herz und sagte: „Los geht’s: Weiter wie immer, nicht zurückblicken.“ Demonstrativ griff er seine Tasche und ging mutig voran. Jeder wusste, dass er unwissend vorwärts stolperte. Und doch folgten wir.

Das offene Ufer erstreckte sich so weit man blicken konnte. Anhand der aufgehenden Sonne wussten wir zwar, dass wir nach Westen zu gehen hatten, aber im Grunde entfernten wir uns nur weiter vom Ufer. Dann, als das Boot nicht mehr zu sehen war, gingen wir durch einen Hain aus Pappeln, dann über eine weite Wiese. Ganz in der Ferne meinte ich eine Parkbank auszumachen. „Platz haben die!“, staunte ich.

Als der Baumbestand wieder zunahm und im Hintergrund einige hohe Hausdächer erschienen, vernahmen wir ein näherkommendes Schreien. Sofort duckte sich jedermann und spähte in alle Richtungen. „Da!“, rief Lovelin, lauter als er wollte, und zeigte mit dem Finger auf etwas. Zwischen den Bäumen, eine Ewigkeit entfernt, bewegten sich zwei Personen, nein, die Erste wurde von der Zweiten verfolgt! Nicht schwer zu erraten, wessen Schreie wir gehört hatten.

Sollten wir eingreifen? Abwarten? Uns unsichtbar machen?

Als die beiden näher kamen, ließ sich die Lage besser einschätzen: Eine Frau rannte um ihr Leben, verfolgt von einem dieser Wahnsinnigen, der wie ein Hund hinter ihr herstürmte, die Arme nach ihr ausstreckend, dabei aber auch wie ein Betrunkener torkelte. Ein sehr schneller Betrunkener. Die Frau schaute immer wieder hinter sich und stieß kurze Folgen von Schreien aus, als sie feststellen musste, dass sie ihn noch immer nicht abgehängt hatte.

Das Ganze schien schon eine Weile so zu gehen, vielleicht lief sie ihm schon über Kilometer davon. Beide keuchten und schleuderten, und wären hingefallen, hätte es nicht ihr Ende bedeutet.

„Nur einer!“, murmelte Ed. Wir alle wussten, was das bedeutete.

Peter legte seine Tasche ab und öffnete ein Klappmesser, das er aus der Hosentasche zog. Sam ging hinüber zu Lovelin, öffnete seinen Werkzeugkasten und griff sich eine lange Zange. Dann bewegten sie sich geduckt und vorsichtig auf die Frau und ihren Verfolger zu.

Noch immer liefen sie parallel zu einer Allee, immer zwischen Pappeln und Ahorn herum, Haken schlagend, ausdauernd, ganz auf Flucht und Jagd konzentriert. Unwahrscheinlich, dass sie einen von uns gesehen haben konnten.

Als Sam und Peter etwa den halben Weg zu ihnen zurückgelegt hatten, sah ich, wie sich die Frau selbst zu helfen wusste: Am Boden hatte ein mehr oder weniger großer Ast gelegen, den sie während des Laufens durch ein kurzes Bücken aufnahm. Dann hielt sie inne, wartete mit pulsierendem Brustkorb, bis ihr Verfolger nah genug herangetrottet war, und schlug ihm den Knüppel um die Ohren. Beide fielen aufeinander.

Die Frau stand auf, vermutlich vor hemmungsloser Angst auf die Beine befördert, und drosch mit dem Knüppel auf den anderen ein, dass Teile vom Ast absprangen. Unsere Helden waren nun offen auf sie zugelaufen und meinten wohl nachhelfen zu müssen – jedoch, der Infizierte regte sich nicht mehr. Sie winkten uns zu, dass wir kommen sollten, und so kamen wir.

Als wir eintrafen, keuchte die junge Frau immer noch, die Reste des Astes in den zerkratzten Händen haltend. Auch sonst sah sie einigermaßen mitgenommen aus: ein gelbes Kleid, einseitig fast bis zur Hüfte aufgerissen. Die flachen Schuhe abgetreten, einer davon mit einem lang heraushängenden

Schnürsenkel, dass ich dachte: Gut, dass sie darüber nicht gestolpert ist! Auch sie war eigentlich unzureichend gekleidet, trug keine Jacke über ihrem dünnen Gewand.

Ich schätzte ihr Alter auf Ende 20. Sie keuchte noch immer, und bemühte sich offenbar darum, ihre Atmung wieder einzuregeln. Sie musste sich in ihrem Todeslauf übermäßig strapaziert haben. Das blonde lockige Haar war ganz zerzaust, Laub hatte sich darin verfangen. Die offenliegende Haut – Gesicht, Schultern, Arme, Füße – alles mit Kratzern und Flecken übersät, vielleicht das meiste nur Schmutz. Eigentlich war sie genauso ausgezehrt wie wir.

Behutsam ging ich auf sie zu und hockte mich neben sie. Die Unbekannte saß auf dem Boden, lehnte an einem Baum und starrte in eine ganz andere Dimension – jedenfalls weder zu uns noch den Getöteten, die alle sich in einem Umkreis von fünf Metern befanden. Ob sie uns überhaupt wahrnahm? Es schien sie jedenfalls nicht im Geringsten zu interessieren, dass so viele Fremde gekommen waren. Sie beachtete uns mit keinem einzigen Blick. Alles muss ihr egal gewesen sein: Von ihrem Peiniger befreit zu sein, war alles, das für sie zählte. Vielleicht war es damit das bedeutendste Ereignis in ihrem Leben.

Bereits hatte ich den Mund geöffnet, das erste Wort zu formen, vielleicht nach ihrem Namen zu fragen. Dann ließ ich es doch bleiben. Als ich ihr eine Flasche mit Wasser reichte, nahm sie sie, ohne mich anzusehen, wortlos entgegen und trank einen Schluck, behielt die Flasche aber in den Händen. Zeit, sie zu Atem kommen zu lassen, befand ich.

So wendete ich mich den anderen zu, die fasziniert um das getötete Ding herumstanden und glotzten. Denn bislang hatte es uns an Gelegenheit gefehlt, einen der Infizierten aus der Nähe zu betrachten; unsere Nemesis einmal in Ruhe anzusehen.

Tatsächlich merkten wir rasch, dass der Niedergeschlagene gar nicht tot war: Der etwa vierzig Jahre alte Mann, der er vorher einmal gewesen war, röchelte um Luft, während seine Muskeln unentwegt krampften: Die fahle Haut zuckte immer wieder zusammen, als würde sie unter Strom stehen. Und noch etwas fiel uns auf: sein Schwitzen.

Ein Strom von Schweiß ergoss sich über seine gesamte Haut, die Reste seiner Kleidung waren tropfnass. Auch die Verfolgte schwitzte, aber nicht so sehr wie der Sterbende: Dass er sich überhaupt hatte auf den Beinen halten können, bei diesem Wasserverlust!

Als er endlich starb, ließ sein Hecheln nach. Er atmete langsamer, noch zwei-drei Züge, dann war er still.

Lovelin war der erste, der sich traute, neben ihm niederzuhocken. Er reckte seinen Kopf über den Leichnam und betrachtete ihn genau.

„Was ist denn mit dem nur passiert?“, erstaunte er. Lovelin meinte nicht den zerschmetterten Fleischklumpen, der einmal sein Gesicht gewesen war.

„Tollwut? Mein Gott, der hat doch Tollwut!“, war seine fachkundige Meinung.

Ich hatte so etwas auch noch nicht gesehen. Niemand hatte das. Fahlblasse Haut, flacher Atem und Schweiß klangen nach einer Infektion. Aber woher dann diese Aggressivität?

„Ist er warm?“, wollte ich wissen. Lovelin hielt vorsichtig die Hand über dessen Haut, ohne sie zu berühren.

„Ja, ist er! Der glüht ja regelrecht!“ Er stand wieder auf und trat einen Schritt zurück. Noch immer standen wir im Kreis um den Körper herum und glotzten auf ihn herab. Abgesehen von der fahlen Haut, die ihn wie eine wandelnde Leiche aussehen ließen, wirkte er wie ein durchschnittlicher Passant: Jeans, kariertes Hemd, Weste. Haare ordentlich geschnitten, kleine Tätowierung am Hals, Ohrring. Ganz eindeutig war er ein Mensch wie wir alle. Doch auch so fremd wie von einem anderen Stern. Dass Leute wie er uns blutrünstig angriffen, förderte nicht gerade unser Mitleid.

„Seid ihr fertig mit ihm?!“, schrie eine zornige, nicht vertraute Stimme in unsere Richtung. Wir drehten uns zu der Fremden um. Sie hatte unsere Analyse eine Weile beobachtet, bis sie genug hatte. Ich schämte mich, denn sie hatte recht: Dieses Monster hatte sie angefallen und gehetzt; sie musste um ihr Leben fürchten. Dass wir das schon alles erlebt haben, ließ uns erfahrener wirken.

„Wer bist du?“, wollte Etsy wissen.

„Nora“, antwortete die Fremde nun ruhiger, stand auf und putzte sich ab. Wir alle stellten uns mit Namen vor und ich sah, wie Nora bei jedem Namen genau auf den Mund des Sprechenden blickte, nicht in dessen Augen.

„Lasst uns verschwinden“, befand Sam und ging weiter. Nora, die wir weder gefragt noch gehört hatten, ob sie mit uns kommen wollte, ging ein letztes Mal zu ihrem toten Peiniger, trat niederträchtig nach ihm und folgte unserem Trott in einigem Abstand.

Während der folgenden vier Stunden drangen wir immer weiter in den Vorort ein. Menschenleere Straßenzüge wechselten mit menschenleeren Häuserblocks. Anhand fehlender Zerstörungen galt uns plausibel, dass die Gegend evakuiert worden war. Genauso gut hätten die Einwohner geflüchtet sein können, angesichts der anrückenden Horden.

Im leichten Lauf, stets als Kette hintereinander, kamen wir voran. Eine Weile ging Sam vornweg, dann wechselte er sich mit Peter ab. In unserer Gruppendynamik forderte niemals jemand seinen Willen ein: Wer gerade vorne lief, der sagte, wo es lang ging. Und alle folgten. Auch ich übernahm einmal die Führung, Bella an meiner Hand. An Kreuzungen schaute ich in verschiedene Richtungen, und wenn ich mich für eine bestimmte Straße entschied, dann gab es kein Veto. Das Vertrauen in eine jede Entscheidung des Leitwolfs stärkte uns als Gruppe insgesamt und schweißte uns trotz fehlender Worte, trotz fehlender Vergangenheit umso enger zusammen. Nora, die zunächst in einiger Entfernung gefolgt war, kam von Zeit zu Zeit näher, bis sie uns schließlich nur zwei Fuß hinter dem Letzten in der Kette nachlief.

Man sollte meinen, dass man in diesem Zeitraum, selbst zu Fuß, schneller vorankäme. Doch wenn man sich von Hauseingang zu Hauseingang schleicht; hinter Mülltonnen, Autos und Reklametafeln verbirgt; und bei jedem Atemzug dreimal umsieht; wenn das Herzrasen nicht weniger wird, und das bloße Anzeichen von Gebrüll, Grunzen oder Tritten dem Instinkt zum ruhelosen Weiterziehen wachruft, dann misst man die Durchquerung eines Wohnblocks in Stunden; dann wird jedes Betreten einer vermeintlich abkürzenden Nebenstraße zur Odyssee.

Zur Frage, wohin wir eigentlich gingen. In den ersten Stunden dachte ich: Zum ersten Supermarkt oder Einkaufszentrum, um Vorräte aufzunehmen, dann weiter an der Küste entlang. Tatsächlich ignorierten wir Hinweisschilder auf Supermärkte, und das erklärte mir Sam so: Solche Orte würden zum Ziel exzessiver Plünderungen. Wahrscheinlich wäre, dass sich dort Anarchisten eingenistet haben, und mit denen wollten wir selbstverständlich nicht aneinandergeraten. Stattdessen hielten wir Ausschau nach großen Wohnhäusern, in die man einfach würde eindringen können. Auch dort würde man Nützliches finden, und viel gefahrloser als in Supermärkten.

Bald merkte ich, dass auch Wohnhäuser nicht unser eigentliches Ziel waren. An zu vielen Gelegenheiten gingen wir wortlos vorüber, und wenn der gegenwärtige Leitwolf nicht anhalten wollte, dann fragte auch niemand. Die Absicht, es beim nächsten Leitungswechsel besser zu machen, verpuffte rasch: Auch dann hielt man es für besser weiterzuziehen, immer weiter, und nirgendwo anzuhalten. Aber irgendwann brauchten wir trotz allem Wasser, Essen und eine Pause. Insbesondere meine und Bellas Füße. Immerhin lief ich in Badelatschen, aber Bella hielt barfüßig mit uns Schritt!

Gegen Mittag setzte ich mich mit Bella auf eine Parkbank, um die Füße baumeln zu lassen. Angestrengt spähten die Männer in alle Richtungen und wollten offenbar den Weg fortsetzen.

„So kann es nicht weitergehen!“, stellte ich unvermittelt fest. Ein jeder war im Grunde meiner Meinung. Es konnte nicht nur ich sein, den es störte, ohne Plan voranzustolpern.

Ich stellte mir mein Leben vor, wie es am heutigen Tag gewesen wäre, wenn diese Apokalypse nicht über uns hereingebrochen wäre: Vermutlich würde ich mich am Vormittag durch irgendwelche Aktenberge gelesen haben. Stubenrauch hatte es gerne, wenn man ihm nach der Mittagspause eine Zusammenfassung der neuesten Berichte vorlegte. Dafür saß ich nicht selten auch mit den Unterlagen beim Café um die Ecke, oder hatte mir Essen ins Büro bestellt. In meiner Hetze würde ich ihm den Bericht vorlegen, und er würde es mir mit einem Diktat vergelten. „Rufen Sie mal Person X und Kanzlei Y an, und machen Sie Termine für Mittwoch und Donnerstag!“ – oder: „Am Montag wollen wir schon gegen Zehn in L.A. sein, vergessen Sie das nicht!“

In seiner Beiläufigkeit war mir fehl, so etwas zu vergessen – wenn ich es denn gewusst hätte! Nicht selten erwartete er eine Dienstreise für Montag, von der ich erst am Freitag erfuhr. Und wie ein Schoßhund musste ich selbstverständlich überall dabei sein. Geld spielte nie eine Rolle, ich begleitete ihn bei nahezu immer. Auch in der Vertrauensfrage schien er kein Problem zu sehen: Er vereinbarte geheime, nahezu illegale Absprachen, deren Konditionen ich nebenstehend zu notieren hatte. Er traf sich nacheinander mit Konkurrenten, und nur ich wusste von diesen gefährlichen Unternehmungen. Das alles sollte mich ehren, wenn es Stubenrauch nur zu schätzen gewusst hätte. Jedenfalls war ich eben sein Mädchen für alles, und so gehörte zur Geschäftsreise auch das Buchen von Flugtickets, Hotelzimmern, Mietwagen. Das alles konnte mich

zermürben. Heute schätze ich, dass ich an zwei Dritteln meiner Dienstzeit viel zu spät ins Bett fiel und wahrscheinlich auch zu viel arbeitete.

Blickte ich nun um mich, war alles so anders und endgültig: Ein Haufen Fremde, und keiner garantierte mir, dass sie am nächsten Tag noch um mich seien. Ich wusste nicht recht, was sie mir bedeuteten – von Bella einmal abgesehen –, und ob ich ihnen etwas bedeutete. Damit meinte ich auch das Mädchen: Wollte oder brauchte sie mich überhaupt als Mutterfigur? Oder bildete ich mir darauf etwas ein?

Mir ist bekannt, dass die Selbstzweifler kein ausgeprägtes Selbstbewusstsein haben können. Aber ein Arsch wie Stubenrauch wollte ich noch weniger sein. Und irgendwo zwischen diesen Extremen schien ich in der Bedeutungslosigkeit zu versinken. Wo also stand ich? Und wo wollte ich hin?

Die vielen Indizien deuteten immer mehr an, dass nichts wie vorher sein würde, mein Beruf schon gar nicht. Falls ich Stubenrauch wiedersehen sollte, dann gewiss nicht in Stellung seiner Sekretärin. Er würde mir auch niemals wieder beiläufig die Organisation einer Reise auftragen oder einen Satz diktieren können. All das war Vergangenheit, und daran hatte ich mich zu gewöhnen. Wenn ich aber ohne Stubenrauch dastand – wer war ich dann? Was sollte ich stattdessen tun?

Nervös wie die Männer herumstanden und Wache hielten, kam mir nur ein Gedanke in den Sinn: Die Lage nicht unterschätzen und das Gefahrengebiet verlassen. Raus hier und überleben! Dann würde sich schon alles finden. Und ich könnte später jemandem meinen abenteuerlichen Weg erzählen!

„Diese Stadt ist viel zu groß, um sie zu Fuß zu durchqueren!“, bemerkte ich mit einem Seufzer gen Füße. Mein Blick ging in alle Richtungen, und ich sah nichts anderes als menschenleere, ewig lange Straßen. Ich sah freies Feld, grün und wenig Baumbestand. Ich sah mehr Autos als ich zählen kann und fragte mich: Warum nicht damit weiterziehen? Nun gut, es müsste ein großer Wagen sein, damit alle hineinpassen!

Doch sogleich meldete sich eine zweite Stimme zu Wort und widersprach: Wenn du das Auto hast, Coresta: Wohin willst du damit fahren? – Und diese zweite Stimme hatte verdammt recht. Ohne meinen Job und einen Chef, der mir sagte, was ich zu tun habe, war ich wenig, war ich gar nichts. Er und die Arbeit bedingten den Rest meines ledigen Privatlebens, das sich nach dem ersten Teil richtete. Stadt, in der ich lebte, kam durch Stadt, in der ich arbeitete. Woh-

nungsgröße folgte aus Gehaltsklasse. Essgewohnheiten kamen durch Pausenzeiten. Mein Organisationstalent durch den an mich gestellten Anspruch über Ordnung im Büro und übertragene Befugnisse. Was war ich ohne Stubenrauch und meine Arbeit noch?

Hoffnungslosigkeit kann gefährlich und ermüdend sein. Eine geistige Aufzehrung wie diese kann man erst nach einem andauernden Gefühl von Gewissheit „erneuern“.

In meinen Gedanken verloren, hatte ich gar nicht bemerkt, dass Bella sich an mich gelehnt hatte. Es fehlte wohl nicht viel, und sie wäre eingeschlafen. Jedenfalls schien sie bald von der Bank zu fallen!

Die anderen hatten das bemerkt. Ich glaube, sie dachten schon lange über einen Wagen nach. Und vielleicht hörten sie auch so eine zweite Stimme.

Woran es uns fehlte, das waren Informationen. So fasste ich das große innere Loch zusammen. Wenn wir nur jemanden treffen würden, der wüsste, was hier vor sich geht! Der wüsste, wo es sicher sey! Der wüsste, ob und wie man sich vor den Infizierten schützen kann! Der wüsste, ob es ein Fort gibt, von dem aus sich die Überlebenden das ekelhafte Restbild ihrer vorherigen Gesellschaft zurückerkämpfen wollen. Würde es je wie vorher sein? Es mochte gefährlich klingen, aber die Rückkehr zu Menschen war unsere einzige Chance. Die Chance auf Überleben, und die eine Möglichkeit, um in dieser menschenleeren Einöde nicht den Verstand zu verlieren. Gewiss, wir hätten uns im letzten Keller verkriechen können, bis alles ein Ende hätte. Und dann?

„Zurück zu den Menschen“, wimmerte ich hervor und war nicht sicher, ob man mich verstehen würde.

„Milwaukee?“

„Größer. Die Hauptstadt?“

Eine Diskussion entbrannte um das Ziel unserer glorreichen Heimkunft. Dabei hatten wir nicht einmal einen Wagen.

„Ich bin für den Norden. Kanada!“, sagte einer. Ein anderer schlug die Überquerung des Lake Michigan im zweiten Versuch vor. „Oder Europa? Sollen wir nicht da hin?“

„Europa?! Was sollen wir im zahnlosen Europa, wenn nicht einmal unser

eigenes großes Land die Sicherheit wiederherstellen kann?“

Bei diesem Gedanken bremste ich die Gruppe aus und argumentierte, wohl aus Erschöpfung, ganz sachlich, dass wir zunächst unsere Vorräte aufstocken sollten. Dabei zeigte ich demonstrativ die leere Wasserflasche vor und kippte sie vornüber.

So verständigten wir uns auf konkretes Sammeln und Plündern. Wasser vordringlich, in Flaschen, dazu unverdorbenes Essbare. Am besten wären Konservendosen gewesen, stellten wir uns vor. Allerdings erschien es uns unwahrscheinlich, außerhalb von einem Supermarkt auf Dosen zu stoßen, jedenfalls nicht beim Plündern von Autos.

Das Plündern selbst konnte im Übrigen zu einer Sucht werden, wie mir die Prepper erklärten. Wer sich zu sehr auf das Finden von nützlichen Dingen konzentrierte, würde rasch sein Umfeld aus den Augen verlieren. Und in einer Welt, da wie aus dem Nichts blutrünstige Infizierte aus dem Hinterhalt einfallen konnten, sollte man tunlichst darauf achten, was um einen herum geschieht. Etsy, der gute Hirte, gab mir deshalb den Tipp weiterzuziehen, wenn ich innerhalb der ersten zehn Sekunden nichts Brauchbares finden sollte. Im Grunde hieß es: Bleibe ständig auf den Beinen, halte niemals inne, fühle dich niemals sicher ..., wenn dir dein Leben lieb ist!

Des Weiteren sey betont, dass mit dem Wort „Plündern“ eine unvermittelbare Leichtgängigkeit mitschwingt, so als geschehe es schnell und mühelos, wenn man es moralisch nur wollte. So war es nun nicht, wie ich wiederholt erkannte: Es verlangt einen große Gewalt ab, ohne geeignete Werkzeuge beispielsweise einen Kofferraum aufzubrechen. Der eine große Schraubendreher, der im Werkzeugkasten die ganze Zeit mitgeschleppt wurde, öffnete uns drei von zehn Schlössern. Der Preis waren teilweise leere Kofferräume, Schrammen und Schnitte an den Händen, Frust und Enttäuschung über die investierte Mühe und den unnötig verursachten Lärm. Denn unser Motto hieß: Unauffällig bleiben, allen Gefahren aus dem Weg gehen, wie eine Gruppe scheues Damwild stets im Untergrund verweilen.

Nach zwei Stunden, in denen wir uns an den Schlössern zahlreicher Autos ausgetobt hatten, verlor Lovelin als Erster die Lust. Er weigerte sich, das x-te Schloss zu knacken, wenn wir uns die ganze Zeit an Wohnhäusern vorbeibewegten. Außerdem störte es ihn, dass wir eine so auffällige Spur gewaltsam geöffneter Fahrzeuge hinterließen. Aber waren Häuser wirklich einfacher zu kna-

cken?

Bislang war die Ausbeute mager: Nora fand tatsächlich eine Schachtel Müsli-Riegel zwischen den Sitzen, Sam eine Flasche Limonade und etwas Wasser. Kleidung fand sich gar nicht, wir schienen in einer ordentlichen Gegend zu plündern. Sam brachte ein entladenes Mobiltelefon herbei, das er angeblich in der Mittelkonsole eines Wagens fand. Ein erbärmlicher Fund – denn Technologie war das letzte, das wir brauchen konnten.

Lovelin stand bald handlungsbereit vor einem Haus und spähte vorsichtig durch die Fenster. Im Gegensatz zu einem Pkw konnte man schließlich viel schlechter mögliche Insassen erkennen. Wir anderen hielten uns im Hintergrund, während er um das Gebäude herum lief, um einen Eingang zu suchen. Erst viele Minuten später war er wieder an der Vordertür und rammte mit der Schulter dagegen. Als das nicht gelang, schlug er eine Scheibe ein und wollte dadurch zum Türschloss greifen, erreichte es aber nicht. Frustriert trat er noch einige Male gegen die Tür, dann lief er auf die Rückseite, zu der wir folgten.

Auf dem Weg durch den Garten erkannte ich herumliegende Spielsachen. Es war also ein Haushalt mit Kindern. Umso mehr hatte ich nun Hoffnung, vernünftiges Schuhwerk für Bella zu finden. Und zu Kindern gehören meistens auch Mütter, also sah ich auch für mich eine Chance auf neue Mode.

Die Terrassentür bestand nur aus Glas und war schnell eingeschlagen. Nur mit Vorsicht konnte man sich durch das Glas zwängen. Ausschließlich jedem war unangenehm bei diesem Vorgang, denn das Rummsen, Schlagen und Poltern machte einen Heidenlärm. Unter normalen Umständen wäre längst die Polizei eingetroffen.

Endlich standen wir allesamt im Wohnzimmer. Unaufgeräumt, wie man einen Kinderhaushalt erwartet, aber nichts, das auf eine überstürzte Flucht hindeuten würde. Ich stellte mir vor: Wenn man jetzt noch Geld und Ausweise finden würde – also das, was man bei einer Evakuierung auf jeden Fall mit sich nimmt –, hätten wir den Beweis, dass etwas anderes vor sich geht.

Die Prepper bewegten sich zuerst in die Küche und durchsuchten Schränke und Kühlschrank. Nora, Bella und ich gingen stattdessen die Treppe nach oben, auf Zehenspitzen. Würden wir auf einen bis an die Zähne bewaffneten Einwohner treffen, der sich eingekerkert hatte? Die Befürchtung war unbegründet.

Mit Bella ging ich ins Kinderzimmer, das ist immer am leichtesten als solches zu erkennen. Sofort warf das Mädchen ihre unzureichenden Lumpen von

sich und griff nach der erstbesten Hose, Hemd und Jacke. Das Zeug passte gerade so. Schuhe fanden wir nicht, aber immerhin Socken, von denen sie wegen ihrer klammkalten Füße gleich drei übereinander anlegte. In einem Rucksack verstaute ich einen Vorrat an Wäsche.

Als wir ins Schlafzimmer kamen, stand Nora bereits neu eingekleidet vor uns. Das Kleid hatte sie gegen Rock und Strumpfhosen getauscht, darüber eine multifunktionale Allwetterjacke. Ich beglückwünschte sie zu ihrem Fund und suchte mir selbst das Beste heraus.

Wieder hatte ich bemerkt, dass sie den direkten Dialog scheute, sondern sich weitgehend mit Nick-Gesten verständigt hatte. Draußen, auf der Straße, mochte das angemessen und unauffällig gewesen sein. Aber hier im Haus kam es mir so komisch vor, dass ich meine Vermutung aussprach:

„Du bist gehörlos, ist das richtig?“, sprach ich langsam und deutlich. Nora heftete sich an meine Lippen. Und dann zeigten mir ihre Augen beschämt, ihr Geheimnis gelüftet zu haben. Bella schaute ganz erstaunt, sie hatte es nicht bemerkt.

Niemand habe Vorurteile gegen ihre Behinderung, versicherte ich ihr: Ganz im Gegenteil, ich bewunderte sie für ihr Überleben ohne einen der wichtigsten Sinne. Wie furchterregend muss es sein, als Taube von einem Monster verfolgt zu werden, das man nicht hören kann? Nora nickte abermals verlegen und sagte keinen Ton. Aber ich glaube, diesmal hatte ich ihr Vertrauen gewonnen.

Auf dem Weg in den Keller stießen wir auf ein Lager mit Lebensmitteln, reich gefüllt an allem, nur nicht an Getränken. Peter hatte in der Küche das Leitungswasser geprüft, nur um festzustellen, dass kein einziger Tropfen aus dem Hahn kam. Immerhin – und endlich – fanden wir Schuhe für Bella. Allerdings passten ihr nur die Regentiefel des hier lebenden Kindes.

Lovelin für seinen Teil hielt am Werkzeugschrank inne und ergänzte seinen Werkzeugkasten sogar noch mit fehlenden Werkzeugen! Zwei Rollen Klebeband, eine Säge, eine Kette, zwei Bohrer ... Als er wieder aufhuckte, ächzte er deutlich hörbar. Mittlerweile hatte ihm auch der Letzte in der Gruppe kundgetan, wie wenig man von seinem Eifer hielt, sich mit dem schweren Klotz zu beladen. Aber er war jung, stolz, uneinsichtig und wettete dagegen: Ohne „seinen Schraubendreher“ hätte man keines der Autoschlösser öffnen können! Ich verdrehte die Augen, schmunzelte aber auch.

Da in der über den Keller erreichbaren Garage kein Auto stand, stemmten wir das Tor auf und setzten unseren Weg ein wenig glücklicher fort.

Da wir das Plündern jetzt unterließen, kamen wir wieder schneller voran und erreichten bald eine Gegend, die man als lokales Stadtzentrum bezeichnen konnte. Die Straßen wurden enger, die Bebauung dichter. Einkaufsläden, die meisten merkwürdigerweise mit Brettern vernagelt, reihten sich aneinander. Da das Gelände weniger gut einsehbar wurde, bewegten wir uns vorsichtiger vorwärts, von Wagen zu Wagen, von Hausecke zu Hausecke.

Als ersten wurde Sam unwohl. Er zögerte beim Weitergehen, auch nach Aufforderung. Er musste gespürt haben, dass Unheil in der Luft liegt. Eine Weile horchten wir in alle Richtungen, aber von dem Versuch einer Dachbesteigung – der besseren Übersicht wegen – sahen wir ab.

Das Ende der Straße hatte in meinen Augen etwas Finales: Eigentlich war es nur eine T-Kreuzung, das heißt, dass sich die Straße am Ende in beide Richtungen teilt; das sah eben wie eine Sackgasse aus. Die Häuser reihten sich zu beiden Seiten wie die Mauern einer Falle auf, Seitenstraßen gab es nicht. Erst am Ende des Weges, in gut dreihundert Metern, würden wir sehen, wie sicher wir weiterkommen. An Vernunft und Weitsicht ermüdet, schritten wir vorwärts.

Totenstille inmitten einer Geisterstadt war schon immer unheimlich. Aber hier spürte man förmlich, dass das Leben nicht lange her war. Da gab es dieses Eiscafé mit Außenbestuhlung. Einige Tische waren umgeworfen, Tischgedeck war zu Boden gefallen. Gegenüber lag ein Geschäft für Elektrowaren. Die große Scheibe war eingeschlagen, die Auslage geplündert worden. Davon nicht genug: Es gab Scheiben und Fassaden-Abschnitte, die zeigten Einschusslöcher. Doch wie bei jedem Einschussloch konnte man nicht mit Gewissheit behaupten, es sey drei Jahre alt oder erst drei Stunden.

Jede Einzelheit wurde jetzt im Auge behalten, jede wehende Flagge, jedes Fenster. Und dann schallte es in der Entfernung.

Eigentlich konnten die Schüsse gar nicht weit entfernt sein, vielleicht zwei Häuserblocks. Salven eines Maschinengewehrs knallten durch den Nachmittag und ließen uns zusammensucken, insbesondere wegen der Nähe. Das war aber

gar nicht das Schlimmste:

Den Schüssen folgten unkoordinierte Schreie, ich sage unkoordiniert, weil sie nicht die Folge des Herumschießens zu sein schienen. Schreie, die wie bloßes Brüllen und tierisches Gurren klangen. Doch unmöglich von einem oder mehreren Menschen?!

Die Gruppe bekam es mit der Angst zu tun, duckte sich hinter Autos, schaute aufgeregt überall hin. Peter, dieses Mal ganz außer sich, fluchte immer wieder: „Ich wusste es! Ich habe es gewusst!“ – Vielleicht verliert ein Mensch den Rest seiner Fassung, wenn er sein Ende sieht?

Es krachte wie zerberstendes Holz und Glas. „Hier rüber!“, rief uns Lovelin zu. Er hatte mit dem Schwung seines schweren Werkzeugkastens die Tür von einem Friseurgeschäft zertrümmert und rief uns herbei, in der Hoffnung, das Versteck würde uns ausreichend schützen. Niemand zögerte. Erst rannten die eingeschwoenen Prepper ins Haus, die Lovelin am nächsten gestanden hatten, dann Nora. Ich befand mich mit Bella, die ich nie weiter als ein paar Meter von mir ließ, auf der gegenüberliegenden Straßenseite, am weitesten entfernt. Nur Sekunden nach dem Knall der aufgebrochenen Tür gurrte es abermals, viel näher als zuvor. Wieder Schüsse, viel näher als zuvor.

Gerade wollten wir zum Geschäft laufen, da sah ich die ersten Infizierten um eine Ecke stürmen, an besagter T-Kreuzung. Auf diese Entfernung erkannte man zunächst rennende Personen, vier oder mehr, die mit weit abgespreizten Armen auf uns zukamen, und unzweifelhaft waren sie es, die diese furchtbaren Tiergeräusche aus Wut und Wahnsinn von sich gaben.

Die Angreifer kamen schneller näher als gedacht. Jede Sekunde, die ich sie beobachtete, schienen zehn Meter verringerter Abstand zu bedeuten. Bella zog mich am Hemd, dann erwachte ich. Sie an der Hand greifend lief ich über die Straße, zwischen den geparkten Autos hindurch, da waren die Aggressoren nur noch fünfzig Schritte entfernt und hatten uns direkt angepeilt. Es war nun nicht mehr zu erwarten, dass wir in dem Geschäft versteckt bleiben konnten. Vielleicht würden wir sie aufhalten, wenn wir uns verbarrikadieren.

Sobald wir im Geschäft waren, schlug Lovelin den Rest der Tür zu und schob den schweren Werkzeugkasten am Boden davor. Als ich den Rucksack abwarf, um ein Tischchen vor den Eingang zu schieben, ist der erste Infizierte bereits eingedrungen und hat sich auf Lovelin gestürzt. Eine furchtbar zugerichtete Kreatur, mehr blutiger Fetzen als menschlichen Wesen, mit verstören-

der Gewalttätigkeit beseelt und unaufhaltsam.

Zwei weitere Infizierte wollten in diesem Moment ins Geschäft eindringen und hämmerten auf die Tür ein, die Etsy und Sam wieder schließen konnten. Sie stemmten sich mit ihrem Gewicht dagegen, während Ed eine Kommode heranschiebt. Er sieht gar nicht, dass sein Sohn in Gefahr ist und sich mit einem Besen wehrt, mit dem üblicherweise die Haare zusammengefegt werden. Er drischt mit dem Stiel um sich und hält sich den Angreifer auf Distanz. Und ich sehe, dass ich eingreifen muss.

Bella bemerkt, dass ich mich hektisch umsehe, und reicht mir einen großen Haartrockner. Also packe ich die Schnur mit beiden Händen und springe dem Infizierten auf den Rücken, das Kabel würgend um seinen Hals gewickelt. Lovelin drischt weiter voller Panik auf ihn ein und trifft dabei auch einmal mich. Bella schreit.

Dann wurde es kurz laut und anschließend ganz leise: Im Augenwinkel erkenne ich, dass auf der Straße vor dem Geschäft ein Militärjeep vorfährt und hält. Erst glaube ich an Hoffnung – dass die Soldaten abspringen und uns helfen werden. Aber das geschieht nicht.

Stattdessen richtet ein Soldat das stationäre Geschütz auf der Ladefläche nach uns und feuert. Hunderte Projektile schießen aus kürzester Entfernung durch die Ladenfront, durch die Eindringlinge, durch die Tür, die Kommode, die Spiegel und Flaschen, durch Einrichtung, Mobiliar und Waschbecken, als säßen wir in einer Schießbude. Die Soldaten machten keinen Unterschied zwischen uns Überlebenden und den Infizierten. Vorsorglich wurde alles beschossen.

— Daraufhin fehlt mir ein Stück meiner Erinnerung. Ich weiß noch, dass ich in meinem Kampf mit dem Monster einen bissigen Schmerz am Bein verspüre und in eine Ecke fliege. Einige Sekunden später gibt es eine Explosion, und ich werde unter Schutt und Staub begraben. Mein Bewusstsein verabschiedet sich willenlos aus dieser zertrümmerten Welt, um die ich so hart kämpfte, obwohl ich in ihr nicht heimisch war.

Ein neuer Plan

Es war mitten in der Nacht, als ich wieder zu mir kam. Erst wusste ich nicht, dass es Nacht war, denn ich glaubte, die Dunkelheit komme von meiner Verschüttung. Aber so viele Trümmer lagen gar nicht über mir: Nur die Reste eines Regals, Teile der Deckenverkleidung, Staub und Dreck. Dazu Regen.

Nachdem ich mich mühelos befreit und mir den Schmutz aus dem Gesicht gewischt hatte, fand ich mich inmitten eines vollkommen zerstörten Geschäfts wieder: Es dauerte einige Minuten, bis mir nicht mehr schwindelig war und sich meine Augen soweit an die Dunkelheit gewöhnt hatten, dass ich überhaupt erkannte, was los war.

Die Fassade des Geschäfts, ja des halben Hauses war eingestürzt und hatte das Dach mit sich gerissen. Dass es ein Friseursalon gewesen war, erkannte man jetzt nur noch an zwei zersprungenen Waschbecken. Alles andere lag dergestalt durcheinander und zerschmettert, dass ich gleich wusste: Eine Granate hatte eingeschlagen.

„Diese verdammten Soldaten!“, dachte ich: „Erst haben sie uns zusammengeschossen und dann eine Granate hinterhergefeuert!“ Dass ich überhaupt noch lebe, war demnach ein Wunder.

Apropos Überlebende: Wo waren die anderen? Wo war Bella?

Von Tapferkeit und Energie bestärkt wollte ich mich gleich aufrichten, aber das Bein schmerzte unerwartet. Ich schaute danach, die Hose hatte einen roten Fleck unterhalb des Knies. Behutsam tastete ich vor, zerriss die Hose und fühlte die Haut. Wie ein großer Schnitt, aber kaum tief – ein Streifschuss. Die Blutung hatte bereits aufgehört. Ich biss die Zähne aufeinander und beließ es bei einem kurzen Stöhnen.

Wieder schaute ich in die Dunkelheit, die Stille und Gleichtönigkeit des prasselnden Regens. Es musste mich niemand davon überzeugen, dass ich alleine war.

Minuten später hatte ich mich so weit aufgerichtet, um mir einen Überblick zu verschaffen. Unentwegt nieselte es zwischen die Mauern, denn ein Dach fehlte. Das von oben tropfende Wasser lief mir über Haare und Kleidung und wusch den Dreck abwärts. Ich muss ausgesehen haben, als wäre ich gerade

aus einem Morast gestiegen.

Mit raschen Blicken schaute ich in die Ecken und unter die größten Trümmer, hob einen Tisch an. Beinahe alles war zerkleinert, entweder zerschossen oder durch die Wucht der Explosion auseinandergerissen worden. Offenbar wurde ich unter einen Gegenstand geworfen, bevor die Granate detonierte. Soweit sogut. Aber wo waren die anderen? Im Geschäft jedenfalls nicht.

Gerade wollte ich Bellas Namen rufen, als ich ein vertrautes Heulen vernahm. Es war dieses beängstigende Grunzen und Schlurfen, das ich nur von Infizierten kannte. Und den Geräuschen nach waren es wenigstens drei. Sie mussten auf der Straße, im Viertel oder irgendwo in der Nähe herumschleichen, noch konnte ich keinen von ihnen sehen. Und noch hatten sie wohl auch mich nicht entdeckt.

In diesem Moment stand ich an derjenigen Stelle, an der einmal die La-
dentür gehangen hatte. Sie fehlte, selbst der Werkzeugkasten, der sie vor Kurzem noch blockiert hatte. Gerade wollte ich mich zurückziehen, im hinteren Teil des Geschäfts verbergen, bis mir etwas Besseres einfiele, da wurde ich eines Leichnams gewahr. Es war Nora.

Der in der Hälfte zerrissene Körper lag auf dem Treppchen zur Straße. Kopf und Torso hielten noch zusammen, ein Arm fehlte. Unterhalb des Bauchnabels war alles weg. Ich schluckte, und der bloße Anblick tat mir so weh, dass ich schreiend davonlaufen wollte. Hatte sie die Explosion zerrissen? Dann waren die Soldaten Mörder, keine Beschützer. Oder waren die Infizierten über sie hergefallen und hatten sie zerfleischt?

Nora aufzufinden erklärte mir allerdings noch nicht, was mit den anderen geschehen war. Wurden sie verschleppt von den Soldaten? Oder vertrieben und gefressen? Warum wurde ich zurückgelassen? Glaubte man, ich sey tot, und hatte mich deshalb liegengelassen? Oder hatte man mich gar nicht gefunden? Was hatte man der kleinen Bella angetan?

Ich wollte heulen und fluchen, aber die Geräusche kamen näher. Also suchte ich mir einen leisen Weg in die hintere Haushälfte und ruhte in einem noch stehenden Raum aus. Dort, wo es nicht hineinregnete. Dunkel und elend war es dennoch in diesem Loch.

So hockte ich in der Dunkelheit, fröstelnd und durchnässt. Mein Magen knurrte, ich hatte Durst, das Bein tat weh, ich hatte Angst und war allein. Gegen nichts davon konnte ich etwas tun.

Was nun Coresta? Was nun? – Diese Fragen gingen mir so lange durch den Kopf, dass ich meinte, eine Stunde war vergangen. Immerhin hatten sich die Gefahr verheißenden Geräusche so weit entfernt, dass ich sie nicht mehr wahrnahm. Aber es bedeutete auch, dass ich nicht einfach auf die Straße rennen und nach den anderen rufen konnte. Sonst wäre das Glück meines Überlebens dahin. Es bedeutete vor meinen Augen: Raus aus dem Viertel, alles hinter sich lassen, nicht zurückschauen. Überleben, um jeden Preis. Und später vielleicht jemandem davon berichten.

Mit diesen Worten raffte ich mich auf, tastete mich im Dunkeln vorwärts. Da gab es eine Treppe, und der folgte ich ins Obergeschoss. Im ersten Stockwerk gab es keine unverschlossenen Türen, und laut eintreten wollte ich sie nicht. Also folgte ich der Treppe weiter. Sie endete an einer einzigen, unverschlossenen Tür. Und mit einem Mal stand ich auf dem Dach.

Hier rauschte der Regen erst recht auf mich ein. Bis zum Horizont: Regenschichten. Die schmale Mondsichel gab kaum Licht von sich, und vernünftiger muss es allemal gewesen sein, weitere Schritte bis zum Morgen abzuwarten. Aber ich wollte auch wissen, worin ich da geraten war. Und so ging ich am Dachsimms entlang, einmal um das Gebäude herum, und schaute in alle Richtungen. Nichts Bemerkenswertes zu sehen, keine anderen Geräusche als Starkregen. Das war mir so unheimlich und verdächtig, dass ich ununterbrochen geduckt lief, mich an die Aufbauten der Lüftungsanlagen drückte und unsichtbar sein wollte. Einen einzigen Ausweg erkannte ich durch meinen Wagemut: Eine schmale Passage, die zum Nachbargebäude führte. Doch wie ging es von dort weiter? Das konnte ich in diesem Moment nicht sehen.

Sollte ich von dort versuchen auf die Straße zu kommen? Sollte ich mich einigeln und an einem trockenen Ort bis zum Morgen warten? Sollte ich die Ruine des Friseursalons überhaupt verlassen? Was ist, wenn ich weiterziehe und meine Freunde kehren zurück, um nach mir zu suchen? Fehlende Gewissheit ist so quälend.

Also tat ich das einzige, zu dem ich berechtigt war: Ich traf eigene Entscheidungen, unabhängig von allen Vermutungen und Eventualitäten. Ich sah, dass ein neuer Weg vor mir lag, mein eigener, wieder einsam und traurig. Es

wäre wie ein Neuanfang.

Zusammengekauert weinte ich diesmal ganz offen, zitterte vor Kälte und schauderte mit aufgestellten Haaren, da ich so verlassen inmitten von Nacht und Witterung, umgeben von Wahnsinn und Anarchie, aufgegeben worden war. Ich wurde zu einer Manifestation der Verzweiflung, aus der auszutreten ich mich zunächst überwinden musste.

Irgendwie hatte ich es bis zum Morgengrauen unter ein kleines Dach geschafft, das aus Wellblech zwischen zwei Aufbauten gespannt worden war. Durch seine Schmalheit musste ich mich arg zusammenkauern, und wurde doch vorne und hinten nass. Als die Sonne aufging, regnete es noch immer.

Man könnte sagen, dass ich zwei oder drei Versuche brauchte, um mich an meinen Namen zu erinnern. Mein ganzer Leib zitterte vor Kälte und Nässe, und konzentrierte sich offenbar darauf, nicht zu erfrieren. Da blieb kein Potenzial für geistige Höchstleistungen wie den eigenen Namen.

Als ich mich wieder erinnerte, stand ich vor einer noch höheren Mauer: Wer war ich? Wie lautete meine Aufgabe? Meine Identität? Was zum Teufel machte ich hier auf einem Dach mitten in einem menschenleeren Stadtviertel?

Die klatschnasse und zerschlissene Kleidung an mir war in meinen Augen nicht existent. Wohl hätte ich keinen Unterschied bemerkt, wenn ich nackt im Busch gesessen hätte – bei Regen im Urwald, und ein spärlich belaubter Ast über mir hält das meiste der Nässe ab. In gleicher Weise hätte ich gefroren und tot hinausgestarrt; in gleicher Weise wäre ich allein und verloren, oder sollte man sagen „verlassen“?

Wer kam mir zu Hilfe? Von wem konnte ich Hilfe erwarten? Dem Militär? Wollte ich mich nach der kürzlichen Erfahrung wirklich wieder dem Militär anvertrauen? Würde ich wieder so zuverlässige Freunde finden? Ein Kind? Und wenn ja – würden sie mir abermals so erbarmungslos entrissen? Müsste ich mich gewöhnen an ein Wechselbad aus Vertrauen und Verlust?

Wenn diese Welt – oder wenigstens diese Stadt – verloren und aufgegeben wäre: Würde sich unsere Regierung um die Rettung der überlebenden Zivilisten mühen? Oder bin ich eine von Tausend, sodass sich kein Rettungseinsatz rechnet? Würde eine Rettung aus der Luft versucht? Müsste ich nach Flugblät-

tern Ausschau halten, die einen sicheren Ort benennen? Hubschrauber oder Flugzeuge waren mir jedenfalls in den vergangenen Tagen nicht aufgefallen.

Sollte ich mich immerfort verstecken wie eine Ratte? Oder kämpfen gegen diese Monster? Dann brauche ich eine Waffe, eine Karte, und Mut! Unbeirrbares Tapferkeit!

Eines würde so oder so klar sein: Ich war nunmehr in der Position für einen Neuanfang in einer weitaus entvölkerten Welt. Ich würde Name, Beruf und Lebensort neu wählen können, sofern ich einen solchen Ort erreiche und noch fähig bin, jemanden mit fremden Namen anzulügen. Aber es müsse sicher und lebenswert sein, wo immer es mich hinverschlägt, wem immer ich mich anvertraue. Das ewige Plündern im urbanen Untergrund jedenfalls kann keinen Lebenssinn enthalten.

Doch wo gibt es sichere Orte? – Wie wichtig plötzlich die Kommunikation erschien, wenn es keine Nachrichten, kein Internet, keinen Katastrophenschutz und Polizei gab, die sich um alles kümmerten. Welche und wie viele Teile der Welt waren von Infizierten überrannt? Oder war die Seuche auf Milwaukee beschränkt? Arbeitete man bereits an einem Heilmittel?

Mit einem „Verdammt!“ kam ich wieder zu Sinnen und konzentrierte mich auf die vor mir liegenden Aufgaben, und zwar immer eine nach der anderen.

Hier herumzusitzen und den Regen abzuwarten hatte jedenfalls keinen Sinn. Als ich endlich wieder auf beiden Beinen stand, fühlte ich mich wie eine Tüte Reis, die man aus dem Kochwasser genommen hatte: Sackschwer zog die Kleidung an mir herunter, alles tropfte, ich war ein Kind des Regens.

Erstaunlich, wie kräftig ich mich fühlte. Sollte ich nicht hungrig sein? Sollte mir nicht jede Gliedmaße schmerzen? Sollte ich nicht in Kummer zerbrechen? Aber es reichte ein Blick in die trübe Sonnenscheibe, um mich zu beleben, und neuen Mut zu fassen. Das konnte man Entschlossenheit nennen.

„Verdammt!“, knirschte ich abermals in den Wind, meinte es diesmal aber anders, und zwar so, als würde man sagen: „Mich kriegt ihr nicht klein. Jetzt noch nicht!“

Leichtfüßig bewegte ich mich an den Sims des Flachdachs. Der war nur zwei Handbreit hoch, und wenn man nicht aufpasste, würde man ungehalten

auf die Straße stürzen. Kauernd spähte ich in die Dämmerung, nacheinander in alle Himmelsrichtungen. Dasselbe tat ich mit den Ohren, diesmal lauschend. Aber es war so ruhig, dass man meinte, selbst die Infizierten hätten sich ein trockenes Plätzchen gesucht. Das war eine Chance, die ich nicht verstreichen lassen wollte.

Als ich das Ende vom Dach erreichte, überquerte ich eine weitere enge Passage, die mich auf das Dach vom Nachbarhaus führte. Es war gleichhoch und lag in einer Reihe mit den Häusern des Straßenzugs. Für eine Weile wollte ich diesem ungewöhnlichen Weg folgen, zumindest wäre ich nicht auf die gefährliche und unübersichtliche Straße angewiesen. Beim vierten Dach ließ der Regen endlich nach und die aufgehende Sonne warf lange Schatten. In meiner Voraussicht achtete ich auch auf meinen eigenen Schatten, der beim Fortgehen das Dach überstrich und mit seiner äußersten Spitze bis auf den Fußweg reichte.

Es war einladend, der Dachpassage zu folgen, solange es möglich war. Gewiss – irgendwann würde ich wieder auf den Erdboden zurückkehren müssen, aber jetzt noch nicht. Und ich kam so gut voran, dass ich in einer halben Stunde den ganzen Straßenzug entlanggeschlichen war, ohne Aufsehen zu erregen. Am Ende fand ich mich aber doch in einer Situation wieder, an der ich über eine Feuerleiter hatte absteigen müssen.

Wie ich mich umschaute, vernahm ich ein Motorengeräusch. Es wurde lauter. Duckend verbarg ich mich an der Ecke des Dachs, hinter einem Schornstein-Schlot, und beobachtete das Ereignis:

Über die Hauptstraße näherte sich ein Konvoi aus zwei Fahrzeugen. Es waren gepanzerte Autos, die knapp hintereinander in Kolonne dahinfuhren, und geradezu über die Straße schlängelten, um den rechts und links liegenden Hindernissen auszuweichen. Dann waren sie noch etwa einhundert Meter entfernt, als plötzlich und ganz unerwartet das erste, voranfahrende Fahrzeug explodierte! Wie ich sah, war es mit dem linken Vorderrad über eine Mine gefahren, denn es schleuderte das Fahrzeug hier nach oben, dass der ganze Panzer auf die Seite kippte und brennend liegenblieb. Das nachfolgende Fahrzeug stoppte sofort, aus der Heckklappe sprangen vier Soldaten, die sich verteilten.

Einige Sekunden geschah gar nichts. Die Soldaten beobachteten die Umgebung, ohne den Versuch zu machen, die Insassen des ersten Wagens zu retten. Der glühte noch etwas vor sich hin, aber niemand stieg aus. Schließlich erkannte ich, weshalb die Soldaten sich dergestalt aufmerksam und rücksichtslos ver-

hielten: Aus einer kreuzenden Straße brummte ein Motor auf, ein Lkw fuhr auf sie zu. Aus sicherer Entfernung beobachtete ich das Schauspiel:

Der Lkw fuhr quer, um einen Schild zu bilden für die Männer, die von der Ladefläche absprangen. Sie schossen sofort auf die vier Soldaten, die sich wiederum hinter ihrem Panzer verkrochen. Schüsse von beiden Seiten, Salven, Einzelschüsse, aus Gewehren und Pistolen. Ein Anblick wie im Wilden Westen. Dabei fiel mir auf, dass Projektile heutzutage nicht mehr die Wertschätzung wie zu Urzeiten erfuhren: Hantierte man mit selbstgefertigten Bogenpfeilen, wollte gut überlegt sein, wann und worauf man sie verschießt. Heute waren Patronen in allerlei Kalibern Massenware, und es erstaunte mich, dass die ehemaligen Kriegsschauplätze vor Metall nicht überquollen.

Dann wurden zwei der Soldaten kurz hintereinander getroffen und fielen tot um. Ich wusste nicht, ob ich es gut oder schlecht finden sollte. Wer waren die Angreifer eigentlich? Typen in paramilitärischer Kleidung, offenbar gut organisiert und abgesprochen, fähig, ein Feuergefecht durchzustehen und nicht davonzulaufen.

Je länger das Scharmützel dauerte, desto mulmiger wurde mir – würde der weithin hörbare Lärm nicht Infizierte anlocken? Und ich hatte recht: Verblüffend nah war eine Gruppe von diesen wandelnden Irren, aggressiv und blutdurstig, wie ich das mittlerweile fachmännisch wusste. Sofort zog ich meinen Kopf noch etwas weiter ein, ohne die Schießerei aus den Augen zu lassen.

Sowohl die verbliebenen Soldaten als auch die Angreifer wechselten sofort ihre Ziele – und beschossen nun die Infizierten, die reihenweise niedergingen. Die Soldaten des ersten Konvois waren längst überrannt und getötet worden, als es nun auch einen der anderen Partei erwischte: Einer von ihnen lud seine Waffe nach, in diesem Moment warfen sich zwei Infizierte auf ihn und zerrten an ihm. Es sah aus, als würden sie sich in ihm verbeißen wie Hunde in einer Fleischkeule. Der wiederum schrie wie am Spieß und stand kurz davor, vor Schmerzen ohnmächtig zu werden. Es war ein grausiger Anblick: Das Opfer verkniff am Ende das Gesicht, um vor Schmerzen zu schreien, brachte aber keinen Laut hervor. Die körperlichen Belastungen mussten unbeschreiblich sein.

Beinahe unglaublicher war, was ich dann sah: Vom Verdeck des Lkw lugte eine weitere Person hervor – Stubenrauch! Seine abstoßende Visage spähte hervor, starrte auf den Verwundeten, dann stieg er aus, allerdings unbewaffnet. Hinter dem Wagen hockend, schien er dem tödlich Verwundeten zuzuwinken;

mehr noch, er rief ihm Mut zu und machte seine Kameraden auf ihn aufmerksam, dass sie ihn retten. Er selbst schien dazu nicht tapfer genug. Seine Kameraden jedoch, die Söldner des „Elite-Clans“, hatten alle Hände voll zu tun, sich gegenseitig zu decken und anstürmende Infizierte niederzuschießen.

So sah ich Stubenrauch mit anderen Augen: Was trieb ihn an, sich erst einem Überfall-Kommando anzuschließen, und dann Mitleid mit einem Verwundeten zu haben? Kannten sie sich gut? Hatten sie eine Art Vertrag? War der Verwundete sein Leibwächter, und Stubenrauch fürchtete durch dessen Tod um seine eigene Sicherheit? Offenbar war er ja nach wie vor unfähig selbst einzugreifen.

Das passte zu ihm, dachte ich mir: Tagtäglich ließ er den „Chef“ heraushängen und dirigierte mich herum, als wir noch ein eingespieltes Team waren. Nie ließ er einen Zweifel stehen, dass er wisse, was zu tun sey. Und nun wirkte er wie ein Kümmerling, wie einer unter Vielen. Er ordnete sich unwillig und notgedrungen einer Hierarchie unter, die er weder verstand, noch überblickte. Unfähig zu begreifen, dass Reichtum in so einer Welt gar nichts bedeutete – sondern nur Fitness und Entschlossenheit. Von beidem, so meinte ich zu beobachten, konnte er nichts vorweisen.

Dabei vergaß ich nicht in den Spiegel zu sehen: Immerhin war ich in diesem Moment der Prototyp des passiven Beobachters! Ich schaute das fürchterliche Treiben mit Hochmütigkeit, und hoch und sicher war mein Ausguck. Hätte ich nicht eingreifen sollen? – Ohne Zweifel wäre ich zu spät gekommen und hätte doch nichts ausrichten können. Immer häufiger fragte man sich: Soll ich mein Leben für Person X oder Gelegenheit Y riskieren? Insbesondere, wenn es ein Fremder ist?

Andererseits stellte ich mir vor, wie ich auf der Straße liege, und diese Irren an mir zerren: Verwundet, geschwächt, entmutigt müsste ich beobachten, wie sich Wildgewordene in meinem Körper verbeißen, mich lebendig zerfleischen. Würde ich mir nicht wünschen, dass alles nur Mögliche zu meiner Rettung unternommen werde?

Das Trauerspiel fand ein rasches Ende. Die Überlebenden, unter ihnen Stubenrauch (der sich keine zwei Schritte weit vom sicheren Lkw entfernt hatte), stiegen wieder auf ihr Gefährt und fuhren davon. Sie hatten wohl genug von diesem kleinen Zwischenfall. Dabei hatten sie ihn selbst inszeniert, mutmaßlich um zu plündern. Zurück blieben jedenfalls zwei verlassene Fahrzeuge und

ein Dutzend Leichen.

Eine halbe Stunde wartete ich – geschätzt, denn mir fehlte ja eine Uhr. Entgegen meiner Befürchtungen näherte sich kein weiterer Infizierter dem Schauplatz; alles war wieder ruhig wie zuvor. Also wagte ich den Abstieg.

Ein merkwürdiges Gefühl überkam mich, mit jedem Schritt, den ich mich den Toten näherte. Das waren ja vor Kurzem noch ganz normale, atmende Menschen. Und jetzt waren es zerrissene und zerschossene Fleischberge.

Von den Toten wagte ich kaum zu plündern. Zumindest die Infizierten und Stubenrauchs Kamerad waren so blutüberströmt, dass ich unter keinen Umständen damit in Kontakt kommen wollte. Man weiß ja, wie rasch man sich über Blutkontakt infizieren kann. Also ging ich gleich weiter zum Militärkonvoi.

Eigentlich hätte ich dem Ereignis auch den Rücken kehren können, ohne mich daran zu bereichern. Aber letztlich hatte ich gelernt, dass man jede Gelegenheit nutzen sollte, um seine Kleidung und seine Ausrüstung aufzubessern. Das war in meinem Fall nicht schwierig, schließlich besaß ich kaum etwas.

Einem der Soldaten nahm ich eine beinahe unbeschädigte schussichere Weste ab und legte sie selbst an. Dem vormaligen Besitzer hatte sie nichts genutzt, die Kugeln waren in seine Gliedmaßen und den Kopf eingedrungen. Er besaß auch ein Beinholster mit Pistole darin, und eine Weile bedachte ich mich, ob sich der Fund lohnte.

Ich und eine Waffe? Ich, Coresta, die Sekretärin? Ich, die einmal Bogenschießen war und dann nie wieder etwas Aufregenderes erlebte? Würde ich auf ein Lebewesen überhaupt schießen können, ob nun infiziert oder nicht? Oder wäre ich nicht flinker davongelaufen ohne diese Dinge?

Dass ich es bereuen würde, ahnte ich: Da lag nun diese hübsch anzusehende Pistole, gebrauchsfertig mit zwei Magazinen. Und doch ließ ich sie bewusst liegen. Ob der Tag kommt, an dem ich in der Falle sitze und mich freischießen muss? Und nichts weiter an mir habe als eine Trinkflasche und einen Gürtel, um mich zu verteidigen? Werde ich dann an diesen Tag, an diese Entscheidung reumütig zurückdenken?

Sehr viel länger konnte ich darüber gar nicht nachdenken: In meinem Au-

genwinkel nahm ich eine Bewegung wahr. Denn die hintere Tür des umgestürzten, da von der Mine getroffenen Panzerwagens wippte einige Male vorsichtig hin und her, so als würde sie von innen angestoßen. Gab es einen Überlebenden?

Aufmerksam beobachtete ich das Treiben, ging näher, suchte mir einen besseren Blickwinkel. Tatsächlich – eine Hand griff von innen nach draußen, scheinbar kraftlos bemüht, sich ins Freie zu kämpfen. Also fasste ich mir ein Herz und half von außen mit. Als die verzogene Tür endlich aufsprang, schaute ich in die verblüfften Augen eines Mannes, eines Zivilisten. Er war einigermaßen verletzt worden, jedenfalls hatte er Blut an den Händen und im Gesicht. Aber er konnte sprechen und auch kriechen, mit etwas Hilfe.

Ohne Fragen griff ich ihm unter die Arme und zog ihn heraus. Er arbeitete, ebenso fraglos, an seiner Befreiung mit. Kaum waren einige Sekunden vergangen, hörten wir abermals nahende Fahrzeuge. Und da keiner von uns behaupten konnte, er wisse, ob es das Militär oder die Söldner seien, drängte ich ihn zur Flucht: „Kommen Sie! Kommen Sie!“, rief ich immer wieder und zog ihn am Arm denselben Weg aufs Hausdach, über den ich zur Straße gelangt war. Verwirrt und orientierungslos folgte er mir, oder besser, ließ sich von mir anleiten. Keuchend fiel er hinter den Dachsim auf den Boden. Gerade rechtzeitig. Denn tatsächlich hielt ein Lkw an der Kreuzung und Männer stiegen ab. „Verteilen!“ und „Lebenszeichen?“ hörte ich den Anführer rufen.

Doch ich selbst war ebenfalls hinter dem Sims in Deckung gegangen und sah überhaupt nicht, welcher Fraktion die Ankömmlinge angehörten. Militär? Söldner des „Elite-Clans“? Eigentlich war es mir egal, welchen Unterschied machte es? Und dem Mann, der nun langsam zu Atem kam, war es sicher auch gleichgültig.

Zehn Minuten später waren die Fremden abgezogen, ohne dass wir sie je sahen. Auf der Kreuzung sah es aus wie vorher: Leichen, Patronenhülsen, Blut. Ein schauerlicher Ort, den man gerne vergessen wollte. Aber ich wusste auch, dass ich mich an derartige Anblicke zu gewöhnen hatte.

Gerade lehnte ich am Dachsim und prüfte meine neue Weste, da schob sich der Mann seine Brille auf die Nase zurück und keuchte:

„Wer sind Sie? ITA? Gehören Sie zu denen? Oder Anhänger der Lamarcks?“

„Ich verstehe kein Wort, Mister.“ – Innerlich freute ich mich über die menschliche Stimme.

„Aber Sie müssen doch irgendwo dazu gehören?! Wollen Sie mich entführen? Eine Waffe haben Sie nicht ...“

„Niemand will Sie entführen. Ich bin ... nur ein Zivilist. Ein Überlebender.“

„Ein Überlebender also? Seit wann? Seit Beginn des Ausbruchs? Von wo kommen Sie? Welchen Weg sind Sie gegangen?“

Auf einmal kam mir sein Ton vertraut vor. Es waren die Fragen eines Experten, eines Wissenschaftlers. Von so einem, der die Pandemie erforscht, und der genau wissen könnte, was vor sich geht. Es muss ja einen Grund geben, warum er als Zivilist in einem gepanzerten Fahrzeug fuhr.

„Wie wäre es fürs Erste mit einem Danke?“ – Er starrete mich an, und senkte dann verlegen seinen Kopf. Ganz ruhig wurde er auf einmal, offenbar hatte er selbst bemerkt, wie forsch er gewirkt haben muss. Dabei hatte ich Kopf und Kragen riskiert, um ihn zu retten. – Na gut, eigentlich habe ich gewartet, bis die Straße wieder sicher war und bin dann zufällig auf ihn gestoßen. Aber das musste er ja nicht wissen. Vermutlich tat auch die Weste ihr Übriges, sie beeindruckte sogar mich. Richtig gefährlich und hart im Nehmen sah ich nun aus.

Der Mann musste sich vorstellen, dass er keinen Schwächling vor sich hatte, und weiter, dass dessen Gunst für ihn genauso abrupt enden konnte wie sie eingesetzt hatte. Dabei musterte ich ihn genauso wie er mich: Auf Distanz hockten wir beieinander, schwiegen und glotzten – wie kindisch!

War er wichtig? Irgendein hohes Tier beim Militär? Oder ein ganz normaler Typ, dessen Fähigkeiten ich überschätzte? Konnte ich mit ihm Kameradschaft schließen? Wollte ich ihm vom Verlust meiner Gruppe erzählen? Und hätte dies nicht mein „hartes Mimen“ beeinträchtigt? Wie so oft im Leben kam es auf die richtigen Worte an:

„Brauchen Sie einen Arzt?“, fragte ich ihn cool, so als hätte ich die Lage voll im Griff. Dabei schwitzte ich unter meiner Weste vor Aufregung. Er verneinte und tastete sich die Gliedmaßen ab. Das Blut auf seinen Armen und in seinem Gesicht war nicht das seine. Im Panzerwagen war er wohl ein wenig durcheinandergelassen, deshalb die kleinen Schrammen.

Seine Statur machte wenig her: Mit einem Alter von beinahe sechzig, graue

Haare auf dem Kopf, am Kinn, in der Nase. Die Brille schmutzig und verschmiert, als sey sie ewig nicht geputzt worden. Zu dieser Liederlichkeit passte seine Kleidung: Zu kurze Hosen, fehlende Knöpfe, nicht einmal gleiche Schnürsenkel in den Schuhen. Vielleicht hatte auch er nehmen müssen, was gerade vorrätig war; mir erging es ja nicht anders.

Eines konnte er durch seinen Kleidungswechsel nicht verbergen – seine immerfort suchenden Augen.

Geradezu beängstigend war das: Die Dinger hielten nie still, analysierten einfach alles. Ich fühlte regelrecht, wie er jede Einzelheit an mir erfasste und bewertete; und im gleichen Blick die Details seiner Umgebung. Jetzt, da er wieder zu Sinnen gekommen war, intensivierte sich dieses konditionierte Benehmen. Im Grunde passte das zu einem Wissenschaftler. Ob er sich nun endlich einmal vorstellen wollte?

„Haben Sie einen Namen?“, sagte ich im selben Moment als er sprach: „Was werden wir jetzt tun?“ – Ich lächelte aus Verlegenheit. Das schien auch sein Eis zu brechen. Glück gehabt.

„Ich bin Morris. Fineas Morris.“

Genauso kalt sagte ich ihm meinen Namen.

Wieder schwiegen wir einige Sekunden, so als konnte keiner von uns diese Information verwerten:

„Schon gut, ich weiß Bescheid, Morris.“ – Das war mein Versuch, „auf den Busch zu schlagen“.

„Sie kennen die Direktive?“

„Selbstverständlich“, log ich ihm unbeirrt ins Gesicht. Informationen waren mir mehr wert als Leumund. Hoffentlich war er mir nicht gram deswegen. „Die Frage ist nur, welche Rolle Sie spielen! Ich dachte, ich kenne alle Eingeweihten“, setzte ich fort und verzog keine Miene.

Jetzt bekam es Morris mit der Angst. Er musste mich tatsächlich für ein „Mitglied aus dem inneren Kreis“ halten oder so. Ich aber befand: Wenn es meiner Sache diene, was konnten ein paar Lügen dann schon schaden? Außerdem log ich nicht wirklich, sondern verbog meine beschränkten Kenntnisse nur etwas mehr in Richtung Glaubwürdigkeit. Vielleicht war mein täuschendes Spiel auch der erste Schritt in Richtung einer Anpassung. Denn wie ich eingangs erwähnte: Unser aller Notlage eröffnete für die überlebenden Namenlosen eine ganz neue Perspektive – die Möglichkeit zu einer neuen Identität. Wer sollte

schon prüfen, was richtig war?

„Aber Ms. McJackson, ich arbeite doch schon seit Tag Null im Führungsstab des Bezirks West-04! Ich bin Fineas Morris, Dr. Fineas Morris! Das muss Ihnen doch bekannt sein!“

Er schlotterte so mit seinem Gesicht und Augen, dass er gar nicht in Betracht zog, vorgeführt zu werden. Nun hieß es: Ruhe bewahren und plappern lassen. Im Gegenteil, dreist und unverhohlen benahm ich mich wie sein Vorgesetzter:

„Dann bringen Sie mich jetzt auf den neuesten Stand. Als Außendienst-Agent bin ich zurzeit viel unterwegs, mein letztes *briefing* liegt acht Stunden zurück. Wie sieht es im Westen der Stadt aus? Haben wir die überrannten Gebiete sichern können? Wo befindet sich Colonel Shephard zurzeit? Ist er noch in seinem mobilen Einsatzwagen unterwegs?“ – Diese ganze Flunkerei rutschte mir so selbstverständlich aus dem Mund wie das Atmen.

„Von einem Colonel Shephard weiß ich nichts, da ...“

„Sie kennen Colonel Shephard nicht?“, empörte ich mich: „Aber Ihren direkten Vorgesetzten kennen Sie, oder nicht? Wie heißt der?, schließlich muss ich Bericht erstatten!“ – Bei diesen scharfen Worten brüstete ich mich auf und spielte mich hervor. Das machte Eindruck auf den armen Morris.

„Das ist Lieutenant Wilcox. Ich bin Wilcox unterstellt. – Eigentlich wollte ich Ihnen mitteilen, Agent McJackson, dass ich von umkämpften Gebieten nichts weiß, sondern ...“

„Aber Sie sehen schon, was auf den Straßen passiert, oder nicht?! Dass diese Stadt von Untoten überrannt wird?!“

„Eigentlich nennen wir sie *tomacs*.“

„Tomacs?!“

„Das ist ein Kunstwort aus *two-day-maniacs*¹. Anfangs klang das witzig. Das hat sich allerdings gehalten.“

Mit aller Anstrengung bemühte ich mich, meine Augen vor Verblüffung nicht zu weit aufzureißen.

„Und ... haben Sie inzwischen neue Erkenntnisse über die *tomacs* gewonnen? Ich meine, mehr als wir sowieso schon wissen?“

Er merkte durch meine Einschüchterung gar nicht, dass ich eine inhaltlose

1 deutsch: „Zwei-Tage-Verrückte“

Frage gestellt hatte. Also redete er darauf los:

Man hatte ihn aus der Uni in Chicago rekrutiert, er war dort so etwas wie Assistenzarzt in der Medizinischen Fakultät, wenn ich mir das richtig gemerkt hatte. Militärs kamen auf ihn zu, schneller als er, wie die meisten seiner Kollegen, fliehen konnte. Dabei behielt er den Eindruck, dass sich das Militär jeden griff, der noch auffindbar war. Jedenfalls schleppten sie ihn in ein Camp, südlich von Milwaukee, wo er umfassend instruiert worden ist. Über die Infizierten, deren Aggressivität, deren Anzahl, Verbreitung und Vorgehen. Schon früh vermutete man einen Krankheitserreger, der die „Tomacs“ tun ließ, was sie taten: Ähnlich der Tanzwut, vermutete man, würde dieser Krankheitserreger die Infizierten kontrollieren, und wenn der Wirt daran zugrunde gehen sollte.

Dabei schien es, jedenfalls für einen Mediziner wie Morris, ein interessantes Studienobjekt zu sein. Denn der mutmaßliche Krankheitserreger übertrug sich nicht so, wie man das erwartete. Morris vermutete während seiner Studien an Leichen bald, dass es sich gar nicht zwangsläufig um eine Bakterie oder ein Virus handeln musste. Nein, er sagte mir, „diese ganze Teufelei mochte rein psychologisch bedingt sein“.

Als ich ihn um eine ausführlichere Aussage bat, beschrieb er mir, dass es merkwürdigerweise ausreichte, wenn ein Infizierter sich „herumtreibe“, wie er es nannte. Kommt er dann in die Nähe einer Gruppe prädestinierter Personen, so würden diese instinktiv, und das Wort betonte er, „angesteckt“ von dessen gewalttätigen Neigungen. Sie wüssten nicht warum, und würden sich ihm anschließen, ihm nacheifern und gleichschalten. Es hätte an sich also gar nichts mit dem Zerfleischen der Opfer zu tun, oder einer Übertragung durch Speichel und Blut. Vielleicht würde das Phänomen ähnlich ungeklärt bleiben wie so einige geheimnisvolle Krankheiten der Menschheitsgeschichte.

Ob es mittlerweile ein Heilmittel gäbe, wollte ich abschließend wissen.

„Was denn für ein Heilmittel?“, fragte er forsch zurück: „Etwa ein Serum gegen den Blutdurst? Dann gäbe es ja nur Frieden auf Erden!“ – Dabei lachte er herzlich.

„Ich meine: Was können wir unternehmen? Wie kommen wir wieder zu einem geordneten Leben zurück?“

„Ausharren und abwarten! Ganz einfach!“

Sogleich wollte ich wissen, wie er das meinte.

„Was die meisten da draußen (und auch innerhalb der Regierung) nicht

wissen, ist, dass die Tomacs ihrem Namen alle Ehre machen: Sie werden nach zwei Tagen wieder ganz gewöhnlich.“

„Sie verarschen mich, Doktor!“

Aber er antwortete nicht und schaute mich mit hochmütigen Augen an. So als wisse er „das absolute Geheimnis“.

„Wenn die Tomacs nach zwei Tagen wieder normal werden – weshalb sehen wir dann keine von denen?“ – Meine Frage fand ich berechtigt.

„Weil sie sich so lange gegenseitig infizieren, dass das Treiben nie zur Ruhe kommt. Man müsste ..., also ich erkläre es Ihnen.“

Und er erklärte:

„Anfangs haben wir an Leichen experimentiert – und fanden keine Krankheitserreger. Die Leute waren einfach tot, weil sie von Soldaten erschossen worden sind. Später schleppten die Männer auch Gefangene an. Ich weiß noch, wie vier Männer einen halbwegs gefesselten Mann ins Labor brachten, und keuchten, dass sie zuvor doppelt so viele Kameraden gewesen waren. Wir sperrten die Person in einen Käfig, wo wir sie in Ruhe betrachten konnten. Später fingen wir noch einen, dann noch einen. Sie alle kamen in separate Käfige.“

„Fahren Sie fort, Doktor!“

„Also auf Sprache reagierten die Infizierten gar nicht. Wer immer sich den Käfigen näherte, musste erwarten, was zu erwarten war: Tobsucht, Bluttausch, das alles, was man auch auf der Straße sieht. Dann wollten wir einen betäuben und genauer untersuchen. Wir schossen mit einem Blasrohr, wie es Tierärzte bei Wildtieren verwenden, kleine Spritzen mit Beruhigungsmittel auf die Personen. Nichts zu machen: Die wurden einfach nicht müde!“

„Ich habe die Tomacs auch immer nur aufgereggt gesehen, gewalttätig und unbesonnen. Als wären sie eine eigene Spezies und wir Überlebenden ihre Feinde!“

„Richtig. Der Durchbruch kam schließlich wie von selbst: Nachdem die Horde zwei Tage lang in ihren Käfigen getobt hatte, wurden sie ruhiger und fielen innerhalb von Minuten vor Erschöpfung um. Das war ja zu erwarten; schließlich kann der menschliche Körper derartige Dauerbelastungen nicht überleben, wodurch auch immer sie hervorgerufen wurden. Keiner sah sie als *Untote* oder so – die Kollegen und ich sind Wissenschaftler, die wissen, dass endlose Energie nicht aus dem Nichts kommen kann. Wir beobachteten, dass zwei der ‚Patienten‘ rasch starben, der dritte aber so ruhig wurde, dass er tat-

sächlich wieder Worte von sich gab! Mehr als einige verwirrende Sätze waren es allerdings nicht, bevor auch er für immer die Augen schloss. Uns brachte das auf den Gedanken, dass sich die Betroffenen wieder ‚zurückentwickeln‘ konnten, würde man sie nur am Leben erhalten. Und nun kam das Problem.“

„Nämlich?“

„Man konnte es reinen Zufall nennen, dass wir den Dritten isoliert von den anderen eingesperrt hatten. Auch der saß in einer kleinen Zelle, konnte seine Brüder aber weder sehen noch hören. Da nun immer weitere ‚Gefangene‘ gemacht wurden, experimentierten wir damit weiter und stellten fest: Alle Infizierten sterben nach zwei Tagen vor Erschöpfung, sofern sie sich weiter erkennen, sich weiter ‚anspornen‘ können. Hält man sie jedoch außer Sicht von den anderen, können sie sich soweit fassen, dass sie beinahe ihre vorherige Identität zurückgewinnen. Einmal, nur einmal, gelang es uns, einen aussichtsreichen Kandidaten nach seinem Namen zu fragen. Und er antwortete!“

„Was geschah dann?“

„Nichts weiter. Unser Labor wurde überrannt und zerstört, die Sicherheit war nicht mehr gewährleistet. Die Versuchsobjekte wurden erschossen, das medizinische Personal evakuiert. Ich saß in einem der Evakuierungskonvois, bevor ich auf Sie traf. Man bedenke: In den Augen der Tomacs ist es wohltuend und abkühlend, jemanden totzuschlagen! Und bis zur Rückkehr ihres normalen Verhaltens sind sie die gefährlichsten Kreaturen auf Erden!“

„Das ist ja unglaublich!“, murmelte ich, und dachte dabei auch an Folgendes: Könnte man alle Infizierten nur für zwei Tage einsperren, ohne dass sie durch ihre Angriffe die Kraft für das Weiterleben erhalten, würden sie selbst vor Erschöpfung sterben; die Infizierten würden geradezu gefahrlos beseitigt! Aber wie sollte man das anstellen?

„Ich weiß genau, was Sie denken!“, konfrontierte mich Morris mit einem Grinsen: „Sie denken daran, alle auszulöschen. Aber das klappt nicht, solange noch genug Menschen auf den Straßen sind, die angefallen werden können! Und selbst wenn Sie sie retten wollten, würde das misslingen.“

„Weshalb denn?“

„Nun ja, Sie müssten ja jeden Infizierten in Einzelhaft isolieren, und nach zwei Tagen soweit versorgen und betreuen, bis er wieder ein ‚normaler‘ Mensch geworden ist. Da es allerdings wenigstens ein Menschenleben kostet, um einen Tomac gefangenzunehmen, geht die Rechnung nicht auf. Die ‚Investition‘ wäre

höher als das Ergebnis. Außerdem fehlt uns das Personal, um jeden ‚Zurückgeholten‘ zu betreuen. Aus diesem Grund hat die Militärführung andere Lösungen in Betracht gezogen.“

„Lassen Sie mich raten: Brandbomben? Nuklearwaffen?“

„Man steht kurz davor, soviel sollten Sie wissen. Entscheidungen sind noch keine getroffen worden, das hätten wir bemerkt.“ – Wieder dieses abstoßende Grinsen.

So ein Ärgernis: Es gibt also eine Heilung für die Infizierten, und kann die Methode doch nur unzureichend anwenden! Wie froh war ich, dass sich nicht ein Familienmitglied in so einen Tomac verwandelt hatte, und ich nach dessen „Rückverwandlung“ sinne.

Vorerst beließ ich es bei der Fragerei, obwohl ich schon noch gerne gewusst hätte, wo die Bevölkerung eigentlich hingekommen ist, von der man sonst so viel auf den Straßen sieht. Denn, je länger ich mir das überlegte, war es allorts doch „zu ausgestorben“, wenn man alleine annimmt, dass ganze Stadtteile evakuiert worden seien, und sich einige Unverbesserliche in ihren Häusern verschanzt haben. Ich spürte, dass Morris die Antwort auf dieses Paradoxon kannte, mir aber die Antwort nicht gefallen würde.

„Was haben Sie jetzt mit mir vor? Bringen Sie mich zu ihrer Basis?“, wollte er wissen und verließ sich offenbar ganz auf meine Fähigkeiten als Agent.

„Keine Basis. Agenten wie ich haben keine Basis“, log ich, aber nur, weil mir nichts Besseres einfiel: „Meine genauen Anweisungen sind geheim, aber wir werden das Stadtgebiet verlassen müssen. Haben Sie Kenntnis vom Zustand der Straßen?“

„Sie meinen, ob die Dallas-Gang noch immer die Gebiete nördlich von hier kontrolliert? Scheiße, JA! Wir sind in deren Revier!“

„Dallas-Gang?“ – Ich hatte gesprochen, ohne Nachzudenken. Das offerierte immer Unkenntnis.

„Sie kennen die Dallas-Gang nicht? ... Haben noch nie von Tomacs gehört? Was für ein Agent sind Sie eigentlich? Ist das Ihr erster Einsatz?“ Meine Tarnung bröckelte. Dabei hatte ich ihm eigentlich gar nichts zu beweisen.

„Wenn der Norden gefährlich ist, gehen wir eben nach Süden.“ In diesem

Moment fiel mir ein, dass im Süden der Stadtkern lag, also jener Bereich, von dem ich mich eigentlich entfernen wollte. Und was sollte schlimmstenfalls passieren, wenn er mich als Lügnerin erkennt? Mich vorführen und anklagen?

Allerdings war dies eine ernste Situation für die gesamte Menschheit. Und mit Kriegsgerichten war nicht zu spaßen. Die würden mich schon allein dafür an die Wand stellen, weil ich als Zivilist eine militärische Kevlar-Weste trage. Weg, weg, weg – das waren die einzigen Worte in meinem Kopf.

„Sollen wir nicht versuchen, unsere Leute zu finden?“

Er meinte freilich einen militärischen Posten, denn als Wissenschaftler meinte er sich ihnen und der Forschung verpflichtet. Mir gefiel diese unbehagliche Idee gar nicht.

„Schön und gut, aber wie?“, beriet ich mich: „Ich habe meine Ausrüstung eingebüßt und kann mit meinen Vorgesetzten keinen Kontakt herstellen.“

„Gibt es nicht im Panzerwagen ein Funkgerät?“

„Funken können wir schon seit Tagen nicht zuverlässig“, log ich weiter, wohlwissend, einen hohen Bluff zu spielen. „Außerdem sollten wir Abstand zu diesem Tatort gewinnen. Wer weiß, wer noch erscheint!“

Daraufhin packte ich ihn am Arm und führte ihn zurück auf die Straße, auf der wir uns leise und ungesehen weiterbewegten. Ihn anzuleiten, als wüsste ich, was ich tue, gab mir erstaunliche Tapferkeit. Dabei wusste ich ja selbst nicht, was in den nächsten zehn Minuten oder zehn Metern auf mich zukommt. Wohin wir wollten, wusste ich erst recht nicht: Jede Straße war unbekannt, verdammt, diese ganze Stadt war für meine Sinne ein Labyrinth, in dem ich ewig weiterzuirren drohte, nur mit anderen Begleitern. Wenn uns nicht die „Tomacs“ fressen sollten, überfallen uns die Punks und anarchistischen Gangs. Und wenn wir denen entkommen, treffen wir irgendwann aufs Militär. Die werden freilich wissen wollen, wer ich bin, und mein neuer Begleiter wird ihnen stecken, dass ich ein „Agent“ sey. Und dann wäre ich erst recht in Schwierigkeiten mit meiner Lüge. Denn als Agent hätte ich einen Auftrag, und sollte ich noch so sehr betonen wie geheim er ist, so würde man ihn in diesen Zeiten erfahren wollen. Bestenfalls entblößt man mich als Lügnerin und lässt mich gehen. Schlimmstenfalls ...

Vielleicht war es doch nicht so gut, dass ich in Begleitung reiste. Vielleicht sollte ich Morris loswerden ...

Diese neuen Gedanken ängstigten mich: Für einen Moment dachte ich tatsächlich darüber nach, wie ich den Mann, gerade erst gerettet, verschwinden lassen könnte!

Erst plünderte ich, dann log ich, jetzt sollte ich zur Mörderin werden? Was machte diese Welt nur aus mir? Oder ließ ich die Eindrücke leichtfertig und ohne Gegenwillen geschehen? Dabei war es so leicht, Morris loszuwerden: Bei seiner Verfassung hätte ich ihn gewiss überwältigen und erschlagen können. Oder hätte ihn im richtigen Moment den Tomacs vorgestoßen. Oder den Gangs verraten. Wer sollte schon meine Täterschaft nachweisen? Es war eben ein bedauerlicher Unfall!

Würde es nicht Spuren geben? Und Zeugen? – In dieser neuen Wirklichkeit wohl kaum.

Einmal habe ich gelesen, wer den perfekten Mord begehen wolle, sollte jemanden töten, während man vor einem Lava-Strom flieht. Die heiße Gesteinsuppe würde den Leichnam einschließen und schwer freigeben, wenn denn überhaupt etwas übrig bliebe. Im Nachhinein ließe sich behaupten, der Ermordete wäre gestolpert und dann von der Lava eingeholt worden. Jeder würde das glauben. Wenn eine Menschenmenge panisch flieht, geschehen solche Unglücke. Warum auch nicht!

Da hielt ich plötzlich inne: Das klang ja so, als wollte ich meine Mordgedanken wirklich umsetzen! Gab es keine andere Lösung? Was für ein ekelhafter Mensch war ich geworden? Und wenn die Verderbnis mich in nur wenigen Tagen so sehr verdunkelte – mich, einen überaus friedvollen und mitfühlenden Menschen –, was machte sie dann erst mit Gewohnheits-Ekelpaketen wie Stubenrauch? War der dann mittlerweile soweit, für eine Zigarette jemanden umzubringen?

Unter Fremden

Als ich endlich wieder zu mir kam, war es wie nach einem langen, elenden Schlaf: Der Schädel brummte, die Augen flimmerten, mein ganzes Ich war schummrig. Einige Minuten später stellte ich fest, dass sich beide Arme seltsam

taub anfühlten, so ähnlich, als seien sie eingeschlafen. Auch rieb etwas an meinen Handgelenken. Nur sehen konnte ich nichts, es war stockfinster.

Mit der Zeit gewöhnten sich die Augen an die Dunkelheit, sodass nach und nach die Konturen meines Aufenthaltsorts hervortraten – ich starrte an eine Zimmerdecke. Durch meine tauben Arme bemerkte ich zunächst nicht, dass ich im Grunde gefesselt war: Wann immer ich meine Hände zu mir führen wollte, hielt sie etwas zurück, so als seien sie mir über dem Kopf zusammengebunden.

Etwas Ähnliches stellte ich in Bezug auf meine Beine fest. Eng lagen sie beieinander; ein Strick oder Klebeband fixierte sie unmittelbar über den Knöcheln. Mit leichter Panik schwang ich sie auf und nieder, dass es unter mir knarrte und quietschte. – Diese Geräusche konnte ich überall wiedererkennen: Ein altes Metallbett mit Matratze. Und darauf lag nun wiederum ich.

Vorsichtig resümierte ich meine Lage: Erst bewusstlos geschlagen, in eine dunkle Kammer verschleppt, wer weiß, wie viel Zeit dazwischen. An Händen und Füßen an ein Bett gefesselt. Für gewöhnlich bedeutet es nichts Gutes, in so einer Position aufzuwachen.

Sollte ich um Hilfe rufen? Wer mich jedoch so gefangen hielt, dem lag es nicht an gleichberechtigter Kommunikation. Wie ich über meine letzten Erinnerungen nachdachte, kam es mir, wer mein Peiniger sein musste: Morris. Dieser elende, unmoralische Arzt.

Ja, ja! Wir gingen doch auf der Straße hintereinander, kaum zweihundert Meter von der Kreuzung entfernt, an der ich ihm begegnet war! Leicht wäre es ihm gefallen, mich mit einem Stück Holz niederzuschlagen! Und wo war ich nun?

Bald kam ich darauf, dass ich wie ein Labortier fixiert bin; dass ich das nächste große Experiment von Dr. Morris sein könnte! Was hatte der Kerl nur vor? War ich in seinem Labor, das doch nicht zerstört worden war (wie er behauptete)?

Eigenartig, dieses gleichwertige Gefühl aus Angst und Wut. Angst vor dem, was man mit mir anstellen wollte. Wut aufgrund des Verrats. Dabei vergaß ich nur gerne, dass ich es war, die ihn bewusst anlog, um Informationen zu erpressen. Hatte ich nicht zuerst Mord-Gedanken gegen ihn gehegt? Sollte ich mich daher jetzt reumütig zeigen? Verletzt? Unterwürfig? War er doch schlauer als ich und hatte meinen Bluff bemerkt?

Wie hatte mich Morris so schnell in eine Militärbasis bekommen? War ich

deren Gefangene? War ich bereits zum Tode verurteilt, und jeden Moment würde eine Luke aufspringen, zwei Tomacs herauskriechen und über mich herfallen, während Morris und die anderen Weißkittel hinter einer Scheibe stehen und alles beobachten? Verdammte Fantasie, wenn man sich nicht andersweilig beschäftigen kann!

Viel zu viele offene Fragen, und viel zu wenige Fakten. Aus so einem Verhältnis kommt nie etwas Vernünftiges heraus.

Die Mahnung, dass ich mir das alles selbst zugebracht habe; dass ich selbst Schuld an meiner Misere sey, hallte mir stundenlang im Kopf. Die Ungewissheit, was mit mir geschehen würde, war noch viel quälender als ich sie bislang kennengelernt hatte – bezüglich der Infizierten, der möglichen sicheren Orte, der Überlebenden.

Meine „Zelle“ war eigentlich keine Zelle, sondern ein leerer Raum, ungefähr vier mal vier Meter groß. Das einzige erkennbare Möbel war jenes Bett, an das man mich gefesselt hatte. Über mir schwebte eine Deckenlampe, allerdings ausgeschaltet. Die Wände hatte man grau verputzt, eine schmale Leitung führte von der einen Ecke zur anderen. Keine Fenster, nur eine Tür.

Die Tür schien massiv und hatte innen einen Riegel, der allerdings mit einem kleinen Schloss gesichert war, dass man ihn nicht zuschieben konnte. Es war anzunehmen, dass die Tür stattdessen von außen mit einem Schlüssel zugesperrt worden war.

Nachdem ich mich dank der Gewöhnung meiner Augen an die Dunkelheit davon überzeugt hatte, dass es keine weiteren Zugänge gab; dass also nicht wie in einem Experimentierkasten eine Luke mit Versuchsobjekten geöffnet, und durch eine Scheibe das Ergebnis betrachtet werden konnte, beruhigte ich mich. Die Atmung wurde stiller, der Puls unkenntlicher. Nun dominierte wieder die Vernunft, und eben mein begrenztes Wissen hielt mich zusammen: Denn was wusste ich schon?

Gut, ich wurde entführt. Und eingesperrt. Und gefesselt.

Aber es ist auch wahr, dass nicht getötet wurde, bislang jedenfalls. Und, man muss es sagen, ich wurde auch nicht vergewaltigt. Als Frau mag einem diese Einschätzung als Erstes zufallen, wenn man von Unbekannten irgendwo

festgebunden worden ist. Stattdessen trug ich noch immer meine Kleidung, nur die Jacke und Weste hatte man mir abgenommen. Auch das Klappmesser, das ich damals von Etsy zugesteckt bekommen hatte, spürte ich nicht mehr in der Hosentasche.

Irgendetwas mussten Morris oder die Militärführung also noch von mir wollen. Nur was? Wie konnte ich kleines unwissendes Licht ihnen nutzen?

Es dauerte nicht lange, da sollte ich einfältige Natur meine Antwort erhalten:

Die Tür sprang so plötzlich auf, dass ich vor Schreck zusammenfuhr. Zwei Männer marschierten in den Raum, schnitten mich mit einigen raschen Schnitten los und zerrten mich ans Licht. Wir standen mitten in einem Parkhaus, einem Parkdeck genauer gesagt, nicht am Boden und nicht am Dach; eine weitläufige Fläche mit zahllosen grauen Säulen, dazwischen einige parkende Autos. Es war bereits Nacht. Als ich nicht mehr gegen das Licht blinzelte, erkannte ich nun endlich, mit wem ich es zu tun hatte. Das Militär war es jedenfalls nicht.

Stattdessen hatte sich eine Gruppe bunt zusammengewürfelter Männer aufgestellt, teilweise paramilitärisch gekleidet, manche wie Angler und Jäger, manche in Zivil. Alle wirkten ungepflegt, unorganisiert, wild und aufgebracht, so als seien sie eine große Jagdgesellschaft, und ich wäre Teil ihrer Beute. Sie hatten sich in einer großen Gruppe halbkreisförmig um die eine Tür zu meinem Verlies aufgestellt.

Man stieß mich auf einen Stuhl, sodass mich jeder sehen konnte, und banden mir abermals die Hände hinter der Lehne zusammen. Und jeder, der mich sehen konnte, der sah mich auch an. Es war leicht zu merken, dass ich die einzige Frau unter ihnen wäre. Die Kerle verschlangen mich regelrecht mit ihren geilen Augen. An diese Demütigung erinnerte ich mich noch lange.

Wie ich durch die Gesichter starrte, über ihre Fahrzeuge, ihre Haufen an Waffen und Ausrüstung, ihren Generator, ihre Schlafplätze, ihre Trophäenwand, ihre Wachtposten und heimisch eingerichteten Nischen, kam wie aus dem Nichts ein Einziger auf mich zu, die Augen fest auf meine geheftet. Er schritt stolz und hochmütig, und die Menge wich zurück. Dabei sah er nicht beeindruckender aus als alle anderen.

„Wer bist du, und wie stehst du zum Militär?“, fauchte er mich mit üblem Atem an. Der junge Mann hatte sich die Haare aufgestellt und behielt Blut an

Kleidung und Haut, was den anderen mitsamt der freigelegten Oberarme wohl imponieren sollte. Er war so schwer bewaffnet, dass er unmöglich wissen konnte, nach welcher Waffe er im Notfall greifen sollte: Wenigstens drei Messer an der Weste, je ein Pistolenhalter an jedem Bein, ein Gewehr auf dem Rücken, überall Munition. Diese Raufbolde gehören gewiss nicht zum Militär, dachte ich mir.

„Wo ist mein Begleiter? Was habt ihr mit Morris gemacht?“ – Sie würden sowieso mit mir tun, was sie wollten, also tat ich es mit meiner Frechheit auch.

Der Anführer richtete sich auf und rief in die Menge, ohne von mir abzusehen: „Morris! Hast du das gehört, Barry? Der andere hieß Morris!“ – Niemand antwortete, und ich konnte nicht sehen, wer dieser Barry war.

„Lebt er noch?“, fragte ich erneut.

„Nein, nein, mach' dir keine Sorgen, Schätzchen“, erwiderte der Anführer grinsend. Und ich hatte nun die Gewissheit, dass ich nicht von Morris, sondern Barry überfallen worden war.

„Wer bist du, und wie stehst du zum Militär?“, wiederholte er wortgenau und öffnete dabei mit einem Finger die Sicherung seines Holsters. Das sollte mir freilich Angst machen, das wusste ich sehr wohl. Tat es aber nicht. Gelangweilt verdrehte ich unmerklich die Augen und schwieg.

Militär! Hah! Wenn die wüssten, wie ich „zum Militär stehe“! Wenn die wüssten, dass ich Morris selbst umgelegt hätte, wenn Barry mir nicht zugekommen wäre! Aber war meine Lage jetzt besser, bloß weil ich kein mutmaßliches Morris-Experiment mehr sein würde? Inmitten dieser Räuberbande?

„Geben wir ihr noch Zeit, sich zu bedenken“, hallte plötzlich eine sehr vertraute Stimme aus der Menge. Und aus dem Volk trat – Stubenrauch!

Der humpelte nach vorne, drängte sich an seinen Söldner-Freunden vorbei und stellte sich in meine Nähe.

„Ehrlich, Dwight: Wir müssen noch warten, wenn wir etwas erfahren wollen. Drängt es denn?“, verlieh Stubenrauch seinem Ersuchen Nachdruck.

„Von mir aus“, winkte der Anführer ab und ging wieder davon. Sogleich griffen mich zwei Handlanger und schleppten mich in den Wartungsraum zurück, wo sie mich am Bettgestell festbanden, diesmal nur mit einer Hand. Eine Minute später kam einer von denen zurück und stellte mir einen Teller Suppe hin, dazu einen Pappbecher Wasser. Die Tür schlug zu und ich war wieder in vertrauter Finsternis. Es musste einen guten Grund geben, weshalb Stuben-

rauch mich nicht zu kennen vorgab. Genau genommen hatte er mich geschützt, indem er das Gespräch geschickt deeskalierte.

Ein wenig hatte ich geschlafen, als jemand irgendwann mitten in der Nacht am Türschloss herumfummelte, jedoch so vorsichtig, als wollte er nicht gehört werden.

Eigentlich erwachte ich wenig überrascht. Jetzt wäre es soweit, dachte ich. Jetzt würde der erste der Kerle eintreten, um mich heimlich zu vergewaltigen. Irgendwann käme der nächste, vielleicht noch in dieser Nacht. Später würde es nicht einmal mehr heimlich geschehen.

Mit toten Augen, meinem Schicksal ergeben, starrte ich an die Decke und machte mich bereit. Meine verachtenden Gedanken galten der gesamten Menschheit: Wie wir nach nur wenigen Tagen ohne Ordnung wieder zu Tieren würden, unmoralisch, brutal, erbarmungslos, widerwärtig. Ich stellte mir vor, wie Menschen durch einen Wald schleichen, und doch nichts anderes sind als das Ungeziefer im Bart des Planeten. (Den Vollbart, d.h. den Urwald-Wuchs, gibt es ja immer weniger, sodass man neuerdings von 3-Tage-Stoppeln sprechen müsste.) Nichtsdestotrotz zeigt der Mensch immer dann sein wahres Ich, wenn er am wenigsten kontrolliert wird, wenn er keine Vergeltung und keine Strafe zu fürchten hat. Gleichwohl wären diese Momente die richtigen, um der Welt (und sich selbst) zu beweisen, wie zivilisiert man inzwischen geworden ist.

Jemand trat ins Zimmer und schloss die Tür hinter sich. Auf Zehenspitzen näherte er sich meinem Bett, ich sah gar nicht hin. Ein Schatten beugte sich über mich, plötzlich erstrahlte der Schein einer Taschenlampe. Er erhellte Stubenrauchs Gesicht!

Anstatt mich zu befreien, leuchtete er mich erst einmal von oben nach unten ab. Einen Anflug von Lusternheit glaubte ich in seinen Augen zu erkennen. War er doch gekommen, weswegen ich mich fürchtete?

Er legte die Taschenlampe auf meinem Bauch ab, ging dann ans Kopfende und bemühte sich, einen kleinen Schlüssel in das Schloss der Handschellen zu bekommen. Die Fesseln sprangen auf.

„Können Sie mir mal erklären, was das alles soll?“, flüsterte ich ihm zu,

während ich mir das Handgelenk rieb. Eigentlich wollte ich ihn anschreien, aber dann fiel mir kein rechter Grund ein.

„Coresta! Bin ich froh, dass Sie leben!“

Instinktiv machte ich einen skeptischen Blick, denn ich wusste genau, dass er sich bislang nicht für mich interessiert hatte. Warum auch? Er schien sich ja wohlfühlen bei seinen neuen Gefährten. Sogar beim Anführer hatte sein Wort ein gewisses Gewicht bewiesen!

„Was haben diese Typen vor mit mir? Wie komme ich hier raus? Helfen Sie mir bei der Flucht!“

„Mehr als das werde ich tun, Coresta!“

Er unterbrach kurz und schaltete sofort das Licht aus. Mit einem „Sch-Sch“ wies er mich zu Stille an.

„Was soll der Quatsch, Stubenrauch? Machen Sie das Licht an und erklären Sie es mir endlich!“ – Mein Ton war forsch und fordernd. Schon seit einiger Zeit sah ich mich nicht mehr als seine Untergebene.

„Die haben Sie auf dem Dach gesehen, Coresta! Die haben Sie beobachtet! Ich konnte nichts tun.“

Im Gegenzug gestand ich ihm, dass ich ihn während des Feuergefechts auf der Kreuzung erkannt hatte. Das schien das Eis zu brechen. Im abgedeckten Taschenlampen-Licht unterhielten wir uns weiter. Dabei benahm sich Stubenrauch ganz anders als erwartet.

Es ist ja so: Wenn man mit einer Person viele Jahre zusammen ist, meint man seine Gefühlsregungen zu kennen. Man weiß etwa, wie er reagiert, wenn er sich Kaffee über die Hose schüttet. Die einen fluchen daraufhin den halben Tag und suchen die Schuld beim Nächstbesten; die anderen jaulen kurz und wechseln die Hose. Stubenrauch war so ein jähzorniger Typ, der sich wegen jener Kleinigkeit dergestalt aufreiben konnte, dass man um seine (und die eigene) Gesundheit besorgt sein musste. Es kann ja nie gesund sein, sich wegen Lappalien aufzuregen. Denn wie verhielte man sich, wenn es um etwas Großes ginge? Ein verklemmter Locher oder ein leerer Kugelschreiber waren solche Alltäglichkeiten, möchte ich als Beispiele hinzufügen.

Der jetzige Stubenrauch verhielt sich, wie gesagt, untypisch. Zusammengekauert hockte er an meinem Bett, beinahe in bittstellender Haltung, senkte den Kopf und machte ein jämmerliches Gesicht. Der Mann war fertig, gebrochen, unstet. Er verstrahlte heute nicht die Aura eines Chefs, sondern eines

Kindes, das zurück nach Hause will.

Dann redete er in Wortfetzen etwas von Fehlern, von Angst um sein Leben. Wie ich ihn verstand, wisse er nicht, wie er aus dem Clan herauskomme. Er wollte wieder ganz normal sein, denn sie haben mittlerweile bemerkt, dass er zu nichts taugt. Weder kann er einen Wachposten besetzen, noch kämpfen oder schießen. Durch seine körperliche Fülle sey er stets eine Belastung für die anderen, die mittlerweile munkeln, dass er gar nicht so reich sey, wie er behauptet.

„Sie sind ja auch nicht reich!“, schlug ich ungehalten in diese Kerbe: „Sie sind nur etwas wohlhabender als die anderen. Was haben Sie diesem Söldnerpack denn versprochen?“

Er gestand, dass er mit anderen Geschäftsleuten anfangs so etwas wie einen Fond einrichten wollte, aus dem das Schutzgeld bezahlt würde. Mittlerweile jedoch ist er der letzte Verbliebene unter einer Bande von Halsabschneidern ohne Regeln und Ehre. Alles, worum sie sich täglich balgen, schilderte er weiter, das seien die Machtkämpfe um die Anführerschaft. Alle paar Tage würde der Boss wechseln, während der Vorherige ins Gras beißt. Mit einem Schmunzeln merkt Stubenrauch an, dass sich die Gruppe von selbst mehr dezimiere als durch Angriffe der Infizierten.

„Tomacs“, klärte ich ihn auf: „So heißen die.“ – Er hatte mir gar nicht zugehört.

„Wenn ich mich nicht bald beweise“, wimmerte er, „dann würde man auf meine Mitgliedschaft leicht verzichten können! Ich will nicht sterben!“

Den letzten Satz krächte er so laut hervor, dass er sich umsah, ob es jemand gehört habe. Glücklicherweise schien die Bande vor der Tür einen tiefen Schlaf zu haben.

„Denken Sie, da draußen ist es sicherer?“, fuhr ich ihn kalt an und schob seine Hand weg, die er auf meine Schulter gelegt hatte. Richtig widerlich sah er so aus der Nähe aus: Ungewaschenes Haar, zerzaust, stinkender Atem, verschmutzte Kleidung. Er war kaum wiederzuerkennen. Und doch war er der einzige Bekannte auf der Welt. War er deshalb mein Freund?

„Da draußen rennen die Infizierten über alle Straßen!“, ermahnte ich ihn: „Milizen fahren herum und schießen um sich. Der Plan der Regierung ist unklar. Es gibt keine mir bekannten sicheren Orte. Ich habe Freunde verloren, das ist ein scheußliches Gefühl!“

Er seufzte schwermütig, so als hätte ich ihm einen Traum zerstört.

„So abstoßend und gefährlich es ist: Hier, bei den Söldnern, ist es vermutlich am sichersten!“

„Am sichersten? Meine liebe Coresta, sie kennen diese Verrückten nicht!“ – Jetzt öffnete er die Augen und verkündete seine Form der Offenbarung: „Das sind Trottel mit Waffen! Das sind einfältige Gangmitglieder und Punks, denen ein Menschenleben noch nie viel wert war! Nur weil sie Waffen und Tarnkleidung tragen, sind sie noch lange nicht organisiert! Wir glaubten, es seien Söldner. Aber es waren eigentlich nur ... Typen mit Waffen.“

„Na, davon gibt es in diesem Land reichlich“, kommentierte ich.

„Die sind nicht wie das Militär! Die hören nur auf die Befehle, die ihnen gefällig sind! Manche von denen scheinen regierungsfeindliche Anarchisten zu sein. Die erzählen sich, erst alles niederzuschießen, und dann eine neue Regierung aufzustellen. Können Sie sich diese Kerle als Regierende vorstellen?“

„Alles niederschießen?“

„Infizierte und Zivilisten. Ich habe es selbst gesehen! Die machen keine Unterschiede und keine Gefangenen. Wo es was zu holen gibt, dort greifen sie zu, und hinterlassen keine Zeugen! Wer sollte schon fragen?“

Für einen Moment glaubte ich, seine Panik wieder beruhigen zu müssen. Doch er atmete selbst tiefer und gleichmäßiger. Ich hatte keinen Zweifel, dass er die Wahrheit sprach und von großer Angst getrieben wurde. Aber was waren seine Absichten für die Zukunft?

„Diese Spinner reden von einer neuen Verfassung, von einer neuen Freiheit!“, wendete er sich um und scheute regelrecht, die ihm verhasste Propaganda zu wiederholen: „Man würde die Leichen verbrennen, die Häuser neu aufbauen, die Felder neu bestellen. Dämliche Parolen! Ohne Schießseisen und Munition ist von denen nicht viel zu erwarten. Kein Einziger hat je eine Schaufel in der Hand gehalten!“

„Sie doch auch nicht“, urteilte ich kühl und unbeeindruckt.

„Das mag schon sein“, erwiderte er, „Aber ich bin nicht wie sie. Diese Typen sind unorganisiert und leben für den Affekt. Sie kennen mich doch, Coresta: Ich plane stets die Vorhaben und ...“

„Sie meinen, *ich* plante stets die Vorhaben, zu denen Sie nur große Ideen beibringen konnten!“

Stubenrauch sollte merken, dass ich nicht mehr seine Sekretärin war. Und das merkte er.

„Bitte, seien Sie nicht verbittert. Wir alle ändern uns!“ – Mit offenen Armen kam er auf mich zu, aber ich trat einen Schritt zurück.

„Bei diesen Irren jedenfalls kann ich nicht bleiben.“

„Sie meinen *wir*?“, stellte ich klar.

„Richtig, entschuldigen Sie. Jedenfalls sehen diese Leute alles wie bewegliche Ziele. Ein Raunen, ein falsches Kratzen, Schreien, Rennen – und man wird zur Zielscheibe. Jeder Ausflug in die Straßen wird zur Lebensgefahr, gleichermaßen gefressen wie erschossen zu werden. Das ist nicht das, wie ich leben will. So will ich ...“

Er sank auf den Boden und blieb dort verzweifelt sitzen. Ein Mann am Ende seiner Hoffnung.

„Was also schlagen Sie vor? Flucht? Mit Ihnen? Warum sollte ich nicht hierbleiben wollen?“ Stubenrauch musste mir schon einen guten Grund nennen.

„Weil Ihr Gefühl von Sicherheit trügerisch ist! Ihr Schicksal hängt am seidenen Faden!“

„Und mit Ihnen habe ich eine Chance? Wie wollen Sie uns hier rausbringen? Wozu brauchen Sie mich? Wenn es einen Fluchtweg gibt, dann hätten Sie ihn längst ergreifen können!“

Die arme Gestalt schaute mich wortlos an und konnte auf meine Logik nichts erwidern. Nun gut, ich wollte nicht weiter in dem zerrütteten Geist herumwühlen. Schließlich lag auch mir etwas daran, nicht hierbleiben zu müssen. Im Grunde wusste ich, dass er recht hatte: Wer sollte mir hier Sicherheit garantieren? Die belastbare Gewissheit lautete vielmehr, dass ich als einzige Frau erst recht in Gefahr sey.

„Wir müssen ...“, wimmerte er, „Also wir müssen aufs Dach und von dort nach unten auf die Straße.“

„Und wie?“

„Das zeige ich Ihnen schon, Coresta. Vertrauen Sie mir. Aber wir müssen uns beeilen. Die Wachen wechseln bald wieder ihre Positionen.“

Ein letzter Seufzer, dann machte ich mich bereit. Auch Stubenrauch war wieder auf die Beine gekommen. Jetzt musste ich mich auf seinen Plan verlassen. Und darauf, dass er das Ganze körperlich und nervlich übersteht.

Genauso vorsichtig wie er eingetreten war, klinkte er abermals die Tür und stieß sie einen Spalt auf. Er lukte hindurch, es war nichts zu sehen. Geduckt und erstaunlich lautlos kamen wir heraus und blickten in alle Richtungen. Ganz in der Nähe sah ich eine Schlafstätte, darauf vier oder fünf schlafende Söldner, die sich um ein Feuer herum wärmten. Wir schlichen von ihnen fort, in Richtung des Treppenhauses zum oberen Parkdeck. Außerhalb des offenen Baus sah ich bereits die Baumspitzen, also gab es höchstens zwei Stockwerke.

An der obereren Treppenhaustür angekommen dasselbe Spiel: Stubenrauch ging voran, lukte durch die Tür, während ich dicht hinter ihm stand und skeptisch beurteilte, ob ihm weiterhin zu trauen sey. Warum sollten wir aufs Parkhausdach, wenn wir eigentlich zur Straße müssen?

Oben, verborgen hinter einem parkenden Auto, erfuhr ich den Grund: Je zwei Wachen standen an den Auf- und Abgängen der Parkdecks, nochmal drei am Haupteingang. Um unbemerkt zu entkommen, gab es daher nur einen einzigen Weg: Er führte mich ans hintere Ende des Dachs und ließ langsam und lautlos eine Strickleiter an der Gebäudeecke herab. An der sollten wir nach unten gelangen. Stubenrauch flüsterte mir zu, dass die Söldner sie hier angebracht hatten, um im Notfall einen Fluchtweg zu haben.

Das erschien mir plausibel, umso mehr, da er sich als Erster auf die gefährliche Kletterei einließ. Tapfer folgte ich ihm, denn auch so etwas hatte ich noch nie getan. Kneifen konnte ich nicht mehr, ich musste ihm zwingend folgen. Die Dunkelheit versprach mir eine größere Sicherheit als es Stubenrauch konnte.

Als ich die Leiter zur Hälfte herabgeklettert war, bemerkte ich zwei Wachen, die sich unterhielten. Sie verweilten auf dem ersten Parkdeck und schauten müde und gelangweilt in die Finsternis, in der es nichts zu sehen gab. Dabei würde man jedes Licht weithin wahrnehmen können, schließlich strahlte keine Straßenlaterne, kein Wohnhaus, keine Reklametafel. Nächte waren wieder so dunkel wie vor tausend Jahren. So wie sie sein sollten.

Die Strickleiter endete in einem Haselstrauch, aus dem ohne Aufschrei und Geraschel gar nicht so leicht herauszutreten war. Bei jedem Knacksen zuckten wir zusammen und hofften, dass uns niemand höre.

Stubenrauch zeigte mir mit den Fingern, dass ich ihm folgen solle. Nicht weit von hier waren einige Fahrräder abgestellt, von denen wir zwei entwenden und uns davonmachten.

Ohne eingeschaltetes Licht strampelten wir gut eine halbe Stunde leicht bergauf. Danach war mir so warm, dass ich am liebsten in kurzer Sommerkleidung weitergefahren wäre. Doch wir hielten nicht an. Unermüdlich machten wir mit jedem Meter Entfernung, und es fühlte sich von Minute zu Minute freier an. Bald war eine Stunde herum, und wir befanden uns nun inmitten einer ländlichen Landschaft. Von Gebäuden, Geschäften und Parkhäusern weit und breit nichts zu sehen.

„Wohin fahren wir?“, keuchte ich in den Wind, staunend darüber, dass Stubenrauch noch nicht die Puste ausgegangen war. Ob er seine Flucht schon lange plante und sich darauf vorbereitete? Doch er hatte mich nicht gehört oder wollte mich nicht hören. Ich beließ es dabei, denn sein unbeirrbarer Fortgang zeigte mir, dass er es ernst meinte mit seiner Flucht; dass er, wie ich, wusste: Dies sey seine einzige Chance. Würde man ihn schnappen, wäre er als Verräter des Todes. So etwas kann die unfähigsten Menschen motivieren.

Es tat gut, wieder die eisige Nachtluft zu spüren. Meine Haut fröstelte, aber innerlich kochte ich. Das war wie ein belebendes Wechselbad in der Sauna. Umso mehr, da ich nichts von Zivilisation sehen musste: Nur Vegetation um mich herum und die Rufe der nachtaktiven Tiere. Nun gut: Und der unvermeidbare Anblick von Stubenrauchs Hinterteil.

Glücklicherweise war es zu dunkel, um Genaueres zu erkennen. Quiet-schend machten wir Fortschritte, und es war mir, als fuhren wir über eine endlose Straße auf ein unbekanntes Ziel zu. Genau genommen war es ja auch so. Keine drei Meter weit reichte die Sicht, bald fünf, nachdem sich die Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Es fühlte sich gleichermaßen entblößt wie sicher an, so ungesehen zu reisen. Wäre mir nur ein einziger Wunsch zuteilgeworden: Ich hätte darum gebeten, solange zu fahren, bis wir diesen Moloch aus Infizierten, Tod und Gewalt für immer hinter uns hätten lassen können.

Leider wurde mein Wunsch nicht erfüllt: Weit hinter uns erschienen zwei, dann vier Lichtpunkte, die schnell näherkamen. Motorengeräusch.

„Coresta! Runter vom Rad! Hier lang!“, rief er mir zu, aber es nützte nichts. Auf der einen Seite war die Straße von engem Weidezaun eingefasst. Das hatte man in der Dunkelheit gar nicht gesehen. Es gab nichts, wo wir uns hätten verstecken können, dabei konnte ich das Ende der Straße ausmachen,

und ein oder zwei Gebäude. Schneller als wir wollten, hielten hinter und neben uns zwei Jeeps, von dem je vier Männer absprangen, uns die Gewehrmündungen vors Gesicht haltend. Sie hatten uns, kein Zweifel.

Dwight, der Anführer, sprang als Letzter vom Wagen, sah ziemlich erbost aus und zog sofort einen kurzen Revolver aus dem Holster, den er unvermittelt mal auf mich, mal auf Stubenrauch hielt, dann wieder in der Luft herumwedelte, als verstärkende Gestikulation gewissermaßen.

„Scheiße, Barry! Erst lieferst du uns die Braut, dann willst du sie allein?“

„Die Schlampe gehört uns!“, brüllte ein anderer aufgeregt dazwischen, bevor ich mir der Worte vollständig bewusst werden konnte.

Denn es bedeutete nichts anderes, dass Stubenrauch „Barry“ war, das heißt, sich als dieser ausgab. Das Schlitzohr bediente sich also derselben Freiheit, sich in eine „neue Identität“ zu kleiden, wie ich es getan hatte. Das war für mich sogar nachvollziehbar und bedurfte daher keines weiteren Urteils. Jedoch bedeutete es auch, dass er es war, der Dr. Morris ermordet hatte; der mich entführt, mich vielleicht sogar eigenhändig bewusstlos geschlagen hatte. Ob er mich auch gesehen und seine Gruppe auf mich aufmerksam gemacht hatte, tat jetzt nicht mehr viel dazu. Dieses Ekel hatte auf jeden Fall auch sehr zügig das Lügen und Täuschen gelernt. Möglicherweise fiel es ihm leichter als anderen.

Aber was bezweckte er damit? Weshalb bringt er mich in seine Gewalt, um mit mir dann zu fliehen? War es so, wie Dwight sagte? Dass er mich ganz für sich haben und gleichzeitig der Gruppe entkommen wollte?

„Du wolltest zu Parkers Bunker, habe ich recht? Der ist doch hier irgendwo?“

Stubenrauch – oder „Barry“ – schwieg. Der Ertappte verwandelte sich in eine Steinstatue. – Ein Bunker? Irgendein geheimes Loch, wo ich ihm ausgeliefert gewesen wäre? Ich war so enttäuscht und angewidert, dass ich es nicht wagte, ihm ins Gesicht zu sehen. Diesem Lügner, diesem ewigen Lügner und Heuchler. Mist-Ratte. Am liebsten hätte ich ihn ununterbrochen beschimpft. Aber es gab ja noch die anderen, die offensichtlich kein Interesse an einer Aussprache hatten. Jetzt, wo wir geflohen waren, würden sie anders mit uns umspringen, sofern Stubenrauch es überhaupt lebend in ihr Lager zurückschafft.

Und was man mit mir anstellen würde, das wollte ich mir gar nicht ausmalen.

Einer der Söldner wurde ungeduldig. Es missfiel ihm wohl, mitten in der Nacht in der Pampa zu stehen, und dafür seine Schlafstätte verlassen zu haben. Um Druck zu machen, schoss er ohne Vorwarnung eine Ladung Schrot aus seiner Flinte in die Luft.

Die anderen drehten sich zu ihm und ermahnten zu Ruhe. Aber es war wohl zu spät.

„Jetzt lernst du *Craigs Gesetz* kennen“, murmelte mir Stubenrauch cool zu, nachdem er, wie ich, durch den Schuss zusammgezuckt war.

„*Craigs Gesetz*. So ein Blödsinn!“, zürnte Dwight und kam einige Schritte näher.

„Was ist denn *Craigs Gesetz* nun wieder?“, murmelte nun auch ich, ganz unbesonnen und unüberlegt, als gebe es gerade nichts Wichtigeres.

Einer der Söldner kam nach vorne und leuchtete uns mit der Taschenlampe an. Er lachte und fuchtelte mit seiner Pistole herum: „*Craigs Gesetz*, Süße? Das kennst du nicht? Es hat vier Stufen, als höre gut zu! Erstens. Die Gruppe schießt um sich. Zweitens?“

„Der Lärm lockt Infizierte an!“, rief einer, der sich angesprochen fühlte.

„Drittens. Der Gruppe geht die Munition aus“, sagte jetzt wieder der Erste.

„Und Viertens?“, wollte ich wissen.

„Alle sterben!“ Er hauchte mir die Worte so dicht ins Gesicht, dass ich seinen Schweiß riechen konnte. Dabei hatte er den Pistolenlauf genau zwischen meine Brüste abgesetzt, was ihn wohl zusätzlich angeilte.

„Schluss mit diesen Märchen, Leute“, rief Dwight seinen Mitstreitern zu. Ich begriff, dass eine Art Mythos im Gange war, der unter den Söldnern die Runde gemacht hatte. Wann immer eine Gruppe zuerst das Feuer eröffnet, wird sie überrannt und alle sterben. Deswegen waren sie auch so nervös, als der eine Spinner seine Flinte abgefeuert hatte. Dwight klärte das Ganze in seinem Verständnis auf:

„Hier wird nicht mehr geschossen, klar? Und Infizierte gibt ...“

Die ersten zwei Tomacs hatten sich auf den ganz abseits stehenden Söldner geworfen, bevor wir überhaupt merkten, was los war. Die Gruppe rannte sofort auseinander. Ich griff blitzschnell nach der Pistole, die mir an die Brust gehalten wurde, und bekam sie zu fassen. Ihr Vorbesitzer war so überrascht, dass er sie kampflös hergab. Dann lief ich in die Nacht, gefolgt von Stuben-

rauch.

Merkwürdig, dachte ich während meines Laufs in Richtung der Gebäude: Die haben sich angeschlichen, ohne einen Ton von sich zu geben!

Die Söldner schossen um sich, mit allem was sie hatten. Einzelschüsse aus Pistolen und Gewehren, und ganze Dauersalven bis hin zum Waffenklicken, wenn die Magazine leergeschossen waren. Craigs Gesetz in Anwendung?

Wie viele Tomacs da über wen herfielen, konnte ich gar nicht recht sehen und wollte es auch nicht. Ich wusste nur, dass mir Stubenrauch wie vom Teufel gejagt folgte, und dahinter wohl hier und da die Söldner, die Infizierte abwehrten. Noch hörte ich eine ganze Menge Schritte hinter mir, also waren sie wohl zunächst erfolgreich. Wichtiger war mir die Beobachtung, dass man nicht auf uns schoss, sondern auf den „gemeinsamen Feind“.

Auch ich hielt nun eine Waffe in den Händen, und musste sie prompt benutzen: Vor mir in der Dunkelheit rannte eine Gestalt auf mich zu, also nahm ich die Pistole in Zielstellung. Dann sah ich die grässliche Fratze und schoss sofort. Die Gestalt ging zu Boden.

Sie war aus Richtung eines, wie ich zunächst glaubte, Koppelgatters gekommen. Als ich dann davor stand, war es ein großer Kinderspielplatz, mit samt Kletterburg, Türmchen, Brücke und Stegen. Alles groß und abenteuerlich aufgebaut, aus Holz und Metall.

Besser als nichts, meinte ich, und erklomm sogleich den ersten Aufbau, eine Art Eckturm, der über Stangen und wackelnde Brücken mit anderen Stationen verbunden war. Dort hockte ich mich nieder, atmete durch und richtete die Pistole auf die Umgebung. Es war ein wenig so, als wäre man aus einem haiverseuchten Gewässer auf ein Boot oder eine Insel geklettert. Für einen Moment spürte ich diesen Anflug von Sicherheit.

Von meinem Hochsitz hatte ich ein gutes Sichtfeld über die Anlage: Stubenrauch und die verbliebenen vier Söldner hatten es bis hierher geschafft, dicht gefolgt von wenigstens fünf Tomacs. Ich war ihnen so weit voraus, dass ich meine Fitness mit einem gewissen Stolz bewertete.

Da kam es soweit, dass ich die Pistole aus erhöhter Position gezielt auf meine Feinde ausrichtete: Erst die Söldner, die hier und da unter mir in De-

ckung gingen, dann auf Stubenrauch, der sich in einer Art Tunnel verkrochen hatte. Sein Kopf schaute auf der einen Seite angstvoll heraus, und ich hatte ihn im Visier. Dann kam jedoch ein Infizierter in meine Richtung gelaufen, sodass ich mehrfach auf diesen Schüsse abgab und niederstreckte. Stubenrauch hatte dadurch meine Stellung erkannt und suchte nun einen Weg, um zu mir heraufzuklettern. Augenscheinlich hatte er gar nicht wahrgenommen, an einen Spielplatz gelangt zu sein.

Wieder diese Gelegenheit, den unbeholfenen Stubenrauch direkt von der erkletterten Leiter zu schießen. Und wieder ein Tomac, der mir dazwischenkam.

Nur Sekunden später hatten sich auch die Söldner auf die Kletterburg „gerettet“ und verteilt. Sie schossen in alle vier Himmelsrichtungen gegen aufdringliche Gestalten, die mit ihrem kollektiven Gurren und Stöhnen einen Heidenlärm verursachten. Stubenrauch hockte neben mir und drückte sich gegen eine Wand. Sein Atem war so schnell, dass er zu platzen drohte.

Ganz eigenartig wurden dann die kommenden Minuten: Einer der Söldner lag auf dem Bauch auf erhöhter Position und nahm gezielt die Infizierten unter Feuer. Ein anderer hatte sich in einem Kasten mit nur einer Öffnung verkrochen und verschoss ein Magazin nach dem anderen, die meisten Projektile ziellos durch die Gegend. Der Dritte, das war Dwight, kommandierte wild herum, auch wenn keiner in der Hektik auf ihn hörte: „Auf den Turm da, schnell!“, rief er seinem Untergebenen zu. Der allerdings hatte alle Hände zu tun, sich an einen Pfosten zu klammern, während unter ihm zwei Infizierte nach ihm griffen und herunterziehen wollten. Jeder von uns hatte seine Ecke, hatte seine Ziele, hatte seine Aufgaben. Wir kämpften nun, von Stubenrauch abgesehen, im Verband gegen den übermächtigen Feind. Und da geschah, für eine Sekunde, dass ich mich an meine Kindheit erinnerte: Im Winter, wenn viel Schnee zur Verfügung stand, hatten wir uns mit den Nachbarkindern versammelt und eine „Schneeschlacht“ veranstaltet. Auch dabei errichteten wir Türme und Mauern, Gräben und Nischen, und verbargen uns dahinter, während eine andere Partei die „Schnee-Festung“ angriff. Das war ein großer Spaß, in der Tat! Und auch jetzt waren wir zu Kindern geworden, wenngleich in einer weitaus gefährlicheren Lage.

Noch ein Schuss fiel, dann hatte ich mein Magazin geleert. Dwight hörte das, sah mich kurz an und warf mir tatsächlich ein zweites Magazin zu! Ob er

erkannte, dass wir nur zusammen überleben? Dass keiner für sich allein stehen kann?

Kaum war das Magazin gewechselt, streckte ich schon den Nächsten nieder. Er war ein leichtes Ziel, ein schwergewichtiger Mensch, der sich darin abmühte, eine Sprossenwand heraufzukrauchen. Entsprechend unbeholfen fiel er in die Tiefe. Ein Zweiter und Dritter folgten. Es war ein bisschen wie beim Schießbuden-Schießen. Ganz eindeutig hatten wir als Verschanzte die besseren Karten. Und so langsam, meinte ich, ebte der Angriff ab. Da gab es hier und da noch einen verstreut umherrennenden Tomac, der dann von dem scharfschießenden Söldner aufs Korn genommen wurde.

In einem Moment kurzer Ablenkung raffte sich Stubenrauch auf und sprang mich an! Er umklammerte mich beidhändig, dass sein Gewicht auf meinen Schultern lag. Für einen Augenblick glaubte ich, er sey ebenfalls infiziert und würde sich nun an mir austoben wollen. Oder ergab er sich der Entschlossenheit, mich sexuell anzufallen? Mitten in einem Feuergeschehen? Auf einem Klettergerüst?

Wie ernst ich es meinte, zeigte ich ohne Zögern: Mit der Waffe drückte ich ihn beiseite, trat nach und stieß ihn zurück, dass er auf den Rücken fiel. Ich richtete die Pistole genau nach ihm aus, zielte in sein Gesicht. Er schwitzte und keuchte, hatte Angst, brachte kein Wort der Verteidigung hervor. Er winselte nicht um Gnade, er sagte eigentlich gar nichts. Genau wie ich. Dann drückte ich ab.

Er zuckte mit verschlossenen Augen zusammen, als der Leerschuss losging. Da erst fiel mir auf, dass ich ihn eigentlich nur einschüchtern wollte, aber genauso gut hätte ein Schuss losgehen können. Genauso gut hätte noch eine Patrone im Lauf sein können; ich habe die abgefeuerten Schüsse nicht mitgezählt. Er war wohl genauso froh wie ich, dass dem nicht so war. Dennoch nutzte ich das ungewollte Ereignis für meine Zwecke. Jetzt, hoffte ich, hatte er endgültig begriffen, dass er in meinen Augen gestorben war. Ich würde ihm niemals wieder den Rücken zukehren, ihm niemals wieder ein Wort glauben. Und wäre er vom nächstbesten Tomac gefressen worden, wäre ich ihm nicht zu Hilfe gekommen.

„Mit dir bin ich fertig“, zischte ich, dass es sogar Dwight hörte, der erstaunt zu uns hinübersah. Er hatte nicht erwartet, dass ich mich „Barry“ so gegenüber zeige. Man hatte mich unterschätzt: Die Söldner ebenso wie Stubenrauch. Auch

ich hatte mich mit meiner Härte und Erbarmungslosigkeit überrascht. War ich vor einer Woche nicht noch Sekretärin gewesen? Meinem Chef hörig? Hatte Kaffee zubereitet, Akten kopiert, Termine abgesprochen, Diktate mitgeschrieben? Heute hockte ich mit einer Pistole in der Hand in einer Stellung und schoss eiskalt auf Wahnsinnige. Wozu würde ich noch fähig sein? Und was mich mehr interessierte: Entsprachen diese Fähigkeiten womöglich meinem wahren Ich? Das würde bedeuten, dass ich jahrelang nur Unnützes getrieben habe; dass ich meine Zeit mit einer Existenz verschwendete, die niemandem weiterhalf. Es ist wohl bedauerlich, dass ich erst in einer so furchtbaren Welt aufblühen darf!

Sobald sich die Gelegenheit ergab, wendete ich mich von allem ab und sprang vom Gerüst in den Sand. So rasch ich konnte, entschwand ich wieder in die Dunkelheit und lief in Richtung der Gebäude, die ich gesehen hatte. Jetzt, aus der Nähe, waren es Scheunen, drei oder vier, mitsamt einem Wohnhaus.

Eine Gruppe Gestalten bewegte sich, ich vermutete abermals Tomacs. Jedoch, es waren ganz normale Leute, Zivilisten, Frauen, Kinder, Alte, etwa zwanzig an der Zahl. Sie mussten sich in einem der Gebäude verborgen gehalten haben und flüchteten angesichts der nahen Schießerei nun weiter, an einen sichereren Ort.

Freilich sahen sie auch mich, wie ich mit der Pistole in der Hand auf sie zu rannte. Sie mussten glauben, dass ich sie überfallen will. Also schrien sie auf, beschleunigten ihre Schritte, nahmen aber keine Verteidigungshaltung ein. Ich erkannte keinen Erwachsenen, der das geschafft hätte. Sie waren wie schutzlose Wilde, die sich nur mit den Händen über dem Kopf zu decken wussten.

Als sie erkannten, dass von mir keine Gefahr ausgehe, wurden sie ruhiger, glotzen mich allerdings unentwegt an. Ein letztes Mal schaute ich zurück um Schauplatz des Gemetzels: Stubenrauch wurde gerade von seinen ehemaligen Kumpanen in den Dreck gezogen, dann traten sie zu Dritt auf ihn ein, einer benutzte auch seinen Gewehrlauf. Wie er das verdient!, dachte ich.

Als ich wieder zu der Gruppe Zivilisten schaute, waren sie wie ein Vogelschwarm weitergezogen, zwischen die Häuser, an der Straße entlang, dass ich eilen musste, um mit ihnen Schritt zu halten. Würden sie mich in eine bessere Zukunft führen?

Endlich ging die Sonne auf – was für eine erschütternde Nacht. Der Gruppe, der ich folgte, duldeten mich in ihrer Nähe, als sie meine Harmlosigkeit begriff. Dabei wollte ich gar nicht näher heran, sondern folgte ihren gut ausgebildeten Instinkten.

Ja, sie bewegten sich tatsächlich wie ein eingespielter Schwarm, und es bestand kein Zweifel, dass sie sich gut kannten und aufeinander vertrauten. Da gab es zwei Anführer, die gingen einige Schritte voraus, signalisierten dann den anderen zu folgen. So huschten sie zwischen den Nebenstraßen der Wohnsiedlung entlang, immer gedeckt von großen Gebäuden, Hecken oder parkenden Autos. Einige Taktiken kamen mir bekannt vor, ich hatte sie selbst mit Etsy, Nora und den anderen angewendet.

Da ich ihnen auf den Schritt folgte, nutzte ich diese Voraussicht aus, jedoch mehr aus jenen Grund – da mir nichts Besseres zu tun einfiel. Wohin sollte ich auch? Was konnte es da schaden, dieser Gruppe nachzulaufen, die offenbar ein Ziel vor Augen hatte?

Dann kam der Moment, da ich bemerkte, wie sie im Kreis gegangen waren. Zufällig hatte ich mir diesen Straßenzug eingeprägt: Er zeigte eine Reihe charakteristischer Briefkästen. Wir schlichen daran vorbei in einer weiten Rechtskurve, bogen abermals rechts ein, dann wieder. Und ob sie es merkten oder nicht – ich bemerkte es: Wir waren hier schon einmal gewesen. In dieser Minute zweifelte ich daran, ob sie wirklich ein konkretes Ziel vor Augen hatten, oder nur herumirrten wie aufgescheuchtes Kleinvieh. Wenn es hier nicht ruhig ist, dann eben dort, Hauptsache am Leben. Es war gut möglich, dass sie das Wohnviertel seit Tagen nicht verlassen hatten.

Nichtsdestotrotz genas ich die Gegenwart einer freundlich eingestellten Truppe, weder bewaffnet, noch von großen Plänen umgeben. Ich würde nicht bei ihnen bleiben können, und wollte es doch einige Zeit versuchen.

Etwa zwei Stunden nach Sonnenaufgang: die erste Rast. Je heller es wurde, desto unwohler fühlte ich mich. Der Deckmantel der Nacht hatte mir gut gestanden (gleichwohl wir von Tomacs überrascht worden sind). Jetzt in der Helligkeit wurde alles merkwürdig unwirklich: Man musste sich aufs Neue dem grämenden Bild von menschenleeren Straßen ergeben, der Lautlosigkeit der Umgebung. Jede Einzelheit sprach Unmut, und unheimlich jeder fehlende Beleg für Leben in der Stadt.

In einem Hinterhof kamen wir zusammen, eigentlich kein schlechtes Ver-

steck: Umgeben an drei Seiten von einem zweistöckigen Gebäude, und ein langes, undurchsichtiges Tor ließ sich schließen. Wir machten uns zu Gefangenen unserer eigenen Sicherheit.

Ich hatte mir eine abgelegene Ecke gesucht und betrachtete die anderen endlich in Ruhe – genauso wie sie mich bewerteten. Sie tuschelten, prüften ihr Gepäck, ihre Kleidung, sprachen mit den Kindern, manche von ihnen spielten. Sie teilten auch kleine Teile von Brot miteinander, doch niemand bedachte mich. Stattdessen wurde ich von den beiden Anführerinnen kritisch beäugt.

Sechzehn Menschen zählte ich, bestehend aus sechs Kindern jünger zwölf Jahre, sieben Frauen zwischen vierzig und sechzig, und drei Greise, die älter als siebzig gewesen sein müssen. Ihrer Ethnie nach waren es Hispanics, und bestätigt wurde meine Vermutung durch ihre Sprache: Spanisch.

Allesamt waren gekleidet, wie man es erwarten würde: Traditionell, unauffällig gekleidet, die Kinder bunt, die Alten einfarbig. Ihre Kleidung war ebenso zerschissen wie die meine, es mag denselben Grund gehabt haben: Tagelange Flucht, keine Möglichkeit zum Waschen oder für Körperpflege.

„Wohin wollen Sie?“, sagte ich plötzlich in die Menge. Bislang hatte ich mich noch gar nicht gemeldet, nur gezeigt. Alle verfügbaren Augen starrten mich an. Niemand antwortete. Hören konnten sie, nur nicht verstehen. Ich wiederholte meine Frage. Dieselbe Reaktion.

„Ich bin Coresta“, stellte ich mich vor und richtete mich auf. Da wurden sie unruhig. Einige guckte auf die Pistole in meinem Gürtel. Also presste ich die Lippen beschämt aufeinander und setzte mich wieder hin. So ging es nicht.

„Sprechen Sie meine Sprache?“, wollte ich jetzt wissen. Ein „Sch!“ war diesmal die Antwort, und alle wendeten sich wieder ihrer Beschäftigung zu. Die Augen kehrten sich ab, als wäre ich nur ein Zweig, den der Wind gegen das Fenster streichen ließ. Sie waren so aufeinander eingespielt, dass sie lautlos in Formation verharren konnten. Wie Mäuse!, dachte ich: Im Versteck! Und draußen streunert eine Katze umher. Nun gut, dann hielt auch ich die Klappe, würde eben die Außenseiterin bleiben.

Dass es ein gutes Versteck war, stellten auch die anderen fest, sodass wir die folgende Nacht hierblieben. In meinem Bemühen, mir die Kleidungsstücke wie eine Decke überzulegen, fand ich kaum Schlaf. Wir lagerten zwar im Windschatten, aber es war trotzdem unerbittlich frisch und hart auf dem Steinpflaster des Innenhofs. Ein Feuer wurde nicht entzündet, es gab auch nichts Brenn-

bares. Nur eine einzige Tür führte in die Wohnhäuser um uns herum, aber die war fest verrammelt. Die anderen versuchten sich ebenso aufs Wärmen: Die Kinder nahmen sie in die Mitte, während die Erwachsenen sich kreisförmig herum legten. Ein weiterer Beweis für das Tierische in uns, schmunzelte ich und fröstelte weiter.

Endlich schlief ich doch ein und träumte sogar: Leider von Stubenrauch, der mich packt und entführt und missbraucht. Allerdings kam ich noch innerhalb des Traumes zu der Erkenntnis, dass er mich auf dem Klettergerüst eigentlich gar nicht gepackt, d. h. gegriffen und an mir gezerrt hatte. Es war mehr wie eine Umarmung! Und hatte er nicht die Hand an meiner Tasche gehabt? Wollte er mir etwas wegnehmen? Was konnte ich schon Wichtiges bei mir haben?

Aus dem Traum aufgeschreckt, lehnte ich mich an die nächste Wand und griff in die Tasche meines Hemdes (es gab nur eine an meiner rechten Hüfte), genau jene, die ich auch im Traum sah. Und darin war nichts anderes als ein zusammengefaltetes Papier! Ein Papier, an das ich mich nicht erinnern konnte; ein Papier, das mir Stubenrauch zugesteckt haben musste! Eine Nachricht?

Voller Ungeduld musste ich bis zum Sonnenaufgang warten, um zu sehen, was ich da hatte. Erfolglos musste bleiben, noch in der Nacht das Geschriebene zu erkennen.

Der entfaltete Zettel war recht klein, nur so groß wie eine Postkarte. Und es war nicht einmal ein Zettel, sondern eine irgendwo herausgerissene Straßenkarte. Ein Stück aus einem Straßenatlas vielleicht. Beidseitig war ein Straßennetz abgebildet, aber nur auf einer Seite fand sich ein kleines schwarzes Kreuz – neben einem Gebäude am Highlandview Drive, in einer markanten Straßenkurve.

Welches Spiel spielte Stubenrauch mit mir? Es musste ja eine Bedeutung haben, wenn er es riskierte, mir eine Karte zuzustecken. Ob das Kreuz den Standort des Bunkers markierte, zu dem er mit mir wollte? Ob er die Karte an mich weitergab, dass ich dieses Ziel erreiche, als er sein Ende vor Augen sah?

Unerwartet hatte ich Mitleid mit ihm und empfand Reue für meine bösen Gedanken. Inzwischen hatte man ihn totgeschlagen, dabei wollte er mir nur helfen! Aber warum dann erst dieser Verrat? Dann die Flucht, dann die Karte?

So richtig Sinn ergab das noch nicht. Aber es war eine Motivation, mich auf den Weg zu machen, dieses Kreuz zu finden. Einen letzten Versuch unter-

nahm ich daher, die Hispanics anzusprechen: Ich zeigte ihnen die Karte, fragte sie, wo das sein könne. Niemand sagte etwas, immer wieder Kopfschütteln. Also gut, dann würden sie ihren, und ich meinen Weg gehen.

Wie findet man sein Ziel, wenn man fremd ist, und allein einen Straßennamen weiß? Unter anderen Umständen hätte ich beim erstbesten Haus geklopft und den Ortsansässigen gefragt.

Was noch? Auf einen Kiosk mit Touristenkarten durfte ich hier kaum hoffen. Ehrlich gesagt, war ich nicht einmal mehr sicher, ob ich mich noch in Milwaukee befand. Vielleicht einem Vorort? Während meiner Entführung durch Stubenrauch hätte viel passiert sein können. Vielleicht wurde ich Dutzende Kilometer in die Ferne verschleppt?

Alles, was ich wusste, war: Mein Ziel musste nah sein. Denn Stubenrauch hatte den Bunker beinahe erreicht, wie Dwight vermutete. Aber sollte ich einfach herumirren, und hoffen, auf gut Glück die richtige Straße zu finden? Das war viel zu gefährlich! Und dauerte auch zu lange; länger als meine Kräfte für die Unternehmung reichten. Wenn ich ein Auto gehabt hätte, wäre ich zwar schneller vorangekommen, aber auch lauter. Und ich hätte mich nie des Gefühls entledigt, mich mit jedem Meter weiter zu verirren.

Nachdem ich eine Weile gegangen war, stand ich auf einer Kreuzung mitten in einer Wohnsiedlung. Zu allen Seiten Wohnhäuser mit großen Gärten. Es musste eines der „reicheren“ Viertel sein, wo die wohlhabendere Schicht ihr Dasein zubringt. Sie alle hatten diese gepflegten Rasen, diese großzügigen Einfahrten, niedrige Zäunchen, verzierte Briefkästen, Tand und Schmuck auf jeder Terrasse. Eine Stimmung der Unbedrücktheit verbreitete sich.

Und dennoch waren mir die Straßennamen fremd, sie bedeuteten mir nichts. Und sie halfen mir nicht weiter: Endlos waren die Straßen in jede Richtung, und eine jede Parzelle sah auf den ersten Blick gleich aus. Schaute ich auf die Hausnummern, so würden sich diese Hausreihen noch ewig hinziehen.

„Das glaube ich nicht!“, kam mir in den Sinn, als mir doch noch Glück widerfuhr. Ganz in der Ferne, wo drei Häuser zusammenliefen und eine kleine Grünfläche umschlossen, stand eine Sitzbank. Und daneben eine Telefonzelle!

Das Objekt zog mich an wie eine Laterne ein Nachtinsekt – ich hatte nur

noch Augen dafür, schaute mich gar nicht mehr um. Wie ich wenige Schritte davor stand, schlug mein Herz wilder und ich fühlte mich selig. Endlich etwas, das mir gelingt! Endlich etwas, das mir nicht durch Zufall zum Nutzen gereicht!

Euphorisch ging ich zum Telefon und wollte nach dem darunter angeketteten Telefonbuch greifen. Jenes war freilich mein eigentliches Ziel, denn diese nützlichen Nachschlagewerke enthalten üblicherweise auch einen Plan der Gegend mit Straßennamen-Index. Trotzdem fiel mein Blick zunächst auf den Telefonhörer.

Sollte ich ihn zum Spaß abnehmen und so tun, als würde alles funktionieren? Als wäre es wie früher?

Den Hörer in der Hand haltend, schaute ich mich verlegen um, ob ich bei dieser albernem Tat beobachtet würde. Wie alle Häuser machten auch die nächstgelegenen einen verlassenem Eindruck. Weiter tat ich so als würde ich eine Münze einwerfen und wählte irgendeine Nummer. Während ich auf das nicht ertönende Freizeichen wartete, kam ich wieder in die Wirklichkeit zurück und hängte auf.

Gleich auf den ersten Seiten fand ich den gesuchten Stadtplan. Er galt für einen Ort namens West Bend. Gute Güte! Das lag ja wenigstens 50 km von Milwaukee entfernt, tief in der Provinz! Dann kam mir der Gedanke, dass das vielleicht gar nicht schlecht sein musste.

Sogleich verglich ich den Plan mit dem Karten-Schnipsel aus meiner Tasche. Dann brauchte ich doch den Straßennamen-Index zu Hilfe – und wurde fündig. Die gesuchte Straßenführung erkannte ich im westlichen Teil der Stadt wieder. Soweit sogut. War nur noch die Frage, wo ich mich gerade jetzt befand und wie weit es bis dahin wäre.

Wieder auf die Straße getreten, suchte ich das nächstbeste Straßennamensschild. Da war eines! Zurück in der Zelle suchte ich jetzt diesen Namen, und erkannte: Eine verdammt lange Straße. Da hätte ich am einen wie am anderen Ende stehen können. Also bedurfte es eines weiteren Straßennamens, ich musste zurück zur Kreuzung, von der ich gekommen war. Aber nicht ohne Karte, dieser edlen, wichtigen Karte. Die riss ich gleich mitsamt Straßen-Verzeichnis aus dem Telefonbuch und verwahrte sie wie einen Schatz; einen Schatz in dieser Welt voller Unkenntnis und Fremde.

An der Kreuzung konnte ich meine Position nun endlich ausmachen. Das

erste Mal seit Tagen wusste ich, wo ich wirklich bin. Es bedeutete aber auch, dass ich noch gut vier Kilometer bis zu meinem Ziel haben würde.

Vorsichtig wie ich mich vorwärts bewegte, benötigte ich geschätzt über drei Stunden, bis ich eine Kreuzung zweier kleinerer Straßen erreichte, und zweifellos war ich richtig hier. Hielt ich den Fetzen von Stubenrauch hoch, dann entsprachen sogar die Standorte der umliegenden Häuser denen auf der Karte. Und das dort musste das Grundstück sein, auf dem das schwarze Kreuz eingezeichnet worden war. Bedacht ging ich darauf zu.

Ein weitläufiges Grundstück, sorgfältig mit einem etwa einen Meter hohen Metallzaun umgeben, überall Spieße, selbst auf der Türpforte. Zunächst umrundete ich das Objekt, um mir ein erstes Bild zu machen.

Inmitten der Fläche ragte ein heruntergekommenes Haus empor, das auf mich den Eindruck machte, als habe es gebrannt. Einige, nicht alle, Fenster hatte man vernagelt, der Putz bröckelte an vielen Stellen; das Dach mit einem Loch so groß, dass ein Storch mit ausgebreiteten Flügeln hätte hindurchfliegen und auf dem Dachstuhl landen können. Ein verwilderter Garten umgab die Ruine, die seit Jahren niemand betreten haben konnte. Oder sollte das alles nur so aussehen?

Denn schaute ich genauer auf die Karte, dann lag das schwarze Kreuz nicht auf dem Gebäude, sondern daneben. Von außerhalb des Zauns war allerdings nichts zu erkennen.

Es dauerte eine Weile, bis ich eine geeignete Stelle fand: Eine der Zaunstangen war so rostig geworden, dass sie nicht mehr richtig im Betonpfosten steckte. Ich trat dagegen und drückte so lange, bis ich mich hindurchpressen konnte. Gleich darauf fand ich mich in einem dichten Gestrüpp wieder, aus dem ich mich regelrecht herauskämpfen musste, ehe ich endlich im verwahrlosten Garten stand, in dem kaum noch der gepflasterte Weg erkennbar war. Allerdings: Prima Deckung, kaum erreichbar. Ein Versteck, das es wert war, ausgedehnter untersucht zu werden.

An dieser Stelle half mir Stubenrauchs Kartenfetzen nicht weiter. So konnte ich nur Ausschau halten nach etwas Ungewöhnlichem auf dem Gelände; etwas, das der besonderen Markierung entsprechen musste. Wenn Dwight Recht behielt, dann wäre es ein Bunker. Und liegen Bunker nicht üblicherweise unter der Erde?

Der Garten war so undurchsichtig, dass zu meiner Linken nur die Hausruin-

ne wie ein Leuchtturm stets sichtbar war. Straße und Zaun konnte ich schon gar nicht mehr wahrnehmen.

Überall rankten sich krautige Gewächse empor, ein Wald aus Efeublättern bedeckte gar eine ganze Front der alten Villa. Haseln, Pappeln, krumme Robinnien. Es duftete fruchtig und bitter, Blüten und Blätter in tausend Formen und Farben. Das hohe Gras ineinander verknotet, dass das Hindurchschreiten mühselig wurde. Das Paradies des Botanikers? Ein wilder Garten, der die Fantasie des Schriftstellers anregt? Was könnte man dem hinzufügen?

Vielleicht einen alten Grabstein, der aus dem Gebüsch hervorragte?

Erstaunt blieb ich stehen und bewunderte, was nicht ganz ausgeschlossen, aber doch ungewöhnlich im Vorgarten eines Privatgrundstücks ist. Ein Grab, wirklich?

Ob es eine Falle war? Ich hatte jetzt das Haus einmal umrundet, und dieses Grab war tatsächlich das Einzige, das auffiel. In seiner Verwitterung und Überwucherung passte es zwar gut in die unbeschnittene Natur, und zunächst machte nichts den Anschein, als wäre dieser Ort in letzter Zeit betreten worden. Genauso gut konnte es aber sein, dass alles genauso aussehen sollte. Was wäre eine bessere Tarnung? Wer keine Karte mit Kreuz in der Tasche hatte, wüsste ja gar nicht, was er hier sollte!

Was nun stand auf dem Grabstein? Ehrfürchtig trat ich heran, bedacht auf unbeschwerten Fuß, um keinen Draht zu zerreißen oder eine Trittplatte zu beschweren. Wer so geheimnisvoll tut, dem wäre viel mehr zuzutrauen!

In kaum noch lesbaren Buchstaben stand dort: „Hier ruht Parker“. – Parker, das war also der Name! Über die letzten Stunden hatte ich mich vergeblich bemüht zu erinnern, welchen Namen Dwight genannt hatte. Parker, das war es! Parkers Bunker.

Was ganz und gar nicht zum Alter des Grabsteins passte, war die Grabplatte. Ehrlich gesagt sah sie nicht einmal nach Stein aus. Den Grabstein hatte man aus einem matten Basalt angefertigt, doch die Oberfläche der davor liegenden Grabplatte glänzte ... wie Metall!

Mit dem Fuß stieß ich dagegen und hörte einen blechern klingenden Ton. Da half auch aller Anstrich nichts – das war keinesfalls eine Grabplatte. Schnell

begriff ich, dass es der Eingang zum Bunker sein musste. Aber wie öffnete man ihn?

Eifriger schlich ich herum und suchte nach einem Schalter, einem Knopf, irgendetwas. Mit bloßer Hand ließ sich der Deckel jedenfalls nicht anheben. Hinten am Grabstein fand ich schließlich einen winzigen Knopf unter einer Gummi-Abdeckung. Nachdem ich ihn gedrückt hatte, summte etwas, das erinnerte an einen Garagentüröffner. Sekunden später wurde die Grabplatte mithilfe zweier Hydraulikstifte in die Höhe gehoben – und offenbarte eine in die Tiefe hinabführende Treppe. Ein Licht schaltete sich automatisch ein und erhellte die Stufen.

Neugierig spähte ich nach unten, es war nicht tief. Die letzte Stufe lag nur gut drei Meter unter der Erde. Welches bessere Versteck hätte man sich wünschen können? Aber war es auch bewohnt?

Bevor ich meinen Weg fortsetzte, fragte ich mich: Was will ich wirklich hier? Bin ich denn auf der Suche nach einem Versteck? Bin ich auf der Flucht vor Gefahr? Oder Einsamkeit? Was hat mich in diesen Garten geführt? Was habe ich mir von der Karte mit Kreuz versprochen? Den Seelenfrieden und die Rückkehr in ein normales Leben? Gewiss nicht.

Was immer ich dort unten finden sollte: Eine leere Höhle, ein üppiges Lager, ein Skelett, einen Schatz, einen eingeschlossenen Infizierten – nichts davon würde mich wirklich weitertragen in meiner Unbeständigkeit. Mittlerweile war ich so ruhelos geworden, dass allein mein Name mich an meine Identität erinnerte. Ansonsten lebte und atmete ich in den Tag, ohne Vorsatz, ohne Plan, ohne Ideen.

Wem hätte ich mich öffnen sollen? Keine Familie, keine Freunde, nicht einmal ein bekanntes Gesicht. Alle waren gegangen. Die wenigen, die ich vor diesem Schicksal kannte, würde ich nie erreichen. Und wenn es anderswo genauso wie in Milwaukee war, dann hätte sie zu erreichen auch keinen tieferen Sinn.

Und diesseits der Hölle? Wie groß waren meine Aussichten auf eine vertrauenswürdige Gruppe? – Bei meiner Erfahrung mit Herumtreibern? Sollte ich mich einer Familie von Überlebenden anschließen? Etwa den Hispanics? Würde ich mich bei ihnen je heimisch fühlen? Oder am Ende wie eine fehlgeleitete Ameise sein, die nur noch im Kreis durchs immergleiche Wohnviertel rennt? Habe ich so wenig zu bieten, dass mich nichts und alles auf den Beinen

hält? Welch' größere Verdammnis gibt es, als ziellos und nutzlos durch die Welt zu irren?

Ist der Mensch allein nichts wert? Ein einzelner Mensch? Kann er nur in der Gruppe erstarken und nützlich sein? Was hatten denn die Urvölker vor 20.000 Jahren im Wald zu bieten? Die lebten doch auch in den Tag, bereiteten ihr Essen, fertigten Werkzeuge, besserten ihre Behausung aus, bis der Tag verstrichen war. Die wurden auch nicht angeleitet durch einen Leitstern, eine übergeordnete Aufgabe.

Und so sah ich: Wenn die Gesellschaft zu Chaos zerbricht, und die Menschen sich verstreuen, nicht zu organisieren wissen, auf ihren eigenen Vorteil bedacht sind ..., wie leblos und wenig lebenswert die Welt werden kann. Nicht einmal der Gottglauben stand mir zur Verfügung: Wo ich einem höheren Wesen mein Seelenunglück vorweinen, Hoffnung und Trost erwarten kann.

Diese Frustration im Herzen angestaut, trat ich angstlos die Stufen herab. Was konnte da unten schon sein, das mich noch unglücklicher werden lässt? Dass ich in ein Grab hinabsteige, gab der Ironie ihr Übriges.

Drei Räume, davon einer mit Technik und einer großen Batterie. Am Fuß der Treppe traf ich auf diese abgeschiedene Bleibe, kärglich erleuchtet durch je eine Deckenlampe in jedem Raum. Sie waren sternförmig miteinander verbunden, am Fokus lag die Treppe.

Es war nicht schwer zu erkennen, dass niemand hier unten auf mich warten würde. Stand ich am Treppen-Ende, konnte ich bequem in alle Räume sehen. Es gab keine Verstecke, keine Geheimnisse. Und doch je eine Belohnung, wie ich gleich schildern werde.

Der erste Raum, der mit Technik, enthielt Rohre und einen großen Kasten, darauf hatte jemand in der Ecke „Filter“ geschrieben. Eine Batterie war damit verbunden und betrieb das Gerät, jedenfalls leuchteten drei Dioden daran, zwei Grüne und eine Rote, in Reihe angeordnet. Wie lange die Batterie den Betrieb des Luftfilters wohl durchhielt? Tage? Wochen? Die Anlage arbeitete jedenfalls, und aus einem Schacht blies frische Luft von der Oberfläche in den Bunker. Sie verdrängte in den folgenden Minuten die stickige Atmosphäre, die hier tagelang, vielleicht länger, vorgeherrscht haben musste. Es gab auch eine Tafel

mit Werkzeugen in diesem Versorgungsraum, einen Eimer, eine Schaufel, Kabel, Klemmen, Stiefel, solche Dinge.

Plötzlich wurde es dunkler – der Sargdeckel schloss sich über mir. Nun stand ich mehr oder weniger in der Dunkelheit, denn die drei Deckenleuchten gaben wirklich nicht viel Licht von sich. Hier unten konnte man, wenn man nicht auf sich acht gab, sehr schnell depressiv werden.

Ein erfreutes Schmunzeln gewann ich daher dem zweiten Raum ab, einem Lebensmittel-Lager! Der Raum war im Prinzip kaum größer als der erste, nur zwei mal drei Meter. An drei Seiten waren Regale angebracht, die bis unter die Decke mit allerlei Tüten, Dosen, Bechern, Kisten und Gläsern vollgestellt waren. Die Mitte des Raums nahm ein schmaler Tisch ein.

Meine Augen mussten geleuchtet haben, als ich mich mit knurrendem Magen umsaß. Ich nahm eine der Dosen, eingemachtes Sauerfleisch, aus dem Regal. Vor zwei Monaten abgelaufen. Dann griff ich nach einem Glas Einmachobst. Abgelaufen. Hartes Fruchtgummi. Gewürze.

Ich fand kaum etwas, dessen Verfallsdatum nicht wenigstens ein paar Wochen zurücklag. Glücklicherweise kann man die meisten Dinge auch danach noch essen, Geruch und Geschmack sey Dank. Außerdem durfte man heutzutage nicht wählerisch sein.

Nur eines blieb merkwürdig: Es gab keinerlei Wasservorräte! Und schaute man genauer hin, gab es nicht einmal etwas, um Wasser zum Kochen zu bringen, wenn man denn welches gehabt hätte. Keine Kochplatte, kein Campingkocher mit Gaskartuschen, nichts. Nicht einmal einen Topf konnte ich entdecken.

Eigentlich wäre nur eine elektrische Heizplatte sinnvoll gewesen, offenes Feuer hätte hier unten den Erstickungstod zur Folge! So stellte ich mir vor, dass der Bunker-Herr nicht alles hier unten lagerte, sondern im Notfall einen Teil seines Equipments aus dem Haus mitbringt. Mit Bedauern schaute ich auf die zahlreichen Tüten mit Nudeln, Reis, Linsen und Erbsen – wie sollte ich das essbar kochen?

Betrübt wendete ich mich dem dritten Zimmer zu, kaum größer als die ersten beiden. Darin stand ein breites Bett, und darüber drei Regalboards mit Büchern und Schachteln. Die sonst kahlen Wände waren verziert mit einem Kalender (Mai vom vorletzten Jahr), einer Liste mit Telefonnummern und Radiofrequenzen, einem Spiegel, einem Bild von einem Waldweg und einem Hund sowie zwei Pinup-Girls. Zumindest letzteres zeigte mir an, dass der Ei-

gentümer ein Mann sein musste.

Entspannt durchatmend – die Stille war es insbesondere, die mein Herz und meinen Geist zur Ruhe kommen ließen – setzte ich mich auf das Bett und legte die Füße hoch. Das hellgraue Bettzeug stieb ein wenig Staub durch die Luft, der sich rasch verteilte.

„Es hätte mich schlimmer treffen können!“, dachte ich mit Blick auf das rothaarige Pinup-Girl Alexis. Wer kann schon seufzen und meckern über einen intakten Bunker ohne Schimmelbefall? Prall gefüllt mit Vorräten und einem weichen Bett? Was grämt dich daran, Coresta?

Wie immer ich es anstellte – ich konnte mir kein Lächeln abgewinnen. Vielleicht morgen? Wenn ich mich an alles gewöhnt hätte?

Ehe ich mich versah, war ich eingeschlafen. Das bequeme Bett musste wie ein Zauber auf mich gewirkt haben.

Als ich wieder aufwachte, war alles wie vorher: Das gedämmte Licht, das Brummen der Lüftung. Ein leichter Luftzug ging durch die türlose Einrichtung und bewegte die Poster an den Wänden.

Es fühlte sich falsch an, hier zu sein. Es war weder mein Bunker, noch mein Verdienst, den Bunker gefunden zu haben. Wer war dieser Parker? Und würde er zurückkehren?

War er ein Söldner? Dann fiel mir ein, dass ein Söldner sich kaum so ein großes Grundstück mit Villa hätte leisten können. Es musste einer der reichen Säcke sein, so einer wie Stubenrauch. Einer seiner Geschäftspartner? Ein Vertragspartner im Bunde mit den Söldnern?

Meinem schlechten Gewissen musste ich mit Appetit begegnen.

Vor den Vorräten stehend, konnte ich mich lange nicht entscheiden. Vieles hatte ich seit langem nicht mehr gegessen. Besonderen Hunger hatte ich auf Knäckebrot und Nüsse.

Also setzte ich mich aufs Bett zurück und knusperte mein Essen, sodass die halbe Decke vollkrümelte. Darum scherte ich mich wenig, starrte lieber weiter bedächtig und verschlossen gegen die Wand und suchte nach dem Sinn des Lebens.

Es muss eine Stunde gedauert haben, bis ich eine ganze Tüte mit Nüssen

verzehrt hatte. Anschließend wusste ich nicht so recht, was sonst in dieser Stunde geschehen war. Wie gelähmt gab ich mich dem Schicksal hin, und lebte wie die Made im Speck. Wenn ich nicht achtgab, würde ich mit meinen Vorräten nicht klug haushalten.

Dann holte ich mir Nachschlag: Dosenfisch und Dosenobst. Der Bückling schmeckte so scheußlich, dass ich mir zur Erheiterung vorstellte, wie Parker, der reiche Schnösel, zu Lebzeiten Koi-Karpfen züchtete, und ein Vermögen für deren Aufzucht und Haltung ausgab. Schließlich bricht die Wirtschaft zusammen, und ihm bleibt nichts übrig, als seine Karpfen mangels Essen zu braten. Und in diesem Moment, schmunzelte ich, würde ihm der teure Koi nicht anders munden als mir der Bückling. Wie ich das Wasser der Obstdose getrunken hatte, war ich endlich zufrieden. Ich bekam sogar Lust, mir mein neues Zuhause genauer anzusehen.

Schlecht war es ja nicht, dieser Unterschlupf: Praktisch nur auffindbar, wenn man weiß, wo man suchen muss; der Garten uneinnehmbar und wenig attraktiv für Plünderer. Das alles beruhigte mich. Würde man ein helleres Licht haben, und ein wenig mehr Zierde an den Wänden – es ließe sich hier aushalten.

Bald langweilte ich mich so sehr, dass ich mir ein Buch nach dem anderen aus dem Regal nahm: Der Besitzer hatte einige historische Romane hier abgeladen, darunter selbstverständlich die Bibel. Alles roch leicht modrig, vermutlich der hohen Luftfeuchtigkeit geschuldet. Erst nachdem die Lüftungsanlage einige Stunden gelaufen war und die Luft ausgetauscht hatte, wurde das Atmen angenehmer. Jedenfalls gab es auch Werbeflyer, das Handbuch für einen Rasenmäher, ein Buch über Horoskope und eines über das richtige Skat-Spiel. Alles insgesamt belanglos, aber doch so abwechslungsreich, dass man eine Weile zu Lesen hatte.

Einen Teil des Regals nahm Schnick-Schnack ein: Porzellanfigürchen von Tieren, beinahe kindisch; eine Schatulle mit Holzknöpfen – merkwürdig; ein ausgetrockneter Kugelschreiber, ein Dame-Brett mit nur sechs Spielsteinen, auch noch einfarbig. Damit ließ sich wirklich nichts anfangen. Meine Pistole, für die ich keine Munition mehr hatte, legte ich daneben, in der Überzeugung, dass sie zum nutzlosen Tand dazugehöre.

In Lethargie brachte ich beinahe eine Woche zu. Erst nach einigen Tagen begann ich die Nächte zu zählen, also schätze ich, es waren vier oder fünf. Beinahe jeder Tag verlief so gleichartig, dass es sich anfühlte, als würde ich in einer Zeitschleife feststecken; als wäre ich endgültig in einer Sackgasse angekommen.

Dabei war es trotz aller Vorräte und des bemerkenswert bequemen Bettes einigermaßen mühselig, den Bunker zu bewohnen. Da es beispielsweise keine Toilette gab, musste ich zum Wasserlassen an die Oberfläche, auf die Gefahr hin, gesehen zu werden. Und was mein Trinkwasser betraf: Bereits am zweiten Tag stellte ich einige leere Dosen und Becher auf den Grabstein, doch es regnete die ganze Woche nur ein einziges Mal ganz leicht. So musste ich meinen Wasserbedarf weiter aus Dosen mit eingelegtem Obst decken, aus allen Lebensmitteln, die einigermaßen Feuchtigkeit enthielten. Was blieb, war beständiger Durst – nach einem einfachen Glas klaren Wassers.

Die Essensreste und nicht ausgespülten Dosen stapelte ich immer eine Weile, bis ich sie nach oben brachte und in einem Gebüsch deponierte. Das war ganz klar nicht die beste Lösung, denn so etwas lockt immer Viehzeug an. Und wenn Waschbären herumwühlen, dann ist das auffällig.

Um nicht verrückt und depressiv zu werden, bemühte ich mich um einen geregelten Tagesablauf.

Nach dem Aufwachen ärgerte ich mich zunächst über das Deckenlicht, das mir beim Schlafen ununterbrochen ins Gesicht schien. Der Erbauer meinte wohl, es sey eine gute Idee, die Beleuchtung mit der Luftversorgung zu kombinieren, sodass nur beides arbeitete, oder gar nichts. Das Schlafen selbst wurde dadurch zur Tortur: Nicht nur das ewige Brummen, auch das unerträgliche Deckenlicht, das ich abschirmte, indem ich mir die Decke übers Gesicht warf.

Nachdem ich gerädert erwacht war, machte ich mir eine kleine Freude und suchte mir etwas Leckeres aus dem Vorratsregal. Das sollte jeden Tag etwas anderes sein. Mal fand ich eine Tüte Rosinen, mal ein Glas stückige Tomaten, mal ein Probiergläschen Marmelade. All das, was ich mir so über den Tag in mich hineinstopfte, passte freilich hinten und vorne nicht zusammen. Entsprechend reagierte meine Verdauung. Von einer gesunden Ernährung konnte also weiterhin keine Rede sein, jedenfalls so lange nicht, bis ich eine Möglichkeit zum Kochen gefunden hätte.

Bis zum Mittag versuchte ich mich geistig zu beschäftigen, indem ich ge-

langweilt durch die vorhandene „Bibliothek“ blätterte, ja sogar die Bibel. Allerdings musste ich mich dazu zwingen, denn an keinem Satz wollten meine ermatteten Augen hängen bleiben.

Eine Weile versuchte ich es mit Spielen, und zwar Karten sortieren, Karten zu Häusern bauen, die vorhandenen Dame-Steine zu möglichst vielen geometrischen Figuren zusammenlegen. Und wenn ich damit durch war, frug ich mich, weshalb ich eigentlich in diesem Bunker hocke. Ich meine, es gab keinen ernstesten Grund, mit Ausnahme des bequemen Zugriffs auf Lebensmittel, die ich da draußen nicht so leicht finden würde. Es war ja nicht so, dass ich mich hier verkriechen musste, weil ich nicht an die Oberfläche *durfte*, etwa wegen radioaktiver Strahlung. Mir stand ja frei, jederzeit meinen Weg fortzusetzen!

Dies war einer der Gründe, warum ich nicht nur mit Karten und Dame-Steinen spielte – sondern auch mit meiner Pistole.

Selbstverständlich wusste ich, dass sie nicht geladen war. Den letzten Schuss hatte ich auf Stubenrauch abgegeben, und da war es schon ein Leerschuss. Aber selbst, wenn nur eine Patrone im Lauf gewesen wäre, hätte mich das von meinem Leichtsinn nicht abgehalten. Wie bewunderte ich die elegante Form; das in meiner Hand liegende Gewicht. Ich zielte einige Male durchs Zimmer, auf die PinUp-Girls, auf den Türrahmen, und schließlich schaute ich auch einmal direkt in den Lauf. Nur aus Neugier selbstverständlich. Dann erwischte ich mich, wie mein Finger am Abzug lag und etwas darauf drückte. Hätte ich es getan, wenn ein letzter Schuss vorrätig gewesen wäre?

Es muss erstaunen, dass ich die Pistole in diesen Momenten nie schreckhaft beiseite legte, etwa als wollte ich sagen: „Coresta! Bist du wahnsinnig! Es gibt noch so viel Lebenswertes!“

Tatsächlich, wenn ich darüber nachdachte, kam mir nichts Lebenswertes in den Sinn. Immerhin hockte ich im Bunker und fraß aus Dosen. Niemand wusste, dass ich hier sey. Niemand würde mich vermissen, wenn unter der Erde ein einzelner, dumpfer Schuss ertönt.

Nein, wenn ich mir des Waffenspiels bewusst wurde, dann legte ich die Pistole stets gelangweilt beiseite, so als sey nichts dabei. Sie gehörte zu mir, konnte mich töten oder mir den Weg freischießen. Aber ansonsten war sie wie ein Stück Metall; wie ein Türscharnier oder das Blatt eines Spatens. Allein nützlich für die, die damit umzugehen wissen.

Zurufe erhielt meine Depression durch das Nichts aus dem Radio. Bereits

am Tag Zwei entdeckte ich unter dem Bett eine Holzkiste, darin lag ein Taschenradio, das mit einer Kurbel aufgeladen werden konnte. Sogleich witterte ich Hoffnung und drehte wie ein Äffchen am Leierkasten. Doch empfang ich nur Rauschen.

Von der einen Zimmerecke ging ich zur anderen, besuchte alle Räume, ging an die Oberfläche. Welche Modulation und Frequenz ich auch anwendete, wohin ich die ausziehbare Antenne auch richtete – es war tatsächlich nichts zu empfangen! Bediente ich das Radio falsch? War die Elektronik beschädigt? Leider verstand ich von dieserlei Dingen zu wenig; ich zählte mich zu jenem Teil der Bevölkerung, die sich darüber freuen, den Fernseher erfolgreich eingeschaltet zu haben. Aber es hatte keinen Sinn.

Aus Gewohnheit gehörte auch das Leiern am Radio zu meinen täglichen Aktivitäten. Dann suchte ich mir eine rauschende Frequenz aus und hörte ihr eine Weile zu. Das wiederholte ich dann auf einer anderen Frequenz, solange, bis ich mir sicher war, allein auf der Welt zu sein.

Man stelle sich vor, eine Woche im dunklen Keller zu sitzen. Die Luft schmeckt komisch, ein muffiger Geruch verbreitet sich und wird nur dann verdrängt, wenn eine meist verfallene Konservendose geöffnet wird. Niemand ist dort zum Reden, niemand zum Absprechen, zum Gedankenaustausch. Jede Idee muss allein entschieden werden. Rücksprache war nicht möglich, Abstimmung war nicht möglich. Verantwortung konnte nicht geteilt werden.

Stundenlang harrte ich knapp unter der Erdoberfläche, und wäre nicht das unbeirrbar Summen des Lüfters gewesen – es fühlte sich an, als würde man in seinem eigenen Grab sitzen. Dabei heißt es immer: „Es gibt keine unangenehmen Begebenheiten. Alles ist Erfahrung.“

Kein anderer Ton oder Geruch drangen zu mir vor: Vogelgesang, Insekenschwirren, rauschende Blätter, duftendes Gras. Selbst ein paar Schüsse in der Entfernung hätten eine willkommene Abwechslung bedeutet. Man hätte sich fragen können: Wer und woher? Gefahr für mich? Ein Ort zum Helfen oder Plündern? Jede Geringfügigkeit hätte die Beschäftigung meines Geistes befeuert. Aber würde ich noch weiter hier hausen – ich würde eines Tages wie ein gehirntoter Zombie aus meiner Gruft kriechen.

Wann immer ich an die Oberfläche kam, selbst zum kurzen Beine vertreten, war es wie eine Befreiung. Ich ließ das Sonnenlicht in meine Augen fallen, ich atmete minutenlang tief ein und aus. Einmal kniete ich mich in den Garten und griff beidhändig das Gras – nur um wieder etwas Lebendiges festzuhalten. Und schließlich, wenn es wieder Zeit war, mich in den Bunker zu begeben, bedauerte ich es und verfluchte das tiefe Loch.

Nach einer Woche dann überwog die Skepsis am Nutzen meines unterirdischen Lagers: Ewig konnte ich hier nicht bleiben, warum also warten? Die Vorräte hätten mich sicherlich noch Wochen am Leben erhalten, und ein trockenes, weiches Bett ist gewiss auch nicht zu verachten. Vom Schutz für mein eigenes Leben ganz zu schweigen. Doch ich frug mich auch: Welchen Schutz und Erhalt bedürfte ein Leben, das nichts anderes tut, als ratlos herumzusitzen?

Ob ein anderer an meiner Stelle so entschieden hätte? Vielleicht, wenn er auch allein gewesen wäre. Wenn er genauso ängstlich davor gewesen wäre, in diesem Loch zu verrotten. In diesem beleuchteten, wohl gefüllten, mit Bett, Büchern und Radio ausgestatteten Loch, das für einige Tage mein Zuhause war. Doch es wurde Zeit – für einen Tapetenwechsel.

Wildnis

Bevor ich mich auf den Weg machte, legte ich mir alles zurecht, das ich mitnehmen wollte. Für wahr, es war nicht viel.

Einerseits hatte das den Grund, dass ich mich bewusst nicht mit Dingen abschleppen wollte, die ich vielleicht nie brauchte. Es soll ja Leute geben, die tragen einen schweren unhandlichen Werkzeugkasten mit sich herum, der sie dann an der erfolgreichen Flucht hindert. Andererseits fehlte es mir schlicht an einer Möglichkeit zum Verstauen.

Während meiner Gefangennahme im Parkhaus hatte man mir meine Jacke weggenommen. Das wäre nicht nur ein Problem geworden, wenn ich bis zum Winter im Bunker ausgeharrt hätte: Denn die Batterie, falls sie überhaupt so lange arbeitete, betrieb allein die Lüftung und das Licht. Eine Heizung gab es nicht. Jetzt, wo es auch tagsüber windig auffrischte, merkte man das Fehlen einer guten Jacke umso mehr.

Immerhin hatte ich meine Hosen. Zwar starrend vor Schmutz und zer-

schlissen, jedoch, es gab diese tiefen Taschen. Es waren aber eben nur Hosentaschen. Darin war keine einzige Konservendose aus dem Lager unterzubringen.

So sehr ich auch suchte, ich fand nichts, das sich mit einer Tasche oder einem Rucksack vergleichen ließ. Zunächst. Dann kam ich auf den Gedanken, das Bettzeug abzuziehen und den Kopfkissen-Bezug als Beutel zu nutzen. Ich würde diesen nie bequem tragen können, immer nur einhändig, und es würden sich gewiss auch nur leichte Dinge darin verstauen lassen, bevor er reißt.

Und so stand ich vor einer Auswahl an Dingen, die es nun auszusortieren galt. Vor allem Lebensmittelpäckchen legte ich weg, so viele wie ich es vertreten konnte. Zuletzt nahm ich nur Knäckebrot, zwei Tüten Nüsse und eine Dose Fertigreis mit mir. Die Dose, stellte ich mir vor, könnte ich später zum Wassersammeln in den Regen stellen.

Anschließend hielt ich das Radio in der Hand, drehte es aufmerksam und wusste: Schön und gut. Hier unten hatte es nicht funktionieren wollen, warum da draußen? Wäre das Radio ein Grund mich auszurauben? Würde ich es gefahrlos hören können oder wäre es ein Geräuscharmagnet für Tomacs? Ich stellte es zurück ins Regal.

Viel wichtiger schien mir dichte Kleidung zu sein. Denn ich trug am Oberkörper nur ein kurzärmeliges Hemd. Einer der Gründe, weshalb ich beinahe ununterbrochen in eine Decke eingewickelt war. Ob sich etwas aus der Bettdecke machen ließe? Aber wie, ohne Nähzeug? Nicht einmal ein Messer hatte ich, um mir Teile zuzuschneiden. Ein armseliges Überleben.

Merkwürdigerweise wollte ich nicht auf die leergeschossene Pistole verzichten. Vielleicht eine Form eingebildeter Sicherheit? Schwer wog sie in meiner Hand und war so unnütz wie ein eisernes Bügeleisen. Trotz allem steckte ich sie in den Gürtel.

Dann half es nichts weiter – ein letztes Mal betätigte ich den Schalter zum Öffnen des Schachts, und ging, ohne mich umzudrehen, aus dem Garten heraus, wie ich ihn betreten hatte.

Nichts hatte sich geändert: Dieselbe menschenleere Einöde wie vor einer Woche. Ruhig und gefährlich, schlecht einzuschätzen, unmöglich gutzuheißen.

Ich lauschte eine Weile in die Stille, aber zur Rückkehr in den sicheren

Bunker konnte mich nichts überzeugen. So ging ich behäbe, als würde ich zum Supermarkt schlendern, die Straße hinunter, bis zur ersten Kreuzung. Das Ganze wiederholte ich, bis ich die dritte Querstraße erreicht hatte, und die Abstände zwischen ihnen weiter zu werden schienen. Tatsächlich hatte ich es mir aufgrund des Fehlens jeglichen Ziels in den Kopf gesetzt, solange wie nur möglich geradeaus zu gehen, bis ich zu einer Richtungsänderung gezwungen wäre. Und wem ich auch begegnen sollte – dem würde ich mich anschließen oder ergeben.

Diesen Gedanken behielt ich absichtlich tapfer im Hinterkopf, denn es war ja auch die Hoffnungslosigkeit, die mich antrieb. Warum sollte ich dann nicht meinem Tod mit einem erlösenden Lächeln begegnen; einem „na endlich ...“?

Nach nur drei Stunden Weg quälte mich der erste Hunger. Das Gehen machte mich müder als erwartet; vielleicht war ich eher das fliehende Rennen gewohnt, das Zurücktreten, Zurückschießen, die Angst entdeckt zu werden. Vermisste ich das? Wohl kaum. Denn mein Gemüt war eigentlich ein anderes. „Heuchlerin“, flüsterte ich mir beim Blick auf die Pistole im Gürtel zu.

Noch bevor es Nacht würde, musste ich einen Unterschlupf gefunden haben. Wenn die Kälte zurückkehrte, wie sie in den letzten Nächten vorherrschend gewesen war, dann sollte ich auch über ein Feuer nachdenken.

Erschütternde Angst überkam mich bei dem Gedanken, sorglos an einem wärmenden Feuer zu sitzen; mitten in der Nacht, wo man, vom Feuer ausgehend, keine zwei Meter in die Dunkelheit spähen kann. Ich würde doch nicht ernsthaft wie beim Camping herumsitzen, in der Asche wühlen und meine Nüsschen naschen! Nein, eher war ich wie eine Maus beschaffen, die freiwillig eine Umzäunung bevorzugte, noch besser eine Mauer, eine Stahlwand mit nur einer Tür. Manche könnten das Gefängnis nennen, und wollten keiner Einrichtung fern sein. Aber wussten die auch, was ich wusste? Welche Kreaturen in den Wäldern herumgingen?

Man müsste, überlegte ich mir während meiner Wanderung, jeden Abend in ein anderes Haus einbrechen, sich dort einrichten, etwas plündern, übernachten, am nächsten Morgen weiterziehen.

Da gab es nur jenes Problem, dass ich weder zum Einbrechen noch zum Plündern geschaffen war, schon gar nicht allein und ohne Werkzeuge. Es war nicht nur die Angst vor möglichen Einwohnern, die zurecht ihr Heim verteidigen!

Innerlich empfand ich Mitgefühl für die Vertriebenen, und ich wollte ungern jene Fremde sein, die sich am Gut der Ansässigen bediente, und das allein aus Bequemlichkeit! Man verstehe mich nicht falsch: Wenn Not am Mann war, würde ich alles zum Überleben tun! Wäre ich am Verdursten und wüsste um eine Flasche Wasser im Haus gegenüber – warum sollte ich nicht das Fenster einschlagen, mich ins Innere zwingen und nehmen, was mich am Leben erhält?! Alles andere wäre ja auch unvernünftig!

Jedoch, solange es sich vermeiden ließ, wollte ich die Grundstücke unbetreten, die fremden Häuser unangetastet lassen. Und was war, wenn es irgendwann keine Häuser mehr gebe?

Schon jetzt wurden die Straßen immer länger, und immer weniger Häuser reihten einander auf. In einer Großstadt war ich schon lange nicht mehr, vielleicht nicht einmal in einem Vorort. Bald würde mein Weg in die ländliche Provinz gehen; ich dachte dabei an vereinzelte Farmhäuser, und sonst nichts dazwischen.

Was soll's – ich sollte mir die Gedanken nicht so vernebeln. Wer konnte schon sagen, was mich noch erwartete?

Die erste Nacht verbrachte ich nun doch im Freien. Als es dunkelte, ging ich zwar noch immer an einer Straße, an der im Abstand von zwanzig Minuten ein Haus erschien; doch jedes dieser Häuser wirkte gespenstisch und überwältigend; jedes wie eine Burg, in die einzudringen mehr Mühe als Nutzen machte.

Stattdessen übernachtete ich am Straßenrand, hinter drei großen Büschen, nur einen Steinwurf von der Straße entfernt. Es wirkte wie ein sicheres, verdecktes Plätzchen, solange ich mich ruhig verhielt. So wickelte ich mich in alles ein, das ich anhatte, kaute einen Zwieback und wartete auf die Nacht.

Ob ich geschlafen habe? Eingefroren beschreibt es eher: Nach Sonnenaufgang brauchte ich eine halbe Stunde, ehe ich meine Finger und Zehen wieder bewegen konnte. Mein Rücken, mein Gesäß, mein Kopf, alles schmerzte. Eine furchtbare Nacht. Ich schwor mir, dass ich meiner Ideologie würde untreu werden müssen – um einen Einbruch kam ich wohl nicht mehr herum.

Sobald es ging, setzte ich meinen Weg fort, und obwohl es ein schöner Tag wurde, ächzte ich unter jedem Schritt: Die schiere Weite der Straßen erschien

mir gleich einem Höllenabbild. Würde ich bis ans Ende meiner Tage dieser endlosen Richtung folgen müssen? Würde mich je wieder ein menschliches Gesicht willkommen heißen und in seine Arme schließen? Und wo waren die Einwohner alle eigentlich?

Betraff es noch ein Stadtviertel, klang es plausibel, wenn man das Wort Evakuierung dazunahm. Aber hier? Am Rande von Nirgendwo? Es konnten doch nicht alle Einwohner die Flucht ergriffen haben?! Waren die Aufforderungen der Militärs wirklich so einschlagend? Oder nahmen die Bewohner freiwillig Reißaus angesichts der Tomacs? Müsste es dann nicht chaotischer auf den Straßen aussehen? – Alles denkwürdig, der Fluch der Unkenntnis.

Wie ein willenloses Kind war ich, das sich nur auf die Sinne des vor mir Liegenden verlassen konnte. Jeder Eindruck, jedes Bild und Geräusch, formten mein naives Weltbild aufs Neue; ich hatte keine Referenz. Niemanden, der Gerüchte verbreitete. Kein Flugblatt, keine Zeitung, die über aktuelle Ereignisse berichtete.

Auch gefiel mir nicht, ununterbrochen so exponiert herumzustolpern: Meilenweit musste ich gesehen worden sein, und nicht selten haderte ich mit dem Gedanken, mir das nächstbeste Fahrzeug kurzzuschließen. Im Grunde war man ja in der Weite dieses Landes ohne fahrbaren Untersatz verloren. Aber eben auch lauter. Mit einem Auto hätte ich mein Ziel zwar schneller und weniger kräftezehrend erreicht. Da es allerdings kein Ziel zu nennen gab, schloss sich der unsinnige Gedanken.

Am vierten Tag hatte ich den Dreh so langsam raus; ich wurde eins mit der Wildnis und meiner misslichen Lage; ich wurde rauer und dreckiger, war weniger pingelig mit den Orten, an denen ich ruhte und schlief, und den Dingen, die ich mir einverleibte.

Wie eine streunende Katze eilte ich geduckt über die menschenleeren Straßen, kilometerweit im Straßengraben oder von Hain zu Hain. Scharf wurden meine Sinne, beinahe animalisch: Bei jedem ungewöhnlichen Geräusch hielt ich inne, aber ohne Angst, sondern mit einem Auge für den nächsten Fluchtweg oder die nächste Deckung.

Mein Herz schlug unaufhörlich, bildete ich mir ein. Und es hatte nichts Be-

ängstigendes an sich: Vielmehr genas ich die tiefen Lungenzüge, die freie Nase, die Spannung in Rücken und Beinen, dass ich ununterbrochen das Gefühl behielt, ich könnte in Rekordgeschwindigkeit sprinten oder über die nächste Mauer springen.

Dabei wusste ich gar nicht, woher die viele Energie kommen sollte – noch immer hatte ich nichts anderes bei mir als einen Rest Knäckebrot und eine annähernd leere Tüte Nüsse. Die Dose, längst geleert, hatte ich mir an einem Wasserlauf gefüllt. Aber das war alles nicht optimal: Wie transportiert man eine geöffnete Blechdose mit Flüssigkeit?

Nach wie vor mangelte es mir an verschiedenen Dingen: Ein paar Socken zum Wechseln, eine Bandage für eine Prellung beim Sturz auf dem Feld, eine verschließbare Wasserflasche, einem Rucksack usf. Am dringendsten erschien mir ein vollständiges Kleidungsset. Denn obwohl ich durch die stete Anspannung Wärme entwickelte, so fror ich doch bei jedem Wind, ganz besonders nachts.

Erst vergangene Nacht hatte ich auf dem weiten Land eine Gruppe von Gebäuden erspäht – eine Farm, wie ich glaubte. Nachdem ich herangeschlichen war, stand ich vor einer rot bemalten Scheune und zwei Wohnhäusern. Kein einziges Fahrzeug stand mehr auf dem Hof, alles wirkte verlassen.

Das Grundstück eine Stunde beobachtet, drang ich endlich vor und betrat die Scheune. Gerade frischte der Wind auf, die Sonne ging unter. So nutzte ich die Gelegenheit und legte mich ins Stroh. So warm wie in dieser Nacht schlief ich nie zuvor. Zu meinem Glück fand ich die abgetragene Arbeitsjacke des Bauern, leider viel zu groß. Unterwegs trug sie sich leidlich, aber bei Kälte konnte ich mich darin regelrecht einschlagen wie in einen Schlafsack. Wie ich sagte, nicht optimal.

Auch heute Abend suchte ich nach einer Bleibe. In der Dämmerung stand ich wieder einmal an einer Kreuzung mit vier endlosen Straßen. Nur ein Gebäude konnte ich noch erkennen, aber ich hatte keine Ahnung, woran ich war. Für eine längere Beobachtung blieb keine Zeit, also schlich ich direkt heran.

Schon auf Entfernung erkannte ich ein längliches Gebäude mit zahlreichen aufgebrochenen Türen. Ein Motel!

Die kleine Anlage hatte neben dem Empfangshäuschen und einem Wirtschaftsraum nur zehn Zimmer, jedes mit einer riesigen Ziffer gekennzeichnet. Und jede der zehn Türen lag zerschmettert am Boden. Wer auch immer hier ge-

plündert hatte, musste mit brachialer Gewalt gewütet haben.

Kleinkram lag auf der Straße: Zerschmettertes Mobiliar, Glas, Bettzeug und Kissen, Fernseher, Vasen und Tand. Eine Gruppe Wahnsinniger musste hier eingeschlagen sein und wie im Rausch alles zerlegt haben, was sich greifen ließ. Die vorsichtige Kontrolle der ersten drei Zimmer ergab: Hier war nichts Brauchbares mehr zu holen. Was sollte es hier auch geben?

Vor dem Empfang war ein kleiner Snack-Automat angeschlossen – bis zum letzten Riegel geplündert, so sehr ich in dessen Resten auch wühlte. Ich schaute durch die zerschlagenen Fenster des Empfangs – einem kleinen Raum mit Kasse, Schlüsselausgabe, Kalender, Telefon etc. Man kam allerdings nicht herein, denn Tür und Fenster waren vergittert, und diese Gitter hatten standgehalten. Also blieben nur die Zimmer.

Zunächst suchte ich nach einer Art Trinkflasche. Irgendetwas zum Verschießen. Das Beste, was ich finden konnte, war ein verschließbarer Seifenspender. Allerdings brauchte ich dazu fließend Wasser zum Ausspülen.

Dann war es bereits so dunkel, dass ich mich für ein beliebiges Zimmer entschied, die Tür in den Rahmen stellte und mich aufs Bett warf.

Gut schlief ich, und träumte schlecht: Von einer Welt ohne Menschen. Und sollte ich angesichts meiner Eindrücke nicht so einen Unsinn träumen? Vier Tage lang folge ich den Straßen über Land. Kein fahrendes Auto, kein beleuchtetes Gebäude, keine Menschenseele. Immerhin auch keine Infizierten. Was blieb war der Eindruck, als sey ich der letzte Mensch auf dem Planeten. Dabei war ich nur ein herumirrendes Wrack ohne Informationen.

Wie ich in den Morgen döste, frug ich wieder einmal nach dem Sinn meines erbärmlichen Daseins. Warum nicht irgendwo bleiben und dahinvegetieren? Zum Beispiel gleich hier? In diesem Motel? War es hier besser oder schlechter als anderswo? Mit tränenden Augen wünschte ich mich sogar ins Militärlager zurück, wo die Überlebenden wie Vieh zusammengetrieben worden waren. Ich bildete mir ein, dass es eigentlich gar nicht schlecht war. Planlos, aber eben gemeinsam planlos. Heute bin ich wieder allein unterwegs, und kann mich auf nichts als meinen Willen zum Überleben, meine Hoffnung auf eine Rückkehr in die Normalität, verlassen.

Irgendwann raffte ich mich doch auf, getrieben von dem Gedanken, vielleicht in den noch nicht durchsuchten Zimmern etwas Nützliches zu finden. Etwas, das wenigstens an diesem Tag ein kleines zufriedenes Lächeln auf mein Gesicht bringen konnte.

Zunächst einmal war mein Gesicht angeekelt, als ich im vorletzten Zimmer eine Leiche fand. Ja, sie lag gleich neben dem Bett, auf dem Bauch, die Arme von sich gestreckt. Man muss ja dankbar sein, dass die Tür eingeschlagen worden war. Ansonsten wäre der Gestank noch unerträglicher gewesen.

Ein kurzer Blick reichte, dann vermutete ich als Laie: Tot seit zwei Tagen. Aufgedunsen und grau war die Haut des Mannes, und ich wagte ihn nicht umzudrehen oder mich weitergehend für sein Schicksal zu interessieren. Im Grunde wollte ich gar nichts aus einem Zimmer mit Leiche haben und gleich wieder gehen. Aber etwas hielt mich doch im Raum.

Grund für mein Zögern war die Kleidung des Toten: Würde ich sie weiterverwenden können?

Die Schuhe brauchte ich mir gar nicht näher anzusehen – viel zu groß. Eine Hose hatte ich. Was mir fehlte, das war etwas Wärmendes für den Oberkörper. Die Leiche trug dahingehend einen eng anliegenden Pullover, der, so abstoßend es klingen mag, ungefähr meine Größe hatte.

Ich haderte eine Minute, dann noch eine. Sollte ich jetzt schon die Kleidung von Toten tragen müssen, um zu überleben? Wenn ich nicht auskühlen wollte, gab es nur eine Antwort. Und während ich den Toten mit Fingerspitzen und angewidertem Gesichtsausdruck plünderte, redete ich mir ununterbrochen ein, der Pullover würde bei der nächstbesten Gelegenheit gegen ein sauberes Kleidungsstück getauscht werden.

Endlich hatte ich den Pullover abgestriifen, aber er stank furchtbar. Zum Waschen war nichts da, also wickelte ich ihn zunächst in einen Duschvorhang ein, der mit gleichzeitig als Zeltplane dienen sollte.

Die Begegnung mit dem Leblosen ließ mir so sehr den Schauer in die Glieder fahren, dass ich mich schleunigst wieder auf den Weg machte und alle sonstigen möglicherweise nützlichen Funde bewusst ignorierte.

Keine Stunde darauf bereute ich meine Entscheidung. Der Fund einer regen-

dichten Unterkunft war Gold wert zu diesen Zeiten. Insbesondere, da es gerade zu regnen begann. Doch ich hatte bereits eine zu große Strecke zurückgelegt.

Nicht weit von mir sichtete ich einen ausgedehnten Streifen Wald, und ich stellte mir vor, dass ich dort vor dem Regen sicherer sein würde als auf der offenen Straße. Grauer und grauer wurde der Himmel, alles verdunkelte sich – es würde nicht bei einem einfachen Landregen bleiben, hier kündigte sich Sturm an.

Wie ich die ersten Ausläufer der Fichten-Monokultur betrat, suchte ich mir rasch meinen Weg tiefer in den Wald. Dann musste ich anhalten und mir einen Schutz herstellen, denn der Wind peitschte mir Wasser und Zweige ins Gesicht; es war kaum noch voranzukommen.

Einen Unterstand gab es freilich nicht, nur schlanke Stämme, unter denen man keine Deckung finden konnte. So wickelte ich mich in den Duschvorhang ein und wartete, auf dem Boden sitzend, ab.

Vermutlich hatte ich großes Glück, den Sturm auf diese Weise zu überleben. Als der Wind nachließ, sah es aus, als wäre der halbe Wald entastet worden. Dicke und dünne Stangen lagen überall herum. Prima Feuerholz.

Sowie es möglich war, steckte ich einen der Ringe vom Duschvorhang auf den Astansatz eines benachbarten Baumes und spießte die anderen Ecken mit Stangen auf. Darunter war es für eine Weile trocken, aber ich zitterte bei meiner Durchnässung. Wiederholt spähte ich auf den Leichen-Pullover, und griff endlich zu. In Wind und Regen konnte man ohnehin nichts riechen, und jede zusätzliche Schicht bedeutete Wärme, redete ich mir ein.

Bis in die Nacht hockte ich bei leichtem Nieselregen da, und wurde weder trocken noch warm. Willkommen wäre ein ausgedehntes Feuer gewesen, darauf gebratene Kartoffeln und Fische in der Asche. Meine Träumerei zerplatzte in dem Moment, als mehrere armdicke Äste über mir herabstürzten und mir das Zelt zerrissen.

Alles Fluchen und Stöhnen nutzte nichts. Niemand würde meinen Unmut zur Kenntnis nehmen. Ich war so allein wie schon seit Tagen.

Etwas Namenloses ärgerte mich ungemein: Die Summe meines Hungers, meiner klammnassen Haut, meines Fröstelns und Elends. Mit geöffnetem Mund blickte ich nach oben und stillte meinen Durst. Ich war so nah an der Natur, wie es mir als Stadtmenschen nur möglich gewesen wäre. Es fehlte nicht mehr viel, und ich würde zur Gänze in einen urtümlichen Zustand zurückfal-

len: Die Sprache verlernen und was dazu gehört.

Genug hatte ich von weiten Straßen und Kreuzungen, die ins Endlose führen. Insbesondere Leichen konnten mir für eine Weile gestohlen bleiben, am liebsten wollte ich niemals wieder etwas Totes sehen.

Dabei kam die Frage auf: Wovon wollte ich mich nähren? Müsste ich nicht selbst Tiere zum Essen töten? Und wenn ich das nicht wollte, wäre mein eigener Tod gewiss.

Mit knirschenden Zähnen packte ich die zerfetzten Reste, die ich noch mein Eigen nannte, zusammen und ging tiefer in den Wald hinein. Mein Instinkt führte mich weiter und weiter. Wenn die Zivilisation mir nicht mehr wohlgesonnen sey, dann wollte auch ich mich abwenden.

126 Tage, verbrachte ich in den wilden Wäldern. Und davon will ich nun berichten.

Nur zwei Tage nach meiner Begegnung mit dem Sturm verlor ich die Orientierung. Wie ich mich auch drehte: Es war unmöglich zu sagen, in welcher Richtung es zur nächsten Straße ging. Vielleicht war das ein gutes Zeichen?

Einem Wasserlauf folgte ich die nächsten Tage – hatte immer genug zu trinken. Saftige Blätter wuchsen am Ufer, von denen zerkaute ich ab und zu eines. Sie waren verblüffend sättigend. Unaufhörlich beobachtete ich das fließende Wasser, in der Hoffnung, einen Fisch zum Aufspießen zu entdecken. Frustriert aufgrund fehlender Beute, hielt ich mich an die Blätter.

Die Fichten wechselten bald mit Mischkulturen: Ahorn, Robinie und dergleichen, sogar Sumpfeichen und Linden. Nur wenige Früchte konnte ich unterwegs auflesen, meistens wanderte ich hungrig umher.

Zuweilen war die Landschaft wunderschön: Unberührt und echt, wild und struppig, so wie ich. Tiere zeigten sich, doch nichts, das ich fangen konnte. Irgendwann ließ auch der Hunger nach, und ich wendete mich vom Bachlauf ab.

Für zwei weitere Tage fühlte mein Weg über eine große Ebene, und wie ich zurückschaute, meinte ich im Kreis gelaufen zu sein. Überall und nirgends war ich hingekommen. Verhungert irrte ich zwischen den Städten herum, in einer Wildnis, die mir nur als Wildnis erscheinen konnte, weil ich so langsam voran-

kam. Selbstverständlich musste sie in allen Richtungen wenigstens von einer Straße begrenzt sein.

Wie staunte ich über die Entdeckung einer Wohnwagen-Siedlung mitten im Wald! Der Begriff Siedlung ist freilich übertrieben, es waren ja nur drei zusammengestellte Trailer. Ich beobachtete die Anlage eine ganze Weile, ehe ich mich heranwagte. Alles schien verlassen.

Endlich stand ich inmitten der Anordnung: drei der Wohnwagen umgaben einen kleinen Gemüsegarten, auf den ich mich sofort stürzte: Alles war großflächig überwuchert, doch ich fand Kohl, Karotten und Zwiebeln. Wie eine Ziege fraß ich mich ungehemmt durch das Grünzeug und stopfte alles in mich hinein, mitsamt Unkraut und krümeliger Erde.

Während ich vor mich hinkaute, schaute ich mir die Türen genauer an: jede mit einem winzigen Schloss „gesichert“. Dabei hatten die Trailer eine beachtliche Größe und versprachen viel Beute. Sie waren etwa fünf Meter lang und halb so breit. Alle dasselbe Modell.

Endlich hatte ich mich überwunden und schlug eines der Schlösser mit einem Stück Holz ab. Die Tore zum Schlaraffenland öffneten sich: Schon im ersten Trailer fand ich verschlossene Wasserflaschen, Konserven, Süßigkeiten und Backzutaten. Bei diesem Anblick musste ich mich zusammenreißen, besonnen mit diesem Geschenk umzugehen. Und warum sollte ich nicht einige Tage bleiben?

Und das tat ich auch: Trocken, warm und sauber bewohnte ich das Camp für achtzehn Tage, bevor ich weiterzog. Richtig heimisch war ich geworden und kannte den Platz eines jeden Gegenstandes. Ich entwucherte das Beet und goss es regelmäßig. Mit einem alten Lappen putzte ich die verdreckten Scheiben und nahm heruntergefallene Zweige von den Dächern der Wagen. Gleichzeitig suchte ich große belaubte Äste, mit denen ich die Fahrzeuge von außen tarnte.

Hübsch und gemütlich war es geworden – das Gegenteil der Tristesse des Bunkers: Tagsüber schien Licht durch die Fenster, ich wurde vom Sonnenschein geweckt. Regen und Sturm konnten mir nichts mehr anhaben. Es gab zwar keine Decken und kein Bettzeug, doch zwei (beinahe zu warm gefütterte) Schlafsäcke, die man für den Notfall in einer Schrank-Nische verborgen gehalten hatte.

Persönlich wichtig war mir der Fund weiterer Kleidung: Gummistiefel, Regen-Umhang, Mütze und – Strümpfe! Dazu Hosen, leider zu weit, ein Hemd und Arbeitshandschuhe. Das musste ziemlich ulkig aussehen, wenn man sich

damit ankleidete! Doch auch meine alte Kleidung konnte ich wieder instandsetzen: Sowie ich eine kleine Schachtel Waschpulver im Schränkchen fand, legte ich meine stinkenden Fetzen, auch den besagten Pullover, für Stunden in einem Eimer Wasser ein. Und es gab auch Nähzeug im Handschuhfach eines Fahrzeugs, mit dem sich das Nötigste flicken ließ.

Für eine Weile ließen sich die furchtbaren Erlebnisse vergessen, wenn ich abends vor einem kleinen Feuer saß, das durch die herumstehenden Wohnwagen vollständig verdeckt wurde. Dort wartete ich bis zur Nacht und lauschte den Tieren hier am Waldrand. Ob die ehemaligen Besitzer eines Tages zurückkommen? Das war mir gleichgültig. Ob ich hier überrascht werden konnte von Räubern? Von Tomacs? Auch darüber seufzte ich belanglos den Atem aus. Es war, als habe die ständige Angst ein Ende gefunden; als sey ich am Ziel meiner Reise.

Trotzdem wusste ich, dass ich nicht hierbleiben konnte: Die Konserven und das Trinkwasser reichten nicht unbegrenzt, ich würde weiterziehen müssen. Allein kann niemand auf Dauer überleben.

Eines Morgens wachte ich auf und begab mich in das winzige Badezimmer des hauptsächlich von mir bewohnten Trailers. Es gab eigentlich keinen Grund, vielleicht benahm ich mich wie früher: Wenn man sich nach dem Aufstehen die Zähne putzen will.

Plötzlich schaute ich auf und blickte in mein Gesicht. Da war ein kleiner Badezimmer-Spiegel. Und ich sah darin neuerdings eine Fremde:

Wie hatte mich die Wildnis verändert?! Würde ich eines Tages aus dem Wald treten, zerzaust, stinkend, verwildert, vielleicht nicht einmal der menschlichen Sprache fähig?; und würde ich in das erschrockene Angesicht einer Expeditionsgruppe, eines Forscherteams oder einer Einheit Soldaten oder Sanitäter schauen, die sich mit der Suche nach Überlebenden und dem Aufbau einer neuen Gesellschaft befassen? Und würden diese ferner mich nicht als Waldschrat sehen und beim ersten Grunzer annehmen, ich sey etwas, das sie zu sehen fürchteten? Einen letzten, vereinzelt herumstreifenden Tomac?!

Dieses Bild ängstigte mich so sehr, dass ich meine lange geplante Abreise vorzog; eine Entscheidung, die ich lange verzögert hatte. Und wie man weiß,

haben Verzögerungen in den meisten Fällen nichts mit Faulheit zu tun, sondern mit dem Wechsel von Prioritäten.

Der überraschenden Entscheidung zum Trotz nahm ich mir viel Zeit, meine Abreise umfassend vorzubereiten. Denn wer konnte schon sagen, ob und wann ich wieder auf ein so sauberes und vielfältig ausgestattetes Lager treffen würde!

Kleiderreste und den Vorhang eines Schlafraum-Fensters zerschnitt ich mit der Schere und nähte mir eine Umhängetasche. Sie sollte nicht nur robust, sondern auch wenig auffällig sein, wenn ich durch die Büsche streife. Darin verwahrte ich allerlei brauchbare Kleinigkeiten, nebst einigen Lebensmitteln und einer Flasche, die ich verschließen konnte. Eine Flasche mit Schraubdeckel – was für ein Schatz!

In einem der Wohnwagen fand ich eine Nische mit Andenken: Familien- und Urlaubsfotos. Gleichwohl ich keine der Personen kannte, wählte ich mir ein Gruppenbild aus, sowie eines, das zeigte einen See in den Bergen. Ich trug sie fortan bei mir, als handle es sich um eigene Erinnerungen. Wohl dachte ich, es würde meinen Geist nicht ganz entmenschlichen und verwahrlosen, wenn ich ab und zu ein vertrautes Motiv betrachten könne.

Sonst von Wert war mir ein Messer. Allerdings gab es nur Steakmesser aus der Küchenschublade, eigentlich viel zu biegsam und zerbrechlich. Eines davon steckte ich dennoch in meinen „Waffengürtel“, in dem auch meine Pistole Platz gefunden hatte.

Als ich endlich alles beisammen hatte, gab es keinen Grund, noch länger zu warten. Ein letztes Mal schaute ich zurück, mich fragend, ob es wirklich die richtige Entscheidung sey, ein trockenes, sauberes Nest gegen das Unbekannte der Wildnis einzutauschen. Aber allein wollte ich hier keinen Tag länger bleiben.

Vier Tage lang folgte ich dem Fluss und staunte nicht schlecht, kein einziges Merkmal von Zivilisation zu erkennen. Entweder bewegte ich mich wirklich durch ein weitläufiges Naturschutzgebiet, oder ich kam einfach so langsam voran, dass ich für kurze Wegstrecke viele Tage brauchte. So oder so, es ging mir nicht schlecht.

Die mitgeführten Vorräte waren großzügig bemessen, sodass ich mich stets mit gefülltem Magen schlafen legen konnte. Die Nächte wurden jetzt noch einmal so warm, dass mir eine dünne Jacke zum Überdecken ausreichte. Und die Tage, an denen ich mich vor Übergriffen sorgte, lagen so lange zurück, dass ich sie nun nicht mehr fürchtete. Es war, als wäre ich zum Einsiedler geworden, der ziellos durch die Wälder streift; immer nur gerade so überlebend, aber auch nicht mehr bedürftig.

Und so wuchs die Erkenntnis in mir, dass es in den Wäldern allein trostlos sei; andererseits ein ungemeines Gefühl von Freiheit erstarkte. Es war die Lösung jedweder Verpflichtung – ein Bedürfnis, das der moderne Mensch nicht mehr kennt, weil es ausgestorben ist.

Niemand erwartete mich zur Arbeit oder würde mich wegen Fehltagen anrufen. Verantwortung gab es nur mir gegenüber. Ich musste mich nie wieder durch eine Nebelwand aus Spam-Mails kämpfen, die meine Lebenszeit verschwendet. Vorbei war es mit dem Herumtelefonieren nach vermeintlich wichtigen Angelegenheiten wie dem Buchen eines Flugs oder Sitzplatzes im Restaurant. Ich würde mich nie wieder durch unterhaltsame Seiten im Internet ablenken müssen. Mich würde auch niemals wieder die Frage quälen, ob ich für den folgenden Monat genug Geld zusammenhabe, um eventuelle Reparaturen an Auto oder Wohnung bezahlen zu können. An den Verlust meiner Anstellung brauchte ich keinen Gedanken verschwenden, auch nicht an Schulden. Nicht einmal die Wahl des abendlichen Fernsehprogramms wäre je wieder relevant.

Mein Fernsehen bestand aus dem Tag selbst: Großartig und erfrischend war das Wandern durch das Land, das stete Einatmen sauberer Luft, das Hören auf natürliche Geräusche reduziert, die natürliche Dunkelheit bei Nacht. Gut tat es, die müden Füße am Abend hochzulegen und mir ein kleines Feuer anzustecken. Und drehte ich den Kopf in die eine Richtung, mochte ich morgen dorthin gehen. Oder auch nicht.

Man muss allerdings achtgeben, dass das freie Umherziehen nicht mit Herumirren verwechselt wird. Nichts wäre schlimmer als ohne Aufgabe ans Tagewerk zu gehen; dann nämlich fällt der Mensch innerlich zusammen und seine Seele verkrampft sich wie zwei ineinander verschlungene Hände. Und so befließigte ich mich darauf zu konzentrieren, dass meine Gedanken auch stets auf Vergangenheit und Zukunft verharren; dass ich lerne aus dem, das ich gesehen habe, und vorausahne, was mich noch erwarten wird.

Zweifellos würde ich eines Tages wieder in die Zivilisation zurückkehren, ich war ja nicht töricht! Doch wie würde ich diesen Neubeginn annehmen? Und würde er *mich* annehmen, dass ich ein Teil von ihm werde? Ließe sich das erlernte Gefühl der Freiheit auch in Zukunft fortleben? Ich wünschte es sehr. Denn es fühlte sich richtig an. So, als habe die Notbremse der Menschheit, oder dem Rest derselben, besser getan als erwartet. Unzweifelhaft sind weniger Menschen auf der Welt in jedem Fall besser für die Ökosysteme. Worum es mir aber geht: Diese historisch einmalige Gefahrenlage konnte vielleicht mehr bewirken, als jeder zuvor ausgerufene Appell auf Besonnenheit, auf moralischen Umgang mit anderen Volksgruppen und seinem eigenen Lebensraum. Jetzt, da all das gefährdet geworden war, würde der Mensch das Leben vielleicht wieder wertschätzen – anstatt es mit Selbstsucht und täglicher Gleichgültigkeit zu vertun.

Mein Weg war mir mittlerweile so leichtfüßig, dass ich ihn, aller Isolation zum Trotz, weitergehen wollte, bis ich an eine Mauer stoße.

Nun, eine Mauer war es nicht, von der ich aufgehalten wurde, sondern ein Zaun. Und was für einer. Er ließ mir das Mark in den Knochen gefrieren.

Aus der Entfernung meinte ich zunächst, es sey ein Weidezaun, der eine weite Wiese einfasst. Doch das Gras war zu homogen, um eine Viehweide zu sein. Bald erkannte ich, dass es ein Golfplatz war. Und ein vier Meter hoher Zaun aus Metallmaschen umgab den Platz. Das hatte aus meiner Perspektive sogar Sinn, denn man wollte ja die fehlgeschlagenen Golfbälle nicht im Nirgendwo verlieren.

Doch irgendjemand hatte sich desselben Konzepts bedient, um Menschen gefangenzuhalten. Menschen, die jetzt tot waren. Leichenberge türmten sich auf.

Mein Blick schweifte über die leblosen, teilweise übereinandergestürzten und am Zaun aufgestapelten Körper. Allein von meinem Standpunkt aus zählte ich mehr als zwanzig Tote, darunter auch Kinder.

Wie ich am Zaun entlangging, um nach einem Eingang zu suchen, konnte ich den Blick von den Gestorbenen nicht lassen. Sie sahen auch nicht wie Tomacs aus. Ihnen fehlte das Wilde in den Augen, das Blut um den Mund und an

den Händen. Blutig waren sie dennoch, und erst nachdem ich mir einige der dem Zaun am nächsten liegenden Leichen näher angeschaut hatte, war ich überzeugt: Diese Personen wurden erschossen, einige gezielt durch Kopfschüsse hingerichtet, andere von Salven durchlöchert. Und wie sie aussahen, lagen sie schon viele Tage hier.

Was war geschehen? Ich fand es nie heraus, weil mein Weg mich vom Zaun wegführte, ohne dass ich einen Zugang zum Golfplatz entdeckte. Hatte man überlebende Zivilisten zusammengetrieben und sich ihrer dann „entledigt“? Es mussten etwa 120 Personen gewesen sein, die hier verweilten, dann um ihr Leben rannten und es doch nicht schafften.

Bemüht gleichgültig verließ ich den schauerlichen Anblick und versuchte zu vergessen. Ein guter Rat dieser Tage. Dann redete ich mir ein, gar nichts gesehen zu haben, oder dass niemand Schuld an dem Schlachtfeld sey. Meine Vernunft sagte mir: Unsinn sind solche Gedanken! Meine Seele sagte: Gib' mir eine Pause von dem Unglück der anderen, ich habe mit mir selbst zu schaffen! Mit einem zwischengelegten Gefühl fuhr ich am besten, und je weiter ich mich entfernte, desto besser ging es mir.

Würde ich bei der Rückkehr zu einer beliebigen großen Straße solche Lager wiedersehen? Ekel stieß auf, und ich errichtete meinen Schlafplatz diesmal mitten auf einem ungeschützten Hügel, aus jeder Richtung weithin sichtbar. Vielleicht war ich bewusst unvernünftig, um dem ganzen ein schnelles Ende zu machen.

Die Verpflegung ging zur Neige, und ich musste bald wieder fischen oder mich einer Farm zum Plündern nähern. Eigentlich wollte ich das nur ungern. Lieb gewonnen war mir die wilde Natur, die Weite und Freiheit, verglichen mit der Enge der leblosen Stadt Milwaukee, voller Gefahren und Orientierungslosigkeit.

Hell brannte mein Feuer – doch nichts passierte. Von einigen Fledermäusen abgesehen, die in den nahen Felsen hausten, war ich so allein wie die Tage zuvor. Wo immer es raschelte oder Tiergeräusche aus dem nahen Forst in mein Ohr drangen: Nichts davon brachte mich aus der Ruhe. Es war nicht die fehlende Angst – es war die Gleichgültigkeit, die mein Leben fortan bestimmte. Herangereift zu einem weitgereisten Wesen, konnte mich nichts mehr überraschen. Oder arbeitete mein Herz so schwermütig, dass mir das Leiden zur gewohnten Haltung wurde? Würde ich jemals wieder Lächeln können? Würde die

triste Hoffnungslosigkeit je verschwinden?

Die Wandlung

Vier Monate gingen ins Land. Was von mir übrig war, funktionierte wie ein Tier: Mit bloßen Händen scharrte ich im weichen Erdboden nach Essbarem, oder kletterte auf Bäume, um Früchte zu erreichen. Unter Büschen und Felsüberhängen richtete ich mein Schlaflager ein, manchmal für einige Tage. Ob es juckte oder brannte, scherte mich wenig, die Wäsche verrichtete ich in kleinen Tümpeln, einem Bach oder bei Regen.

Meine Kleidung konnte kaum noch als solche bezeichnet werden: Die Hose war am ehesten noch das, was sie eigentlich sein sollte. Der Rest musste fürchterlich gestunken haben, nur nicht für mich. Das Hemd hing in Fetzen an mir herunter und ließ sich nicht mehr flicken. Jedwede Farbe tönnte neuerdings zu einem einheitlichen Grau. Meine Umhängetasche musste ich unterwegs zurücklassen, weil sich Nähte lösten. Ohnehin hatte ich nichts mehr, was ich darin aufbewahren konnte. Die Pistole, eine letzte Erinnerung, steckte mir nach wie vor im Gürtel und wurde gepflegt wie ein kleiner Schatz. Trotzdem war sie mit der Zeit verdreckt, im Lauf hatten sich Fichtennadeln verfangen, die ich nicht mehr herausbekam. Die Waffe war, wie ich, zu einem bloßen Symbol verkommen.

Gerade, da es an der Zeit war, zu den Lebenden zurückzukehren, geschah etwas Bemerkenswertes. An diesem Morgen bedauerte ich, wie so oft in letzter Zeit, mein Äußeres: Die Haut war blass und schorfig, trocken. Das Haar fühlte sich an wie Heu, und es war an seinen Enden aufgebrochen. Während jedes kleinen Feuerchens (das ich noch immer mit einem alten, im Wohnwagen gefundenen Feuerzeug entfachte) achtete ich daher besonders auf meine Haare, dass sie beim zufälligen Kontakt nicht brennen. Wenn ich bedenke, dass ich früher keine drei Tage verstreichen ließ, ehe ich wieder Wasser und Seife an mich ließ! Und jetzt spielte ich mit meinen eingerissenen Fingernägeln und wusste sie nicht zu stutzen.

Angenehm war jene Freiheit, die mich in den vergangenen Wochen getragen hatte. Doch heute, am 126. Tag, fiel mir der körperliche Verfall besonders auf. Abgemagert war ich geworden, und mein Atem roch nach einem kranken

Zahn. Gerne hätte ich einen Arzt an mich gelassen, und einen Friseur. Und einen, der mich für endgültig verrückt erklärt. Aber wenn ich all das in Anspruch nähme – wäre ich dann nicht doch weniger unabhängig als ich dachte? Gerade wollte sich der Rest meiner Eitelkeit zu Wort melden und gegen das Versagen des Körpers argumentieren, da geschah etwas, vor dem erschrak ich so sehr, es hätten auch Kreaturen vom anderen Stern sein können.

Tatsächlich waren es Menschen, aber ich brauchte einige Sekunden, um in ihnen anderes zu sehen als ein Tier des Waldes oder Feldes. Irgendwann, wenn man nichts anderes mehr wahrnimmt, verschwimmt alles zu vier Gliedmaßen und Pelz. Jeder Fisch sieht gleich aus; die Pflanzen unterscheiden sich nicht im Geschmack oder Aussehen, sondern der Konsistenz.

Endlich begriff ich, dass sie von meiner Art sein mussten. Denn sie gingen aufrecht und trugen Kleidung. Sie am Waldrand zu beobachten, war wie das Heraustreten aus einer dunklen Höhle, in der ich mich verirrt hatte. Diese Menschen, tüchtig einen Stoß Feuerholz davonschleppend, halfen mich ins Leben zurückzufinden.

Sie konnten mich unmöglich gesehen haben: Ich selbst hockte, zur Hälfte durch einen Haselstrauch verdeckt, in Deckung. Es waren ein Mann und ein Mädchen. Und es schien mir unmöglich, dass sie welche von diesen garstigen Tomacs waren. Also erhob ich mich ohne Angst und starrte in ihre Richtung – was würden sie tun?

Sie liefen hintereinander und bewegten sich geschickt durchs Unterholz. Immer wieder bückte sich der Mann und hob einen weiteren Zweig auf seinen Stapel. Bald verlor ich sie aus den Augen, denn sie gingen zurück in den Wald.

Sollte ich ihnen folgen? Wochenlang hatte ich kein Gesicht gesehen, und nun gleich zwei. Diese Erfahrung ging mir dergestalt innig, dass mein Herz wild schlug und die herausgetretenen Adern an meinen Unterarmen pulsieren ließ. Eine Chance? Oder ein Risiko? — Verdammte Wirtschaftsanalysen, dachte ich: In meinem früheren Leben hatte ich solche Fälle des Öfteren zu untersuchen und mich für ein Vorgehen zu entscheiden. Stubenrauch, mein ehemaliger Chef, stimmte dem dann wohlwollend zu oder schimpfte über meine törichte Ansicht. Heute war es an mir, eine Entscheidung zu treffen. Nur für mich. Zur Rettung aus der Verwahrlosung.

Die ersten Schritte fielen leicht. Denn nachdem die beiden Sammler wieder im Dunkel des Waldes verschwunden waren, erging es mir wie jeden Tag: Die Weite des Feldes und die Einsamkeit meiner Gedanken. Plötzlich wurde eine andere Stimme laut: Was ist, wenn ich auf eine Straße treffe, wo noch mehr von diesen Leuten versammelt sind? Wie sehe ich dann aus in ihren Augen, so zerlumpt und dreckig?! Also bürstete ich mit gespreizten Fingern meine Haare und rubbelte mir den größten Dreck von Kinn und Stirn. Gegen alles andere konnte ich ohnehin nichts tun.

Nach kurzer Zeit hatte ich den Waldrand erreicht und stand nun dort, wo ich die beiden gesehen hatte. In der Tat, dort waren Spuren zu sehen. Ich ging ihnen nach, als folgte ich der Fährte eines Dachses. (Wie eine Dachs-Fährte aussieht, lernte ich, als ich einer solchen folgte und an dessen Bau stand. Gleichwohl vertrieb mich das fauchende Tier.)

Es war nicht einmal schwer, ihnen unbemerkt hinterherzulaufen. Doch bald wurde der Wald lichter, und ich passierte eine Schranke, die einen Forstweg abriegelte. Stimmen! Stimmen in der Ferne!

Jetzt verstand ich, was sie sagten! Übers ganze Gesicht lachte ich und war erleichtert, dass ich jede Scheu verlor und ganz offen über den hier beginnenden Forstweg schlenderte, als würde ich einen Sonntagsspaziergang unternehmen!

Hinter einer Kehre dann ein erstes Zelt. Ich blieb stehen.

Dicht und unwegsam war der Forst nach wie vor. Aber die Straße war nun asphaltiert und würde gewiss zu einer größeren Straße führen. Ich stand also dort, wo ich für eine Weile nicht stehen; von dem ich mich weitgehend entfernt halten wollte.

Dann begriff ich, dass es keinen Grund zum Zögern gab: Vor Monaten musste ich damit rechnen, von Tomacs und Plünderern verfolgt und getötet zu werden. Deswegen versteckte ich mich ja unentwegt! Doch hier, wo sich bald ein Zelt ans Nächste reihte, wo ich den Außenring eines Camps aus Überlebenden betrat, erwartete man keine dieser Gefahren; hier war etwas anderes im Gange. Es gab keine Wachposten, keine Sperren, keinen Zaun, keinen Stacheldraht, kein Militär.

Vor dem ersten Zelt knisterte ein winziges Feuer, zwei Dosen standen in der Asche und irgendeine Suppe brodelte darin. Es roch widerwärtig. Der Koch rastete gleich daneben und rührte konzentriert. Als ich noch wenige Schritte

von ihm entfernt stand, schauten wir einander an.

Jederzeit hielt ich mich bereit zur Flucht. Würde er Alarm schlagen? Würde er vor meiner Gestalt erschrecken? Würde er eine Waffe ziehen und auf mich losgehen? – Stattdessen schaute er gleichgültig auf seine Dose zurück und rührte weiter, ohne seine Haltung auch nur eine Handbreit zu verändern. Damit hatte ich fürwahr nicht gerechnet!

Dabei sah der Kerl mir gar nicht unähnlich: Auch er hatte, wenn man genau hinsah, ein dreckiges Gesicht und war in abgetragene Kleidung eingehüllt. An der Hand trug er einen schmutzig-weißen Verband. Haare und Bart waren ungepflegt, seine Augen müde. Genau wie ich!, kam mir in den Sinn.

Müßig trottete ich weiter, passierte das nächste Zelt und das nächste Feuerchen. Immer größer wurde die Ansammlung aus lose rechts und links des Waldwegs verstreuter Grüppchen, alle zusammen keine sechzig Menschen.

Weshalb sie gerade hier rasteten, erfuhr ich, als ich ungefähr in der Mitte der Ansiedlung einen kleinen, mit Ketten eingezäunten Aufbau bemerkte: Eine Plattform auf dem Boden, darauf stand ein Mann und benutzte eine Wasserpumpe! Aus einem Hahn rann das kostbare Nass, das ein anderer mit Eimern auffing und an einen Dritten weitergab, der es forttrug.

Noch hatte ich niemanden angesprochen. Noch konnte ich umkehren, ohne dass es jemanden auffallen mochte. Doch warum fiel es niemandem auf, dass ein weiteres hungriges Maul eintrifft? Eines stand fest: Vor Infizierten schien man sich hier nicht zu fürchten. Ich sah auch kein Militär, und keinen Führungsstand, von der zentral gelegenen Pumpe abgesehen. Niemand spielte sich wesentlich als Häuptling auf, niemand hielt die Gruppe zusammen oder verteidigte ihre Grenzen.

Welche wesentliche Entwicklung hatte ich nur verpasst während meiner Abwesenheit? Waren denn Tomacs, diese menschenfressenden Verrückten, nicht länger das Hauptproblem?

Fürs Erste wollte ich mich in die Nähe setzen. Eine Zeitlang bleiben und ausruhen. Nur für eine Weile.

Schließlich erkannte ich hier keine Gefahr und es war insbesondere die von allen ausgestrahlte Ruhe (oder Gleichgültigkeit?), die mir half, mich an das

Menschliche in mir zu erinnern.

Wie ich also wartete und still vor mich hin atmete, schaute ich mir die Gemeinschaft genauer an, mit der ich meine Gegenwart teilte. Beinahe wäre mir der Begriff „Fahrendes Volk“ in den Sinn gekommen, als ich diese Vagabunden beschaute: Sie waren im Durchschnitt nicht weniger zerlumpt und zeigten mir mit ihren trüben, hoffnungslosen Augen ihren Hunger. Die meisten hatten ein mittleres Alter, ich zählte nur drei Kinder, etwa zehn Jahre alt. Und ich fragte mich: Sollten da nicht mehr sein? Oder lebten wir jetzt in einer Zeit, da man aus Angst oder Not seine Familie zerbrach? Eine Zeit, in der man die Angehörigen zurücklässt, um die eigene Haut zu retten?

Keineswegs war das ein Vorwurf. Ich habe diese Angst selbst viele Male am Leib erfahren. In diesen Momenten rettet man nur seinen eigenen Hintern, nicht mehr und nicht weniger. Wenn man einem Kameraden noch beistehen kann, ohne sich in Gefahr zu begeben, dann gut. Aber Helden wurden unter diesen Voraussetzungen nicht geboren. Jeder Impuls zu Leichtsinns oder Tapferkeit endete nur zu rasch im Selbsttod. Und wenn es soweit ist – wenn einem das Monster gegenübersteht und man in jeder folgenden Sekunde erwartet angesprungen zu werden –, dann vergisst man alles um sich herum, eventuelle Angehörige eingeschlossen.

So einige düstere Schicksale dürften sich mit der Zeit ereignet haben: In Gedanken stellte ich mir die Flüchtigen vor, getrieben von Militär oder den Bestien, wie sie ins Umland ziehen, auf der Suche nach einer sicheren Bleibe und etwas zu essen. Genau wie ich es erfahren habe. Dass ich heute davon berichten kann, zählt mich zu den Glücklichen.

Darüber nachzudenken, tat mir weithin gut: Jede Minute im Anblick der sich bewegenden Artgenossen, jedes Wispern und Gähnen, Spucken und Schnarchen, das Quietschen der Wasserpumpe, das Klopfen eines Werkzeugs auf Holz, hier in der Umsäumung eines lichten, am Weg wachsenden Forstes – all das ließ mich wissen: Es ist in Ordnung, wenn ich hier bin und hier bleibe. Denn hier gehöre ich hin.

Bald breitete ich meine Dinge vor mir aus und tat so, als wäre das mein Lager. Niemand kam und protestierte. Dabei saß ich beinahe schon inmitten des Camps, im Rücken eine Gruppe Bäume, dazwischen ein großer Fels, an den ich mich lehnen konnte. Dann betrachtete ich meine Habseligkeiten und imitierte meine Nachbarn: Meinen Gehstock richtete ich ins Licht und prüfte ihn auf Un-

versehrtheit. Jede Kleinigkeit wurde der Größe nach sortiert und aufgereiht. Würde sich etwas davon zum Tauschen anbieten? Sofort steckte ich einige Andenken in die Taschen zurück und schaute mich misstrauisch um: Nicht, dass mir jemand etwas wegnehme!

Dieses primitive Verhalten spinn ich sogar so weit, dass ich kleine Steine, herausgerissene Pflanzenstängel und Fichtenzapfen kreisförmig um mich herum anordnete, um mein Revier zu kennzeichnen. Erstaunlich, dass ich mich beim Schließen des Kreises plötzlich so sicher fühlte! Als hätte ich die Wohnungstür von innen verriegelt. Aber es half nichts: Es braucht seine Zeit, um sich die animalischen Triebe wieder abzugewöhnen.

Den nächsten Kontakt stellte ich, nachdem ich mich mutig genug gewöhnt hatte, mit meinem direkten Nachbarn her: Zehn Schritte entfernt kampierte ein älterer Mann unter einer Plane, die er zwischen Ästen aufgespannt hatte, und über dessen Ende Regenwasser in einen großen Becher geleitet wurde. Es sah so aus, als habe er noch nie ein Lagerfeuer vor sich entzündet; als lebte er „aus der Dose“, oder was er bei der Hand hatte. Vielleicht war auch er gerade erst angekommen.

Um endlich etwas zu erfahren, machte ich auf mich aufmerksam und winkte ihm, in der Hoffnung, er würde die Geste nicht als Anmache missverstehen. Er blinzelte mich ein paar Mal an und nickte, ohne etwas zu sagen. In seinem Gesamtbild wirkte er freundlich und harmlos, also tauschten wir nun Worte aus, beginnend mit dem, womit man immer beginnt: Dem Namen, und woher er käme.

Nachdem das Eis gebrochen war, vereinbarten wir mit Gesten uns zusammenzusetzen, um nicht schreien zu müssen. Neben Mortys Plane fiel ich auf meine müden Knochen nieder. Da es zu regnen begann, zogen wir uns unter sein Dach zurück. So entstand eine vertraute Atmosphäre, die die Zunge löste.

Morty berichtete von seinem Weg durch die Städte. Er hatte, wie ich, die ersten Stunden miterlebt, und wie vieles funktionsuntüchtig wurde: Öffentliche Verkehrsmittel, Straßenbeleuchtung, Geldautomaten, Funknetze. Von einem Tag zum anderen waren wir in die Bronzezeit zurückgeworfen. Ich teilte diese Erkenntnis, denn genauso hatte ich es auch erlebt. Bei seinem Alter ver-

mied er auch keinen Schimpf auf die Technik der Moderne, mit der er sich offenbar nie so recht hatte anfreunden können.

Immer wieder stachelten wir uns mit vergleichbaren Erlebnissen an und bestätigten einander die Fakten und Vermutungen. Wie ich ihm beiläufig von Dr. Morris und seinen Experimenten an Infizierten erzählte, da öffneten sich seine Augen, so als würde man einem Verschwörungsfanatiker in allem eine Bestätigung versprechen: Einige Minuten lästerte er aufgebracht über Regierung und Armee, über Wissenschaftler und verkommene Moral. Wie ich erwartete, zog er nicht selten den Vergleich zu seiner Jugend, in der freilich alles besser gewesen sey. Doch heute agiere die Regierung zu langsam, zu konventionell und trotzdem unbesonnen.

Jetzt fragte ich nach, was er genau meinte. Morty konnte und wollte nicht verstehen, weshalb die Verantwortlichen so lange brauchten, um sinnvolle Entscheidungen zu treffen. Und mit „lange“ meinte er Wochen. Seiner Ansicht nach sollte doch jede durchorganisierte Regierung Pläne für alle nur erdenklichen Notfälle in der Schublade haben. Und wenn ein Land wie das unsrige so viel Geld für Militär ausbebe, dann wäre es doch zu erwarten, dass sie genauso ein Kontingent von „Zivilschutzbeamten“, wie er sie nannte, im Land verteilt haben, die nur auf ihre erste Aufgabe warten: Kommt der Befehl für Plan „X4“, dann wissen die genau, was zu tun ist. Und durch ihre Befugnisse haben alle danach zu springen: Zivilisten in sichere Gebiete bringen, Informationen ausrufen, Hinweise für den Selbstschutz geben, gewaltige Lebensmittellager vorhalten und entsprechend verteilen. Morty befand, dass die Verantwortlichen sich ein Bild vom Wesentlichen zu machen unfähig seien; dass sie die gegenwärtigen Güter höher schätzen als jene Menschen, die diese Güter auch in Zukunft bewahren oder erzeugen können. Er meinte wohl: Menschenleben zu schützen sey das Primat jedweder Unternehmung. Erst bei abgewendeter Gefahr werde (oder sollte) man sich um den Wiederaufbau kümmern.

„Jetzt ist es ja zu spät!“, wiederholte er und pfiß beim Sprechen durch eine Zahnlücke: Er schilderte von der Lage in den großen Städten: Minneapolis habe es besonders hart getroffen. Das war der Ort, an dem er seine ersten Erfahrungen sammelte. Zum Erstaunen aller Beteiligten brach die Infrastruktur innerhalb eines halben Tages zusammen; die Stadt war voll von kopflosen Hühnern; niemand wollte etwas entscheiden oder wusste Bescheid. Dann sollte er mit seinem Linienbus Menschen evakuieren. Als Busfahrer habe man ein Interesse

daran, seine Fahrgäste sicher ans Ziel zu bringen, erklärte er. Doch in Panik und Hast füllten sich die Fahrzeuge und Straßen, dass kein Vorankommen möglich war. Inmitten solcher Staus wurden sie angegriffen und zerfleischt. Die Flucht ging zu Fuß weiter, von Gebäude zu Gebäude, von Gruppe zu Gruppe, und auch hier bildeten Schießwütige die Vorhut, die mit ihrem Lärm nur mehr Monster anlockten.

Vor seinen flammenden Augen mussten sich die schrecklichen Szenen erneut abgespielt haben. Vieles habe er inzwischen vergessen (wollen), und eines Tages schloss er sich einer Gruppe Zivilisten an, die ostwärts zog. Noch immer konnte ihm niemand sagen, warum. Und weshalb es im Süden nicht mehr oder weniger gefährlich sein sollte.

„Auch hier kannst du fragen, wen du willst, Kind!“, beteuerte er: „Niemand wird dir sagen können, was wir hier tun. Wir verweilen, weil es sicher ist. Momentan. Aber können wir auch zurück?“

Wie ich ihn verstanden habe, sahen sie unterwegs Unmengen von toten Infizierten. Die meisten davon schienen auf „natürliche Weise“ verstorben zu sein, nämlich durch Verhungern. Dagegen wären die Städte voll von Leichen, der Gestank unerträglich, das Plündern erschwert.

„Dann ist es wieder sicher?“, fragte ich nach und bezog mich auf die Tomacs, die Infizierten. Denn wenn sie alle verhungert seien, gäbe es ja die Chance auf einen Neuanfang.

„Sicher? Für wen?“ – Und damit hatte er recht. Jedenfalls, wenn ich seinen Ausführungen glaubte. Morty berichtete, dass die Menschen zu Tausenden gestorben seien, ganze Landstriche seien wie leergefegt. Ich erinnerte mich an die großen Pest-Epidemien im Mittelalter, nach denen die Lande und Städte ebenfalls als leer und öd bezeichnet worden sind. Misstrauisch war man einander, und ließ keinen nah an sich heran, aus Angst vor erneuter Ansteckung. Es würde dauern, das Vertrauen zurückzugewinnen. In die regierenden Volksvertreter. In den nächsten Nachbarn und Fremden.

Am folgenden Tag hatte ich Gelegenheit, mich mit einer weiteren Person zu unterhalten. Sie bestätigte mir sogar das meiste, das Morty von sich gegeben hatte: Außerhalb dieses Waldes menschenleere Straßen, nach wie vor kein Kontakt

zu Regierenden, Militär, Infrastruktur.

„Allein die Etablierung einer funktionierenden Versorgung mit Elektrizität sei ein Problem!“, erzählte mir der zweite Nachbar: Er habe unterbrochene Leitungen gesehen, mehr als er zählen kann. Umspannwerke seien während der chaotischen Wochen zerstört worden, abgebrannt oder explodiert. Selbst Fahrzeuge würden kaum noch fahren, da die Tankstellen aufgrund fehlender Elektrizität funktionsunfähig wären.

Und was er mir noch erzählte, ließ mich stundenlang nachdenken, als ich mich wieder in mein Lager zurückgezogen hatte:

Hatten tatsächlich zu wenige Menschen überlebt, um eine funktionsfähige Großgesellschaft zu unterhalten? Waren noch genug Fachkräfte für den Betrieb von lebenswichtigen Anlagen am Leben? Menschen, die sich mit dem Anbau von Feldfrüchten und die Bedienung von Maschinen auskannten?

Ich fragte mich selbst und stellte erschreckend fest: Selbst wenn ich einen Traktor fahren könnte: Welche Frucht sollte ich sähen? Und wann? Und wie weiterverarbeiten?

Woher kommt mein Trinkwasser, wenn nicht aus dem Wasserhahn? Wie stelle ich neue Kleidung her, wenn ich nicht schneidern kann? Wenn mir Stoffe und Nähzeug fehlen? Würde ich ein Haus aufrichten können, selbst wenn alles Baumaterial vor mir auf der Wiese läge? Allein gewiss nicht.

Es musste zunächst dabei bleiben: Man würde sich weiterhin der urchältesten Methoden bedienen: Nehmen, was da ist. Was sich öffnen und essen lässt. Wärme durch Decken, Fetzen, Müll. Schutz durch Löcher, Gräben, Schrott und Schutt. Kommunikation durch Misstrauen, Zeichensprache, viel Gestik und Mimik. So würde man leben müssen, bis sich Menschen wieder organisieren und sich durch ihre Fähigkeiten und Kenntnisse gegenseitig unterstützen können. Bis sie ihr Vertrauen in alte Gewohnheiten wiederfinden. Bis sie sich wieder unbekümmert auf die Straße wagen werden, von einem Ort aus, der eine Adresse hat. Bis zu jenem Tag, da ihnen der größte Kopfschmerz die viel zu hohe Supermarkt-Rechnung ist.

Nicht lange darauf schaute ich auf mich mit der nüchtern gestellten Frage: Was vermissen ich? – Shoppen? Saubere Kleidung? Deodorant? Die Bequemlichkeit des Telefons?

Was wurde fortgeweht? – Die gesellschaftliche Sicherheit, aus der alle nationale Arroganz erwächst? Dass man sich auf den Schutz durch Polizei und

Rettungsschwimmer verlässt und die Stabilität des Preises für Milch und Eier? Dass man sich bedarfsweise einigeln konnte, wenn man es wollte – nicht, weil man es musste!

Und was wurde stattdessen gewonnen? – Seine Sinne wieder intensiver zu nutzen; zu sehen und zu hören, was wirklich ist, und nicht über einen technischen Schnick-Schnack übertragen wird? Sich klein und verletztlich zu fühlen unter allen anderen Lebewesen? Die Möglichkeit, Beute zu sein? Der Umgang mit Unkenntnis?

All das schult uns doch Mensch zu sein! Daher war diese weitreichende Katastrophe letztlich von gutem Wesen. Nicht für die Gestorbenen. Aber für alle anderen bedeutete sie einen Neuanfang.

Nun galt es, die Chance wirklich wahrzunehmen und sie zu einem Neuanfang zu nutzen, der seines Wortes gerecht würde: Denn wenn nur wiedererrichtet würde, was untergegangen ist; wenn sich die leeren Straßen mit denselben seelenlosen, selbstüchtigen Geschöpfen füllen, die auch ehemals gewandelt sind ..., dann hat niemand etwas gewonnen. Man mochte sagen: Dann waren die vielen tragischen Tode vergebens.

Was es jetzt brauchte, das war ein starker Anführer, und viele, viele gelehri-ge Geister, die einen Grundgedanken teilen: Das Alte hinter sich zu lassen, um sich endlich weiterzuentwickeln. Sollte das nicht möglich sein? Mein Wunsch wäre es. Und sicher auch der von anderen.

Sehe ich in die hilflosen Gesichter, wurde man von Agonie geradezu niedergestarrt: Ihnen allen fehlte eine gemeinsame Aufgabe, eine gemeinsame Identität, um Dinge wie Namen, Grenzen, Nationalbewusstsein abzulegen; um sich endlich, nach sechs Millionen Jahren Menschheitsgeschichte, als ein einheitliches Volk zu bekennen; ein Volk, das nicht untereinander zankt, sondern wenn, dann gegen widrige Umstände wie eine Naturkatastrophe, meinetwegen gegen eine Invasion von Außerirdischen. Aber sie müssen einig sein und guten Willens; das zukünftige Menschengeschlecht möge zuversichtlich und nicht nachtragend sein; es soll nicht die Schuldigen suchen, es soll lernen aus den Geschehnissen.

Dieser letzte Gedanken führte mich auf den richtigen Pfad, war aber noch nicht

Grund genug, den Sinn meines zukünftigen Lebens zu erfassen. Dazu sollte noch etwas anderes geschehen.

Es war der dritte Tag nach meiner Ankunft im Lager. Inzwischen hatte ich mich umgesehen und kannte die eine Hälfte schon recht gut. Doch das Lager erstreckte sich über Dutzende Zelte in entlegene Winkel des Forstes, dass man kaum alle Mitglieder zählen konnte. Und an ein Weiterziehen war auch nicht zu denken: Man hatte sich hier zunächst festgelegt, es fehlte im Prinzip nur noch ein Ortsschild.

An der Pumpe arbeiteten unermüdlich fünf Männer, die einander abwechselten. Weitere Vertraute verteilten das Wasser unter den Verstreuten: ja, sie gingen mit einem Eimer herum und füllten den Gestrandeten die Becher und Schalen! Nichts davon erforderte eine Entlohnung.

Darüber staunte ich so sehr, dass ich jetzt erst begriff, in welcher ekelhaften Welt ich jahrelang gefangen war, ohne es zu wissen: Die wichtigste Aufgabe des Menschenwesens scheint mir heute darin zu bestehen, sich auf das Lebenswürdige zu konzentrieren, ungeachtet der Mühen oder Kosten. Hier versorgte niemand den nächstbesten Fremden mit Wasser, weil er eine Gegenleistung erwartete; oder weil er glaubte, er könne aus Dankbarkeit seine Anhängerschaft mit Waffendienst bekundigen. Nein, im Lager wurde geteilt, was man hatte, und wenn es aufgebraucht war, gab es keinen Streit. Die sich hier zusammengefunden hatten, schienen in der Tat die Prototypen eines neuen Menschengeschlechts darzustellen, wenn ich dieses Idyll einmal überschätzen darf.

Ich beobachtete einen Jäger, der zerlegte einen Hasen. Und wie er an vier oder fünf Menschen verteilt hatte, und der sechste mit leeren Händen abziehen musste, da hielt er ihn zurück und teilte das wenige noch einmal.

Nicht nur das: Aufgaben wurden denen zugewiesen, die sich am besten damit befassen konnten. Es war nicht wie in der alten Welt, in der es viel zu oft vorkam, dass jemand eine Arbeit verrichtet, für die er nicht geeignet ist, nur weil er nichts anderes sich zu beschäftigen und entlohnen findet. Es fehlte an diesem durchdringendem Zwang, für seinen Lebensunterhalt unentwegt zu kämpfen, damit meine ich Geld verdienen und wieder loswerden in dieser globalen, niederträchtigen Perversion namens Marktwirtschaft.

Auch mir teilte man bereitwillig Wasser zu, und man bot mir Brei aus zerstampften Hülsenfrüchten an – nur weil ich in der Nähe von Topf und Flamme stand! Verblüfft griff ich zu und lernte mit jeder Sekunde eine neue Daseins-

form, die mir gefiel. Nicht nur gefiel – die ich als eine erkannte, wie sie eigentlich vorherrschen sollte unter so intelligenten Lebewesen wie uns.

Dann nun geschah, auf das ich eingangs hingewiesen hatte: Wie ich im Lager herumging und ich das Gefühl behielt, immer bekannter zu werden, entdeckte ich einen alten Mann, der erinnerte mich an jemanden. Er saß unter einem flachen Dach aus Wellblech und fummelte mit einer Pinzette oder einem anderen kleinen Werkzeug in so etwas wie einem Radio herum. Da mich die Erinnerung so sehr bannte, verweilte ich ein wenig, hockte mich jedoch in sicherer Entfernung ins deckende Gebüsch.

Und endlich fiel es mir zu: Stubenrauch! Das war doch Stubenrauch!

Dass ich ihn nicht erkannt hatte, lag an seiner üblen Verfassung: Wenn es nur der abasierte pissgelbe Schnauzer gewesen wäre! Doch Stubenrauch hatte es hart getroffen, dass ich sogar Mitleid empfand: Ein Auge war ihm ausgestochen worden; das Gesicht von tiefen, auffällig verzweigten Narben übersät. Und als er sich einmal erhob, um sich die Beine zu vertreten, da humpelte er. Dass er so eine Marter überlebt hatte, kam mir wie ein Wunder vor.

Noch bemerkenswerter war allerdings, dass Stubenrauch zu einem Lächeln gefunden hatte. Das Reparieren von technischen Geräten, das ich ihm im Übrigen gar nicht zugetraut hatte, schien ihn wie das Ausüben eines Hobbys mit glückseliger Erfüllung zu ergreifen! War dieser verlogene Mist-Sack am Ende nun doch geläutert und gezähmt?

Irgendwann kam eine Frau mit einem Kessel bei der Hand. Wie der Alte das sah, kramte er seine Schüssel hervor und hielt sie ihr hin. Sie wartete, schenkte ihm ein und zog weiter. Gleich darauf rannte ein Kind auf ihn zu, sie schienen sich zu kennen, und es blieb brav bei ihm und zeigte keine Furcht vor seinem entstellten Gesicht. Am Ende eines kurzen Worttauschs lachte er mit ihm. Dann teilte er seine Suppe, indem er mit dem Löffel die Hälfte davon auf des Kindes Schüssel schob, und sich anschließend dem Rest widmete.

All das bestaute ich im Geheimen – ich wagte nicht, mich ihm erkennen zu geben. Vielleicht hätte er auch mich nicht erkannt. Wann war nur aus diesem Manager-Ekel ein Altruist, ein hilfsbereiter Gefolgsmann geworden? Und weshalb?

Eine Weile bedachte ich, ob er durch seine Verletzung einen Gedächtnisverlust erfahren hatte. Möglicherweise wusste er gar nichts mehr von seinem alten Leben. Aber behält man nicht dennoch seine Gewohnheiten?

Oder hat die Welt mit ihrer erschreckenden Aussichtslosigkeit seine pessimistische Einstellung übertroffen, dass sich sein Gemüt wandeln musste? Ist dies das Geheimnis der Seelenrettung?

Aufmerksam lauerte ich im Gebüsch und wollte noch ein wenig weiter schauen, was er triebe. Denn immerhin kannte ich ihn viele Jahre und wusste um bestimmte Gewohnheiten, routinierte Gesten und Wortlaute. Auch wenn ich ihn nicht ändern konnte – oder wollte! –, blieb ihm zu beobachten spannend. Es war ein wenig so, als würde man vom Schicksal eines Ex-Freundes erfahren, doch nicht im Sinne von Schadenfreude. Sondern Neugier.

Nach seiner Mittagspause wendete sich Stubenrauch sogleich einer neuen Beschäftigung zu: Er legte die Feinwerkzeuge und Elektronikteile beiseite und zog sich eine weite Schürze über. Sie verdeckte das meiste der zerschlissenen Kleidung mit einem einheitlichen, sauberen Farbton. Und die Sauberkeit war bei seinem jetzigen Tun auch notwendig!

Aus einer Kiste zog er Stoffbahnen und Stoffreste, und etwas, das wie ein zur Hälfte fertiggestelltes Gewand aussah. Er lehnte sich bequem an die Rückwand seiner Hütte, überschlug die Beine und legte sich die Stoffe auf den Schoß. Dann griff er besonnen nach einer Schatulle, wohl einer Zigarrenkiste, und kramte daraus Nähzeug hervor, mit dessen Hilfe er sich ans Werk machte!

Für eine Sekunde wollte ich doch noch einmal nachdenken, ob ich wirklich Stubenrauch beobachtete, oder einen Fremden, der ihm nur ähnlich sah. Doch es bestand kein Zweifel: Er war es, mit einigen neuen Fähigkeiten.

Woher wusste er, wie man Radios repariert? Oder eine Naht sticht? Und tat er es für sich selbst oder diente er der Gemeinschaft? Sah ich es mir genauer an, konnte das Gewand – seine Näharbeit – unmöglich für ihn sein!

Und als er geschickt die Nadel hielt, verharrte er kurz mit seinen Augen auf dem aufgesteckten Fingerhut an seinem rechten Zeigefinger. Er betrachtete das glänzende Ding so naiv wie ein Kind, und wusste dennoch damit umzugehen. Er drehte das Hütchen, schaute einmal darauf und einmal darunter, bevor er die Nadel wieder fliegen ließ, so tüchtig und konzentriert, als würde er morgendliche Börsenberichte durchblättern.

Und da geschah, dass ich erkannte: Wenn dieser ehemals nutzlose Bastard

eine sinnvolle Tätigkeit finden kann – dann ich doch auch!

Sollte man so ein geschichtsträchtiges Ereignis wie das Gegenwärtige nicht schriftlich festhalten, wie es ein Chronist tun würde? Die fünfte oder gar zehnte Generation nach uns würde es danken. Sie wird es nicht verstehen, es wird sie nicht belangen, und viele Daten und Namen werden verloren gehen. Die Überlebenden verblassen zu einem Wort, einer Gemeinheit, die diesen und jenen Kräften hilflos ausgesetzt gewesen waren. Als würde man vom Verdrängen der Ureinwohner durch Eroberer im 16. Jahrhundert sprechen, und sich nur an wenige Namen von Häuptlingen und Hauptmännern erinnern, noch weniger an Beweggründe und Ursachen für lokale Gemetzel und Raubzüge. Legenden könnten sich bilden, Helden heraustreten aus dem Dunst eines wortreichen Erlebnisberichtes. Es wäre die Rede von Schätzen und verborgenen Orten, die es angeblich gegeben haben muss. Vielleicht wird unsere verlorene Menschlichkeit eines dieser Mysterien sein.

Und heute stehe ich an der Wurzel dieser Geschichte, und habe die Möglichkeit, förderlich und wahrheitlich meinen Teil zu leisten. Ob das mehr oder weniger wert ist als das, was ein anderer Überlebender beiträgt, muss ich die Nachkommen beurteilen lassen. Aber ich kann mich einbringen mit den Fähigkeiten, die ich gut beherrsche: Ganz wie in meinem vorherigen Leben würde ich mein trainiertes Kurzzeitgedächtnis anwenden, meinen guten schriftlichen Stil, die Akribie und Zuverlässigkeit, die ich in unzähligen Diktaten für Stubenrauch bewiesen habe. Orte, Namen und Zeitpunkte würden unter meiner Feder zusammenfließen – zu einer Geschichte werden.

Niederschreiben würde ich gewissenhaft die Erlebnisse, die mir widerfahren sind. Für jede Person, der ich begegnet bin, wollte ich ein Dossier verfassen. Um sie im Gedächtnis zu behalten, und andere zu mahnen oder zu inspirieren.

Und so fasste ich den Entschluss, meinen Lebenssinn in dieser Aufgabe zu finden.

Sogleich war ich ungemein motiviert und wollte mich ans Werk machen. Allein, es fehlten mir Stift und Papier.

So schlich ich fort von Stubenrauchs Werkstatt, zurück zu meinem Lager, und hielt bei jedem Schritt die Augen offen nach Brauchbarem. Das kannte ich

von früher, und ich fand wenig Verlegenheit darin, mit bloßen Händen den Müll von anderen zu durchwühlen. Bald fanden sich große Stücke Pappe, auf die ich schreiben, dann zuschneiden und später binden wollte.

An diesem einen Tag kam ich ein weiteres Mal in schweigsames Staunen, als ich plötzlich den Werkzeugkasten erkannte. Ja, jenen blauen Werkzeugkasten aus Metall, der mich seit Beginn meiner Odyssee verfolgt hatte. Ganz sicher war ich mir, dass es derselbe sein musste: Wieder erkannte ich Delle und Aufkleber, und wie ein Schicksalsanker war er an meinen Weg gebunden, dass wir uns immer wieder begegneten. Schwarzer Talisman!, flüsterte ich ehrfürchtig und wollte mich verneigen vor diesem verdammten Ding, in dem immer andere einen Nutzen zu erkennen glaubten. Wenn sie sich aber damit abgaben, war er ihnen am Ende eine Last, die ihr Ende besiegelte.

Gegenwärtig befand er sich im Besitz eines dünnen Mannes, der kramte darin herum, zog einen Winkel heraus und dazu einen Schraubenzieher. Er arbeitete mit allem, was sich darin finden ließ, und wendete sich dem Rohbau einer Hütte zu, die er mit Kleinteilen zu stabilisieren versuchte. Ein langer Ast lehnte an einer Seite und hielt über Stricke ein Dach, unter dem offenbar irgendetwas gelagert werden sollte. Mit dem Fuß schob er den blauen Teufel über den Boden, während er konzentriert einen Nagel eintrieb und besagten Winkel anschraubte. Dann ging er für einen Moment mit einem anderen Mann fort.

Ganz plötzlich stand ich selbst nur wenige Schritte vor meinem Widersacher, der mir niemals Gutes beschert hatte. Wie viele Leben hast du auf dem Gewissen?, fragte ich ihn, denn es stand niemand in der Nähe, der mich hören konnte. Es muss furchtbar albern ausgesehen haben, wie ich mit diesem Ding sprach. Trotzdem war es wie das Wiedersehen mit einem alten Freund; einem Vertrauten aus vergangener Zeit, von dem ich mich nie richtig hatte verabschieden können. Wohl auch, weil wir nie so eng zueinander standen, wie es meine (menschlichen) Begleiter zeitweilig annahmen.

Groß öffneten sich meine Augen und ich hockte mich auf den Boden. Ein flinker Griff zwischen die chaotisch liegenden Werkzeuge belohnte mich mit einem gänzlich unbenutztem Zimmermannsbleistift. Kein Geschenk hätte mich mehr erfreuen können:

„Verfluchte Kiste. Endlich nützt du *mir* mal was!“

Nachbemerkungen des Verfassers

Als Film würde dieser Roman eine Mischung aus *road movie* und *zombie outbreak* darstellen. Anlass des Verfassers für den Geschehnis-Entwurf eines ansonsten so untypischen, modernen, zuweilen albernen und unrealistischen Science-Fiction-Genres war Neugier, auf welchem Wege Verfasser bekannte Zutaten („gesellschaftliche Ordnung zerfällt durch Angriff der Untoten“) in neue Darstellung lenkt, und zwar, weniger die Abscheulichkeit der Gefahr zu schildern, als die Hoffnungslosigkeit und Hilflosigkeit der in Sozialstudie ausgezeichneten Hauptfiguren. Der Roman ist daher weniger Ernst als Unterhaltung.